Staatl. Bibliothek
Regensburg

Germ. 149e/12

III. 123. 12
Geom. 149

Barneck und Saldorf.

Von

August Lafontaine.

Zweiter Theil.

Berlin,
bei J. D. Sander.
1805.

205910

MD 2400 S782

---Fragen des Leninismus(Voprosy leninizma, dt.) [Von] Iosif Vissarionovič Stalin. 1947.
107652

75/BG 4590 S782

---Fragen des Leninismus(Voprosy leninizma, dt.) [von] Iosif Vissarionovič Stalin. 1947.
139039

Familiengeschichten.

Von

August Lafontaine.

Zwölfter Band.

Barneck und Saldorf.

Zweiter Theil.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander
1804.

Gem.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
149

Barneck und Saldorf.

Zweiter Theil.

14.

Das Tagebuch.

(Elise an Saldorf.)

O, sieht uns denn nicht segnend dasselbe Auge voll Güte, wie uns derselbe Himmel bedeckt? — Wo du jetzt auch seyn magst, du bist unter dem Schutze der ewigen Güte, und meiner, wohl ohnmächtigen, doch eben so ewigen Liebe. Dort stehst du, dort; von dorther schauest du, wohin alle Sterne, wohin Mond und Sonne gehen. O, warum kehrt nicht ein Stern zu mir zurück! Er würde mir deine Grüße mitbringen, den reinen Ton deiner sanften Stimme, und sogar dein Bild. Warum verschwindet der Stern, der im Westen am Himmel empor blickt, zu schnell, ehe ich denken kann: er kam von dir! Tiefer senkt sich die glühende Streife

des Mondes in den Nebel, tief nach Westen hinab. O Alexander, siehst du ihn schon? Welchen der tausend Sterne erblickst du? welcher von allen geht dir jetzt auf, daß ich ihm den Gruß der Liebe an dich mitgeben kann! Lächle, mein Geliebter; über das weite Meer, unter dem stillen Gewölbe des Himmels, ruft Elise dir zu: sey gegrüßt, Alexander!

Da zittern wieder verschwindend der Himmel und die Sterne mit langen Strahlen, in den zusammenrinnenden Thränen meiner Augen. Weit; weit von mir, tief unter dem Horizonte bist du. Ein unermeßliches Meer hebt drohend zwischen uns den unabsehbaren Rücken. O, wie ich zu meiner eigenen Qual den Raum, der zwischen uns liegt, berechnet, gemessen habe! Warum that ich das! Vorher war mir das Meer nur der kleine See, der unter meinem Fenster wie ein glatter Spiegel liegt, und sich zwischen schattigen Gebüschen im Nebel verliert. Am jenseitigen Ufer, dachte ich lächelnd, steht Er; am diesseitigen ich. Ein Nachen, ein Paar

Ruderschläge können uns zu einander bringen. Ich wollte, wie ein Kind, die Schritte zwischen uns zählen, und jeder wurde eine Meile, der See ein unergründliches Meer, die kleine Welle von einer fallenden Blume eine drohende Woge, jedes Lüftchen ein wüthender Sturm, der Raum zwischen uns die Unermeßlichkeit.

O, wie ich das Meer auf der Karte vor mir mit meinen Thränen benetzte! wie jeder Windstoß, von dem die Wetterfahne auf unserm Hause klirrte, mir das Herz zerbrach! Doch, Alexander, obgleich die Sterne, die mir im Westen verschwinden, dir erst aufgehen, so deckt uns doch Ein Herz voll Liebe schützend; und ob ich auch weine, so erhebe ich doch den Blick voll Hoffnung zu Gott, der mich und dich sieht, und der Freund unsrer Liebe und unsrer Tugend ist.

Gott Lob! Ihr seyd glücklich angekommen. Die Holsten hat mir einen Brief von ihrem Bruder geschickt, der mit dir auf demselben Schiffe gewesen ist. Darin steht dein

Nahme mit dem Zusatz: „er ist finster und still.“ Bin ich denn heiter und laut? O, mein Alexander! als ich die Worte gelesen hatte: „wir sind alle wohl und gesund;“ da hob ich freudig den Brief empor, sank auf die Kniee, und — als ob ich mit der Vorsehung um den Lohn der Tugend gedungen hätte — rief ich: nun will ich gut seyn, wie ein Engel! Wie wirst du über deine Elise lächeln, wenn du liesest, daß sie Wort hielt, daß sie besser wurde! Ich erröthete, als ich fühlte, daß es mir nur an dem Entschlusse gefehlt hatte, gütiger, nachgebender zu seyn, als sonst. Der Widerwille gegen meine Mutter lös'te sich in Wohlwollen auf, und sogar der Haß gegen Eduard verlor von seiner Schärfe. Ach, seinem Feinde wohlthun, ist nicht schwer; aber ihm verzeihen, ihn lieben! Ich weiß wohl, daß du den Wunsch, das letzte zu können, für eine fromme Schwärmerei hältst. Aber das weibliche Herz hat gewiß andere Tugenden, als das Eurige. Ihr dürft hassen, weil ihr schützen sollt; wir müssen verzeihen und lie-

ben, weil wir versöhnen sollen. Ihr müßt dem Feinde trotzig entgegen treten; wir dürfen ihm nur entfliehen. Ihr dürft erröthen vor Zorn; wir nur vor Scham. Darum liebt ihr uns, und wir Euch; darum gehören Mann und Weib zusammen, und sind Eins.

Meine Mutter hat meinen Vater umgestimmt. Man redet schon wieder von einer Reise in die Residenz. Ich werde gehorchen müssen, um den Frieden zwischen meinen Eltern zu erhalten. Das thue ich ungern; denn ich bin hier in meiner Einsamkeit glücklicher, als ich es in der Stadt seyn kann.

Nun ist es Winter, mein Alexander. Die Zeit bedeckt mit ihrem Schleier alles: die leisen Seufzer des Kummers, das laute Geschrei der Angst, das Lächeln der Zufriedenheit, das Jauchzen des fröhlichen Herzens. Hinter ihr verstummet Alles, und wird zu Staub, zu Nichts. Auch unsre Liebe, Alexander? auch das Glück, auf das ich

hoffe, das ich erwarte? — Ein Blitz aus tiefer Nacht in tiefe Nacht. Noch funfzig Sekunden, die der Sterbliche Jahre nennet: und unsre Asche ist vergessen; unser Glück, unser Schmerz verträumt; unsre Plane, unsre Hoffnungen, unsre Wünsche — mögen sie erreicht seyn oder nicht — erloschen, vernichtet. Eine andre Welt über unserer Asche, andre Seufzer, andre Wünsche, andre Plane.

Ach, ich starre zitternd hinaus in die dunkle, öde Nacht, die alles Leben bedeckt! Was ist jenseits? was jenseits, Alexander?

Und doch ist dieses Vergehen aller menschlichen Schicksale mein Trost, mein Schutz, mein Muth. Was können mir meine grausamen Verwandten sonst thun, als was die Natur ein Paar Minuten später thut: mich tödten? — Ich will nicht! sagte ich meiner Mutter ruhig, als sie in mich drang, daß ich Zabern meine Hand geben sollte. Dein Wille, erwiederte sie lächelnd, wird uns nicht hindern. Und doch, Alexander, an diesen wenigen Worten: ich will nicht! zerschellt die

Welle der menschlichen Gewalt. Ich will nicht! Alexander, weißt du nun, daß ich dein bin?

Schwerer ist es mit meinem Vater. Ich war sonst seine Freude; sein lächelnder, segnender Blick begleitete mich auf jedem Schritte, den ich im Zimmer that. Er wußte nicht, wie er sein Lob, das er mir so gern ertheilte, väterlich genug einkleiden sollte. Bald lobte er meinen Schneider, um mir zu sagen, daß mein Wuchs ihm gefalle; bald liebkos'te er mich für eine gute Handlung, die ich nicht gethan hatte. Er stellte sich, als läse er, um mich nicht merken zu lassen, daß er auf mein Spiel, auf meinen Gesang horchte. Es freuete ihn, wenn ich Bewunderer fand, nur um mich loben zu hören. Ach, jene glücklichen Zeiten sind vorüber!

Er liebt mich noch; seine Liebe vergrößert aber seinen Unwillen über mich, weil er glaubt, daß ich ihn nicht liebe. Finster geht er neben mir hin, und heftet, wenn ich ihm den Thee bringe, sein Auge auf die Flamme im Kamin. Neulich war ich mit

ihm allein. Er saß am Kamin, und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf mich: es schien, als bäte er mich, die ehemaligen Zeiten wiederkehren zu lassen. Ich redete ihn an; er antwortete aber mürrisch. Da setzte ich mich an das Klavier, und spielte eine Arie, womit ich ihn als Kind einmal an seinem Geburtstage überraschte. Ich blickte von der Seite nach ihm hin, und sah, daß er, wie sonst immer, den Takt dazu schlug. Nun konnte ich nicht fortsingen, und fing an zu weinen. Da rief er mit dem alten Tone: Elise! und als ich mich umwendete, hielt er mir beide Arme geöffnet entgegen. Ich flog an seinen Hals, setzte mich auf sein Knie, und weinte an seiner Wange. Seine Augen sagten mir, daß er gerührt war. Er suchte es mir zu verbergen; doch zuletzt wurde er von meinem zärtlichen Schmerze überwältigt, und sagte: mein Kind! Seine Stimme wurde so bebend, daß ich mit Zittern Thränen in seinen Augen zu sehen erwartete. „O mein Kind,“ sagte er; „ruf mir die alten Zeiten zurück!“ Ich

weinte stärker. „Gieb dem Vetter Eduard deine Hand!“

Das allein kann ich nicht, sagte ich mit der leisesten Stimme, und mit brechendem Herzen. Er ist ein Bösewicht, mein Vater.

Nun wendete er alles an, was väterliche Bitten Rührendes haben können. Er zerdrückte mein Herz, und ich wünschte in seinen Armen zu sterben; doch meinen Entschluß änderte er nicht. So geh! sagte er am Ende kalt, und wendete das Gesicht von mir ab. Du bist nicht werth, daß ein Vater dich bittet, wo er fodern kann. Es ist wahr, was deine Mutter sagt: deine Tugenden sind nichts, als Hochmuth und Egoismus. Geh!

Er stand auf, und verließ das Zimmer. Ich habe nie mehr gelitten, als an diesen drei Tagen; denn ich fürchtete, seine Liebe wäre Haß geworden, da er mich so kalt, so rauh behandelte. Doch als meine Mutter von ihrer kleinen Reise wiederkam, wurde er in ihrer Gegenwart sanfter, als sonst. Er liebt mich noch; denn er wollte mir Vor-

würfe von meiner Mutter ersparen. Ich weiß sogar, daß er mich gegen sie vertheidigt. Er will mir zeigen, daß er erzürnt auf mich ist; und doch wendet er tausend kleine Kunstgriffe an, mir alles zu geben, was er mir sonst gab, ohne dabei das väterliche Ansehn aufs Spiel zu setzen. Ach, Alexander, unter dieser Liebe verzagt mein Herz; dem Hasse meiner Mutter setzt es sich stolz entgegen.

Mein Vater hat einen neuen, schärferen Haß auf dich geworfen, weil du unsre Armee verlassen hast, und für die Kolonieen streitest. Ich darf dich nicht gegen ihn in Schutz nehmen, um ihn nicht noch mehr aufzubringen. O Alexander! mußt du denn gegen deine Brüder kämpfen? — Doch ich schweige; denn ein Weib darf nicht beurtheilen, was der Mann thun muß.

Nein, du streitest nicht für die Kolonieen, hat mir die Holsten gesagt, und auch ein invalider Officier, der zurückgekommen ist. Du schweifst im Lande umher. O Alexander! wie ein Kind höre ich jetzt zitternd alle

Erzählungen von den fürchterlichen Gefahren jenes Landes, von Strömen, die über eine Meile breit sind, von unermeßlichen Wäldern, aus denen kein Mensch zurückfinden kann, von Ueberschwemmungen großer Provinzen, von ganzen Nationen, die Menschen verzehren. Ich weiß nicht, ob das alles wahr ist; doch meine Liebe hält es dafür. Mein einziger Geliebter, zwischen diesen Riesenströmen seh' ich dich umher irren; ich sehe, wie die Ströme anschwellen, wie sie ihr Ufer übersteigen, wie die Wellen dich verfolgen; ich sehe dich kämpfen mit der allgemeinen Verwüstung, sehe dich umgeben von den andringenden Wellen, sehe deinen Leichnam todt auf den Fluthen umhergetrieben, und erstarre!

Bald sehe ich dich in den Händen der grausamen Wilden, umringt von ihrem Mordgeschrei, verzehrt von den Flammen ihres gräßlichen Festes. Bald irrst du umher in den Wäldern, ohne Lebensmittel, die Beute des Hungertodes, oder wilder Thiere. Ach, Alexander, welche schreckliche Träume mar-

tern mich jetzt! O, ich gäbe das Leben für eine Zeile von deiner Hand! Zitternd und bleich gehe ich umher, als wäre ich verirrt in den Wüsten, von schreckenden Strömen eingeschlossen, von grausamen Wilden umringt. Und bin ich es nicht? Ich wohne in der Residenz.

Schrecklich, Alexander! es waren nicht Mährchen, vor denen ich zitterte. Womit soll ich mich jetzt beruhigen? Da lese ich eine Beschreibung des fürchterlichen Landes, das dich einschließt, eine Schilderung der grausamen, unmenschlichen Nationen, die du kennen lernen willst. O, wäre ich bei dir! Könnte ich mit dir jene unermeßlichen Wälder durchstreifen! jene Einöden, in denen noch nie eine menschliche Stimme ertönte! In diesen stillen Wäldern wollten wir der Liebe eine Hütte erbauen; ich würde an deiner Seite jagen, fischen, Früchte sammeln, und Blumen, mich und den Geliebten zu kränzen. O süße Träume! Warum ist nur das wirklich, was die Natur Schreck-

liches hat! — Alexander, jetzt sitze ich an der Landkarte, und zähle die Ströme, und hebe die Gebirge steil empor, um dir den Eingang in die Wildnisse zu wehren, die dein Muth nicht fürchten wird. Die Wildniß, welche die Zuflucht der Liebe hätte seyn müssen, ist für mich der Aufenthalt des Schreckens geworden. O, nur eine Zeile von deiner Hand! Aber, ach! du hast ja versprochen, mir nicht zu schreiben.

Nun denn, auch das Uebermaß des Unglücks giebt Muth. Der Unglückliche vertheidigt den letzten Rest seines Glückes mit kalter Festigkeit; und hat er am Ende alles verloren, so steht er unangreiflich da. O, Alexander! dem Herzen, das von der Erde, von dem Leben so unermeßlich viel hoffte und foderte, ist nichts mehr übrig, als der Wunsch zu sterben, oder — weh! daß ich es sagen muß! — als Rache. Kein Brief nennt mehr deinen Nahmen. Mit einer Mühe, die einen bessern Erfolg verdient hätte, habe ich mir endlich einen Brief

von deinem Freunde Barneck verschafft. Meine glühenden Augen durchliefen ihn, um den Nahmen Saldorf zu finden. Vergebens! Niemand spricht von dir! Niemand! Wenn ich die Augen flehend auf meine Holsten wende, so ist ihr Blick ein Todesurtheil. O Alexander! mein ahnendes Herz hatte Recht. Du bist eine Beute der Wellen, des Hungers, der Wilden geworden! Jtzt durchirre ich in meinen Träumen jene Wälder, um dich zu suchen. Dich? nur deinen Leichnam. Ich finde ihn, stürze über ihn hin, und sterbe auf deinem erstarrten Herzen!

O, wie ich diesen Eduard hasse, der dich in den Tod jagte! Wie ich jetzt wünsche, tausendmal mehr von ihm geliebt zu werden, um ihm mit meiner Kälte die Qualen zu vergelten, die ich fühle! Und dieser grausame Mensch wagt es noch jetzt, um meine Hand zu bitten! Der verkehrte Elende! Er allein nennt deinen Nahmen zuweilen, und sagte heute: wahrscheinlich ist er todt! — Er ist es! erwiederte ich mit funkelnden Augen; und Sie, sein Mörder, der ihn in das Grab

stürzte, Sie wagen es, mir seinen Tod anzukündigen? Ewiger Haß ist alles, was ich für Sie empfinden kann! —

Und dennoch erhebt sich aus dieser dunkeln, hoffnungslosen Finsterniß von Zeit zu Zeit ein Strahl von Hoffnung. Was haben wir denn verbrochen? — Dringe in die dichtesten Wälder: du mußt Wege geöffnet finden. Gäbe es eine Vorsehung, wenn wir verzweifeln müßten? —

Aber, ach! vielleicht benetzt mein Auge dein Grab!

Du lebst! Barneck hat geschrieben: du gehst nach Europa zurück. O Alexander, als die Holsten mir den Brief geschickt hatte, als ich die Worte las, und nun laut jauchzend vor betäubender Freude aufsprang, meine Kammerjungfer umarmte, ihr alles, was ich an Gelde hatte, schenkte; als ich, mit dem Briefe in der Hand, an den Lippen, an dem Herzen, nur an dich dachte, und meiner Tante, die auf mein Geschrei herbei kam, zurief: er lebt! mein Saldorf lebt! —

Ich war außer mir, ganz außer mir, und wußte von nichts, bis meine Lebenskraft unter der schnellen Freude erlag, und ich mit einer süßen Ohnmacht rang. Da erst besann ich mich; da erst sah ich wieder, unter welchen Menschen ich lebte.

Doch das Gefühl meiner Freude wurde dadurch nicht verbittert, nicht durch Ameliens Spott, nicht durch des Oberhofmeisters Vorwürfe über den unanständigen Ausbruch meiner Leidenschaft, nicht durch die giftigen Blicke meiner Tante. Ja, sagte ich; da Sie es nun einmal wissen, so leugne ich gar nicht, daß die Nachricht von Saldorf mich unaussprechlich beglückt hat. „Sie sind eine Thörin," sagte der Oberhofmeister kalt. — „Eine große Thörin!" wiederholte meine Tante heftig. Eine kleine verliebte Thörin aus den Zeiten der Banise! setzte Amelie mit einer leichten spöttischen Verbeugung hinzu.

Ich floh mit meinem Herzen voll Entzückens schnell in die Einsamkeit, und bedauerte es, daß ich diesen Menschen meine Gefühle Preis gegeben hatte.

Seit diesem Tage beträgt man sich aber gegen mich ganz anders. Man drohet mir aufs neue mit Gewalt, und mein Vater ist wieder auf ihrer Seite. Doch ich spotte ihrer Plane. Du lebst! Der dich mitten in tausend Gefahren erhielt, wird nicht der auch mich erhalten? — Ich sprach Eduarden, und nahm alle meine Fassung zusammen. Man hat mich Einmal mit der Vorstellung einer gewaltsamen Trauung geschreckt, aber nur Einmal, Herr von Zabern.

Er verbeugte sich lächelnd, und sagte bedeutend: „man setzt Alles an Alles, Cousine."

Ganz recht. Auch weiß ich allenfalls, wessen ein Mensch, wie Sie, fähig ist; Sie aber wissen nicht, wessen ich fähig bin.

„Nun?" fragte er, wieder lächelnd.

Ihnen — antwortete ich ganz kalt, und zog einen Dolch aus dem Busen — Ihnen vor dem Altare diesen Dolch, eine Scheere, oder ein Messer in die Brust zu stoßen. Denn, Herr von Zabern, nach unsrer Trauung muß einer von uns Beiden sterben.

Er lächelte höhnisch; aber doch schien sich auch ein Zug von Verlegenheit in seinem Gesichte zu zeigen. „Sie bedenken nicht," sagte er kalt, „wohin das Sie führen würde."

Auf das Schaffot ohne Zweifel; aber mit Freuden würde ich es besteigen: denn es rettete mich aus Ihren Armen.

„Ich glaube kaum, daß Sie so etwas wagen würden. Dazu gehört ein Muth, den Damen selten haben."

Der Bösewicht! Das Kaum sollte mich demüthigen. Ich sagte aber kalt: wagen Sie es darauf! Ich bin mit Ihnen fertig. Er wollte weiter darüber reden; doch ich sagte ruhig: Herr von Zabern, Sie wissen nun, was nöthig ist. Dasselbe werde ich Ihren und meinen Verwandten sagen, sogar meinem Mädchen. Uebrigens — mögen Sie es glauben, oder nicht: das gilt mir gleich. — Er behielt seine lächelnde, triumphirende Miene, und verließ mich.

Er ist entschlossen, es darauf zu wagen,

sagt mir Ameliens Mädchen, die ihn behorcht hat. Sie gab mir den Rath, mich an den Fürsten zu wenden, dessen Vermittlung er zu fürchten scheine; und auch Amelie rieth mir versteckt dasselbe. Ich scheue aber den Fürsten fast eben so sehr, wie Eduarden. — Das ist eine Sache, die bloß mich und Ihren Bruder betrifft, sagte ich Amelien: wozu ein Dritter? Mag er wagen, was er will. Er kennt meinen Entschluß.

Der ist ja doch nur eine Posse, liebes Kind, erwiederte Amelie.

Sie wissen ihn also? Eine Posse, mit einem tragischen Ende. Man will sich gegen mich alles erlauben; nun, so werde ich zeigen, daß jeder Mensch im Stande ist, der Gewalt Schranken zu setzen. Ich bin sehr ruhig.

Amelie rieth mir noch einmal, den Fürsten zum Vermittler zu machen. Ich schlug es kalt ab, und freue mich, daß ich es gethan habe; denn ich weiß durch Ameliens Mädchen, daß meine Weigerung sie Alle in Verlegenheit gebracht hat.

Ja, Alexander, wie du so oft sagtest, Entschlossenheit ist alles, und thut alles. Ich bin jetzt in dem Hause meiner Verwandten, der Gegenstand ihres Hohns, ihres Spottes, ihres Hasses; aber ruhig. Meine Drohung muß doch auf Eduard Wirkung gethan haben; denn nach einigen Versicherungen, daß die Entscheidung meines Schicksals sehr nahe sey, denen ich nur Kälte, und endlich sogar eine Art von Ausfoderung entgegen setzte, ließ man mich in Ruhe. Man beobachtete mich nur mit hämischen Blicken, reitzte meinen Vater gegen mich auf, und machte mir Vorwürfe über meinen Eigensinn, meine Geschmacklosigkeit, meine Einfalt, einen Bettler — so nannte man dich mit deinem reichen Herzen! — einem Manne aus dem ersten Hause des Landes vorzuziehen. Das alles brachte mich nicht auf; ich konnte darüber lächeln.

Endlich erklärte mir der Oberhofmeister, er werde mich nicht länger bei sich behalten; und zu gleicher Zeit ließ der Fürst mir antragen, aufs neue die Erziehung der jun-

gen Prinzessin in Emilienruh zu überneh-men. „Desto besser!" sagte der Oberhof-meister; „so macht unsre Trennung kein Auf-sehen. Ich will dem Fürsten Ihre Antwort bringen."

Seyn Sie so gütig, das zu thun. Ich schlage seinen Antrag aus.

Der Oberhofmeister blieb eine Minute lang wie erstarrt vor mir stehen; dann aber sagte er, heftiger als je: „Gräfin, ich wer-de nicht zugeben, daß Sie Nein sagen."

Ich sage Nein, und werde das dem Für-sten selbst, wenn es nicht anders ist, persön-lich, erklären.

„Wohin wollen Sie denn?" sagte er jetzt, lächelnd und die Hände reibend: „Ihre Eltern mögen Sie nicht haben. Ich, das sehen Sie wohl, kann Sie nun am wenig-sten länger in meinem Hause behalten. Sie sollten Gott danken, daß sich ein so ehren-volles Unterkommen für Sie findet."

Der Unmensch! Ich hörte kaum, was er sagte. Mein Vater mag mich nicht? fragte ich, und die heißesten Thränen drangen in meine Augen.

„Sie können nichts anders erwarten. Ich habe Ihrem Vater den Fall vorgelegt. Er antwortet . . . Lesen Sie selbst. Hier ist der Brief." (Ich las in der That, daß mein Vater mir die Rückkehr in sein Haus verweigerte.) „Sie sehen also," fing der Oberhofmeister wieder an —

Ich sehe, unterbrach ich ihn, was ich längst hätte sehen sollen: daß ich nirgends hätte schlimmer seyn können, als hier; daß ich . . .

„Soll ich dem Fürsten melden . . .?" fiel er ein.

Melden, daß ich seinen Antrag auf alle Fälle ablehne, auch wenn mir die Häuser aller guten Menschen verschlossen wären. Seyn Sie unbesorgt, Herr Oberhofmeister; ich werde Ihnen nicht länger zur Last fallen.

„Zur Last? Davon ist nicht die Rede. Wenn aber der so ehrende Antrag des Fürsten . . ."

Ich werde meinem Vater schreiben, wie wenig ehrend dieser Antrag ist, den Sie dennoch unterstützen.

„Was reden Sie da, Gräfin!“ sagte er verwirrt. „Was sprechen Sie!“ (Er wollte seine Verlegenheit unter einem erkünstelten Zorne verbergen.) „Ich habe Sie bisher für eine Thörin gehalten; jetzt sehe ich aber, Sie sind wahnsinnig.“

Ich erwiederte ruhig: des Fürsten Antrag schlage ich aus, weil meine Ehre es gebietet. Darüber kein Wort mehr. Sie versagen mir den Aufenthalt in Ihrem Hause, und mein Vater will mich nicht aufnehmen. Nun, so gehe ich fürs erste zu dem Fräulein Holsten, und dann zu meiner Tante, der Generalin, die mich schon längst eingeladen hat.

Da stand der Oberhofmeister, starr wie eine Bildsäule, mit offenem Munde, mit weit aufgerissenen Augen. Man hatte mich überreden wollen, meine Tante hasse mich; man hatte ihre Briefe an mich aufgefangen. Ich war aber auf den Gedanken gekommen, ihr bei der Holsten zu schreiben, und zog jetzt die Antwort hervor. So wie er den Brief sah, wurde er wie erstarrt. „Diesen Brief haben Sie . . . .?“

Durch das Fräulein Holsten, weil man die Briefe meiner Tante untergeschlagen hat.

„Wie, Gräfin! Sie nehmen einen Ton an . . .! Untergeschlagen? Briefe? Wer? Von wem wollen Sie reden?"

Verlangen Sie, Herr Oheim, daß ich meiner Tante die Untersuchung auftrage? (Diese Tante fürchten sie alle, weil sie eine sehr entschlossene Frau ist.) Bis jetzt weiß sie nicht, was man sich mit Ihren Briefen erlaubt hat. — Hier wurde er kleinlaut, und brach die Unterredung ab. Ich ging auf mein Zimmer. Nun war die Rede nicht mehr von dem Fürsten, und eben so wenig von meiner Entfernung aus dem Hause.

Es war gar nicht mein Ernst mit der Generalin; denn auch d i e hat ihre Plane mit mir.

Noch immer höre ich nichts von dir, Alexander, als unsichre Gerüchte. O! du wärest in Europa, und ich wüßte es nicht? Das Weltmeer trennte uns nicht mehr, und dennoch erführe ich nicht, wo du bist? Un-

möglich! unmöglich! Man sagt, du seyst in Frankreich, um von da nach Syrien und Aegypten zu reisen. O, wenn das wahr wäre! Wie lange willst du denn dies arme Herz noch quälen? Doch du hast versprochen, fünf Jahre lang außer Deutschland zuzubringen. Alexander, ich würde an der nächsten Gränze unseres Vaterlandes die Tage, die Stunden zählen, die mich noch von dir trennten. Und du? Du ziehst umher auf der weiten Erde, auf allen Meeren, und bedenkst nicht, daß ich dich jeden Augenblick in Gefahren sehe, die vielleicht größer sind, als die wirklichen; daß ich jetzt vor den Afrikanischen Sandwüsten und vor den wilden Arabern zittre, wie sonst vor den Wilden in den Amerikanischen Wäldern. Alexander, mußt auch du mich betrüben?

Ich würde ruhiger seyn, wenn ich nur wüßte, wo du bist. Meine Verwandten scheinen jetzt von der Zeit zu erwarten, was Gewalt und List ihnen nicht geben konnten. Eduard behandelt mich mit einer Art von Achtung; der Fürst — fast glaube ich, daß

ich mich in ihm nicht geirrt habe — ist oft in unserm Hause. Was auch seine Empfindungen für mich seyn mögen: ich kann mich bis jetzt nicht über ihn beklagen. Er zeichnet mich aus, und nähert sich mir, so oft er kann; doch vergißt er die Achtung nicht, die er sich selbst und mir schuldig ist. Aber — ich zittre vor dem Gedanken, daß er mir seine Leidenschaft erklären könnte; denn auch meines Vaters Freundschaft hat er durch einige sehr glänzende Gnadenbezeigungen zu gewinnen gewußt; und — noch mehr! — mein Vater ist durch den Ankauf eines Gutes sein Vasall geworden.

Ich weiß wohl, was mich retten kann, und retten wird: Entschlossenheit. Aber, Alexander, bedürfen wir nicht Freunde, wenn du zurückkommst? Darum verzögere ich den Augenblick der Erklärung. Ich halte mich entfernt von ihm, so entfernt als möglich. O, Alexander! während du die Wünsche deines Herzens befriedigst, und ferne Länder bereisest: während dessen — Aber fürchte nichts! Anstatt des blöden, furchtsamen Mäd-

chens, wirst du ein entschlossenes, muthiges wiederfinden. Das Schicksal zwingt mir eine Tugend auf, die ich nicht hatte und mir nur wünschte.

Wo du auch bist, dein guter Engel umschwebe dich!

Heiliger Gott! Er wird diese Blätter nicht sehen; denn er ist todt!

Er ist todt, und ich lebe? Und wie starb er? und warum starb er? O, die Unmenschen! Ermordet haben sie ihn! Wäre er in meinen Armen, an meinem Herzen gestorben: dann . . .! O, ich sehe, wie er mit den Wellen kämpft, wie er seine Elise um Hülfe anruft, und endlich in den tiefen Abgrund versinkt.

Warum zeigen die Unmenschen mir jetzt ein unfruchtbares Mitleiden? O, und du Auguste, meine Auguste! du die Einzige, die ihn mit mir kannte: warum soll ich nicht weinen? warum ziehst du mit sanfter Ge-

walt meine gefaltenen Hände aus einander? Warum verlangst du, daß ich nicht immer in kummervoller, sterbender Stellung sitzen soll? Muß ich nicht weinen? ist Er nicht todt? — Muß ich nicht sterben? ist Er nicht todt?

O, Alexander! Es wäre möglich? du lebtest noch? Die unglückliche Nachricht wäre eine boshafte Erfindung unsrer Feinde? Guter Gott! O, dann wollte ich diese Feinde von Herzen lieben! Ja, Alexander, du lebst; denn es ist ein Gott! du lebst; denn hat nicht die Holsten — o, die gute, treue Seele! — hat sie sich nicht bei deinen Verwandten erkundigen lassen, und haben sie nicht die Nachricht von deinem Tode nur durch den Oberhofmeister? Gewiß, du lebst. So höre, mein Alexander! Ich las deine Briefe, und wiederholte mir die Scene, da ich dich im Gewölbe am Sarge meiner Freundin zum ersten Male sah. Jetzt kam die Holsten zu mir. Liebe Auguste, sagte ich, ohne von dem Briefe vor mir aufzusehen:

höre! Diesen Brief habe ich dir, glaub' ich, noch nicht vorgelesen. Sie drückte mir die Hand, und so ungewöhnlich, daß ich ihr in's Gesicht sah. Was ist? fragte ich erschrocken, als ich ihre Unruhe bemerkte. „Nichts," erwiederte sie; „ich habe Nachricht von dem Tode einer Jugendgespielin; das hat mich ein wenig erschüttert." Ich legte den Brief nieder, den ich in der Hand hielt.

„Willst du nicht lesen?" fragte sie in einem ungewöhnlichen Tone. Ich las, und ihre Augen schwammen in Thränen. Aber was ist dir, Auguste? fragte ich wieder.

„O, wie sich die Menschen an einander hängen, mit welcher Gewalt, mit welcher Innigkeit! und ehe man es sich versieht, legt der Tod seine zerstörende Hand auf eins der liebenden Herzen. Die Vorsehung hätte uns nicht diese Empfindungen geben sollen!" Sie sagte das in großer Bewegung.

Ich suchte sie zu trösten, und sie fiel mir weinend um den Hals. Dieser Schmerz schien mir zu groß für den Tod eines Mäd-

chens, das sie so lange nicht gesehen hatte. Ich sah sie an, und nun stand die schreckliche Nachricht, die sie mir mittheilen wollte, deutlich auf ihrer Stirn. Mit bebender Stimme sagte ich: Auguste, du hast mir etwas anzukündigen. Anstatt zu antworten, umarmte sie mich, laut schluchzend. Ich erblaßte, und hatte nicht mehr den Muth, eine Frage zu thun. Schweigend, und am ganzen Körper bebend, lehnte ich nur meine kalte Stirn an ihre Brust, und sie seufzte leise: „du Unglückliche!" So wie ich das hörte, sank ich ohnmächtig in ihre Arme. Als ich — wie man mir nachher sagte, am zweiten Tage — wieder zu mir kam, sah ich mich im Bette, und von Aerzten umringt, bei denen auch mein Vater mit weinenden Augen stand. Ich wollte mich aufrichten, konnte aber vor Mattigkeit meine Hand nicht bewegen. Mit aller Stärke, deren ich fähig war, sagte ich endlich: Auguste!

„O, Gott!" rief mein Vater nun; „sie erkennt uns wieder! . . . Meine Tochter,

hätte

hätte ich die Stärke deiner Liebe gekannt: er wäre dein geworden. Aber Gott hat ihn dir genommen; er ist todt!" — Nun war denn das schreckliche Wort gesprochen! Mir war, als hörte ich nichts Neues, als hätte ich meinen Schmerz schon überwunden. Ich sagte nur: o Alexander! Dann verschloß ich die Augen, um das verhaßte Tageslicht nicht wieder zu sehen. Doch meine Lebenskraft war stärker, als mein Schmerz. Ich erholte mich, und nun erzählte man mir etwas Näheres von deinem Tode. Magst du dir denken, was ich fühlte! Doch niemand sah ein Zeichen des Schmerzes an mir.

Meine Gesundheit kehrte endlich zurück, und mit ihr auch das Gefühl deines Verlustes. Die Aerzte drangen auf Zerstreuungen. Ich ließ mich in Gesellschaften führen; mir war ja alles gleich. Da saß ich mit bleichem Gesichte, still und ruhig; doch der gewaltige Schmerz nagte unablässig an meiner Seele. Sie hielten mich für getröstet, als meine Wange wieder anfing zu blühen. Ich wunderte mich selbst, wie dies möglich wäre.

Aber blühet nicht auch der Schwindsüchtige ganz nahe am Grabe? — Ich verschwieg selbst meiner Auguste, was ich empfand; denn ich wollte sie und meinen Vater nicht betrüben. Kein Opfer war mir jetzt zu schwer: das größeste hatte ich ja schon gebracht!

Jetzt erklärte mir der Fürst in einem Billet seine Liebe. Ich antwortete ihm ernst und entscheidend. Groll fühlte ich nicht, sondern nur Verachtung — nicht gegen ihn oder einen andern Menschen, sondern gegen das Leben. Mein Zustand wurde endlich so schlimm, daß der Arzt mir den Gebrauch eines Bades verordnete. Ich reiste mit Augusten dahin, und kam gesunder zurück, doch nicht glücklicher. Da der Fürst mir keine Ruhe ließ, so ging ich zu meinem Vater. O, man achtet eine Sterbende doch! Meine Mutter behandelte mich mit Güte. Ich ging im Frühlinge unter meinen Blumen umher; doch der Schmerz machte mich zu einer Karthäuserin. In der That, ich sprach fast keine Sylbe.

Endlich kam ein Brief von der Holsten. Ich erbrach ihn lässig; denn was konnte er mir melden? Ich sah deinen Nahmen, und las ihre Vermuthung, daß du noch lebtest; daß bei Alexandrien kein Französisches Schiff gescheitert sey, und daß Saberns die Nachricht von deinem Tode nur ersonnen und ausgebreitet hätten, um mich dem Fürsten desto leichter in die Hände zu spielen. So wie ich das gelesen hatte, ergossen sich auf einmal alle Quellen meines Lebens. Ich flog in das Haus, hatte Farbe, hatte Muth und Hoffnung, und bat meinen Vater dringend, mich nach der Residenz reisen zu lassen. Ich trat bei der Holsten ab. Sie sagte mir: deine Verwandten wüßten von deinem Tode weiter nichts, als was aus dem Hause des Oberhofmeisters gekommen wäre. Ein Freund von ihr hätte in Frankreich Nachricht eingezogen, und mit Bestimmtheit erfahren, daß seit langer Zeit kein Französisches Schiff an der Küste von Aegypten verunglückt sey. O, er lebt! rief ich entzückt; er lebt gewiß! — Auguste rieth mir, meinen Oheim zu besu-

chen, und von ihm das Nähere zu erforschen. Ich beschloß sogleich, einige Wochen oder Monate in seinem Hause zu leben, und mir meinen Zweifel nicht merken zu lassen.

Und wozu das alles? frage ich mich jetzt in dieser schönen Frühlingsnacht. Die ganze Natur ist wieder zum Leben erwacht. Ja, auch du lebst, Alexander!

Die fünf Jahre sind verflossen. Jetzt, mein Alexander, laß mich nicht länger von Ungewißheit und von Zweifeln gequält seyn!

Es ist ein Monat vergangen, und noch keine Nachricht! O Alexander, wo bist du? Gott, wenn du dennoch todt wärst!

Nun die letzte Hoffnung. Alexander, dein Freund Barneck ist wieder in Deutschland. Er wird ja wissen, wo du bist. — O, welche Jahre, in fürchterliche Minuten und Augenblicke getheilt! Das Herz meines theuren Vaters haben sie von mir losgerissen; und nun muß ich wieder in das Haus,

vor dem ich zittre, in das Haus, wo mir die Leidenschaft eines mächtigen Fürsten nachstellt, an den mich meine grausamen Verwandten vielleicht verkauft haben. Aber ich muß dahin. Dein Freund Barneck ist schon seit mehreren Wochen in der Residenz, und Auguste hat ihn noch nicht gesehen. O, ich muß hin! Ich will ihm sagen: Saldorf ist nicht todt. Ein unglückliches Schicksal hält ihn in andern Welten, unter einem andern Himmel, zurück. Laß uns ihn suchen; und ist er nicht mehr, dann wollen wir auf eben der Stelle weinen und sterben, wo Er starb.

Auguste liebt mich wohl; aber sie hat nicht mein Herz. Ich selbst muß hin.

O, wer ist denn noch auf der weiten Erde, der mich liebt, außer dir! Mein Vater haßt mich jetzt, wie die Uebrigen. Er trug mir die Hand eines Mannes an; und da ich sie ausschlug, da ich ihn um eine Freistätte für meinen Gram in einem Fräuleinstifte bat, stieß er mich mit Härte von sich. O Alexander! nichts rührt ihn mehr: nicht

meine Thränen, mein blasses Gesicht, mein gebrochenes Herz!

Ich will deinen Freund sprechen, und sollte er auch die letzte Hoffnung in meiner Seele vernichten.

O Gott! auch Er! Alexander, auch Er, dein Karl, mit deinen Feinden im Bunde! Er Ameliens Verlobter! Er der Schwager dieses Eduard, der dich und mich so unglücklich machte! O, jetzt möchte ich wünschen, du und ich, wir Beide wären todt. Triumphirend erzählte mir Amelie, daß der reichste Mann in Deutschland ihr Verlobter sey. Ich lächelte. „Du achtest den Reichthum nicht, Elise," fuhr sie fort; „aber er bedeutet doch etwas."

Ich lächelte wieder, und schmerzhafter. Wie heißt er? fragte ich; und erstarrte, als sie mir antwortete: „Barneck, deines Amadis Freund. — Du wirst ja blaß?" fuhr sie triumphirend fort.

O, sagte ich mit gebrochenem Herzen: jetzt weiß ich, daß er todt ist!

„Hast du noch daran gezweifelt?“ fragte sie.

Jetzt nicht mehr! antwortete ich zitternd, und ging schwankend auf mein Zimmer. Ich brauchte drei Tage, um mich von dem Schmerze zu erholen. Heute soll ich ihn sehen, ihn, Alexanders Freund, und Amaliens Verlobten. O Schicksal! Ich habe Augusten gebeten; denn es fehlt mir an Muth, ihn anzureden. Ach, Alexander! So raubt eine schwarze Gewitterwolke dem verirrten Wanderer den Anblick eines Sterns nach dem andern. Der letzte verschwindet, und das Dunkel erhellt nur ein Blitz, der den Unglücklichen niederschmettert.

Er ist da. O, warum pocht mein ahnendes Herz so verzagend! Ich soll ihn sehen, den du liebtest!

O, heiliger Gott! Er ist todt! Alexander ist todt! Wehe mir! wehe!

15.
Das Entstehen der Liebe.

Barneck unterbrach diese Erzählung von Saldorfs und Elisens Liebe wohl hundertmal durch Ausbrüche der mannichfaltigsten Empfindungen. Bald sprang er auf, von Zorn, von Abscheu ergriffen, und strich sich über das Gesicht, um nur so viel Gelassenheit wieder zu erhalten, daß er weiter hören konnte. Bald rief er, von seinen bessern Empfindungen überwältigt: „nun ist er hin, der gute Alexander! Wollte Gott, ich läge an seiner Stelle im tiefsten Meere, und er säße hier!" Dann fuhr er mit dem Schnupftuche nach den Augen, oder machte eine Bewegung, als wollte er sich Elisen zu Füßen werfen. (Ihr Tagebuch, aus dem der Leser einen Auszug erhalten hat, bekam er erst später durch Augusten.) Als die Erzählung zu Ende war, ergriff er Elisens Hand, und sagte mit der gutherzigsten Rührung: „Sie sind — ja wie soll ich nun gleich sagen, um

die Hochachtung, die ich bis in alle Ewigkeit für Sie haben werde, nicht zu verletzen? Denn hier ist, wie Alexander sagte, Subordination vor einer edlen Seele, obgleich . . ." Bei diesen Worten richtete er sich ein Paar Zolle höher auf, und legte die Hand auf sein Herz. „Sie sind ein engelgutes Mädchen; und ich stehe hier, Gräfin, und . . . Wenn ich die Thränen da in Ihren frommen Augen sehe, die keine Hand trocknen kann; wenn ich bedenke, daß Saldorf unterging, und das Gesindel dort jubilirt; ja, wahrhaftig, so möchte ich beinahe sagen: es ist kein Gott! Aber ich weiß wohl, ein tugendhafter, obgleich untröstlicher Schmerz, ist das Größte in der Natur. Doch bei Ihrem und meinem untröstlichen Schmerze sey es geschworen: ich will das Gesindel zur Rechenschaft ziehen. Es kann Gottes Wille nicht seyn, daß wir ruhig zusehen sollen, wenn der Teufel den Herrn macht." — Das Letzte sagte er mit einem innern Grimm und dem Ausbruche seiner natürlichen Heftigkeit.

Dann würden Sie mein Schicksal noch drückender machen, erwiederte Elise.

„Drückender? Davor sey Gott! Aber, Gräfin, was wollen Sie unter dem Gesindel? Sie sind die Braut, die Verlobte, die Witwe meines Freundes. Sagen Sie sich los von den elenden Menschen; seyn Sie meine Schwester! Kein rauhes Lüftchen soll Sie anwehen. O, Sie wissen nicht — Alles, was ich bin, was ich habe, was ich kann, ist Ihr Eigenthum." Es war so ganz sein Ernst, daß er gar nicht zweifelte, sie würde seinen Vorschlag annehmen. „Bedenken Sie nur," fuhr er eifrig fort, „daß die Höllenbrut, das Natterngezücht, nicht aufhören wird, Sie zu quälen. Wenn auch Gott diesen Menschen das Herz rührte, so wird man Sie doch plagen, zu heirathen; und, das weiß ich, Saldorfs Verlobte, Geliebte . . ." — Er schwieg auf einmal, ein wenig bestürzt.

Fahren Sie fort, sagte Elise zärtlich. Was wollten Sie sagen, Herr Hauptmann? Ich bitte, fahren Sie fort.

„Ich wollte sagen, daß, daß . . . Ach,

ich würde Saldorf an keines Menschen Brust vergessen können, so sehr er auch mein Freund wäre."

Sie meinen, Saldorfs Geliebte müsse ewig seine Verlobte bleiben, und einsam um ihn trauern?

„Ja, so kam es mir vor, Gräfin. Was auch Ihr Entschluß hierüber seyn möchte, ich würde nicht aufhören, Sie zu ehren; aber . . ."

Sie werden mich nie weniger achten dürfen, als jetzt, guter Barneck. O Auguste! siehst du? Er weiß, wie ich Saldorf lieben muß! Nein, Barneck, nie wird dies Herz und diese Hand einem andern Manne gehören. Ich bin die Witwe meines und Ihres Saldorf, und werde nie treulos gegen ihn seyn.

Elise! sagte Auguste warnend; das ist recht schön, recht edel. Aber ich bitte dich, zu bedenken, daß — du dich nur unglücklicher machen wirst.

Auguste, ich beschwöre dich, schweig endlich einmal davon! Ist denn nichts auf der Erde, was dir unmöglich scheint?

„Was unglücklicher machen!" rief der Kapitain hitzig. „Mir hat Saldorf seine Elise übergeben, und mit Gottes Hülfe werde ich sie schützen."

Sie bedenken nicht, Herr Kapitain, daß Elise einen Vater hat, der seine Rechte auf die Tochter geltend machen wird.

Der Kapitain sah das Fräulein mit Beschämung an. „Ja, daran dachte ich nicht, obgleich . . . obgleich — Fräulein, ich habe Väter gesehen, die ihre Töchter für ein Beil, oder für eine Flasche Rum verkauften. Gott erbarme sich der armen Geschöpfe! sagte ich da; und hier ist es nicht viel besser. Gott erbarme sich! könnte ich wohl auch hier sagen. Aber, will man Sie zwingen," fuhr er auf, „so . . . Was Vater! Das Herz macht es aus, und nicht der Nahme."

Es wird besser gehen, als ich denke, sagte Elise lächelnd. Sie reichte dem Kapitain die Hand, und alle Drei gingen aus einander. —

Fraser war sehr neugierig auf Alexanders Testament, und lauerte mit Ungeduld,

daß der Kapitain zurückkommen sollte. Barneck schwieg, und ging mit gerunzelter Stirn im Zimmer auf und nieder. Herr Hauptmann, sagte Fraser, Sie sind bewegt, und zwar sehr heftig. (Der Kapitain nickte mit dem Kopfe, doch ohne zu reden.) Saldorfs Testament, fing Fraser nach einer Pause wieder an, und Liebe zu dem Fräulein Zabern . . .

„Liebe zu der?" fuhr der Kapitain auf. „Doch," setzte er sanfter hinzu, „Sie haben nicht Unrecht; denn jetzt fühle ich, das Fräulein hätte mich weit bringen können. Mir war in ihrer Nähe, wie dem Fisch im Wasser. Das ist aber nun vorbei, ganz vorbei; und also Basta!"

Ganz vorbei? Herr Kapitain, ich fürchte, trotz dem, was Sie jetzt mehr wissen mögen, als vorher, es geht nun erst recht an. Das Fräulein, das Saldorf liebte . . .

„Das Saldorfen unglücklich machte. Basta! sage ich. Das Fräulein ist nicht eine taube Nuß werth."

Gott Lob! sagte Fraser in freudiger Bestürzung, und ging.

„Gott Lob?“ wiederholte der Kapitain wohl dreimal, indem er Frasern nachsah. „Ich mag nicht gern Jemanden Unrecht thun; aber das Gott Lob klang doch so, als sähe er es gern, wenn ich immer ein Hagestolz bliebe.“ (Ich schwieg.) „Es giebt Augenblicke,“ sagte er zu mir, „wo man nicht recht aus und ein weiß, mein Sohn. Gott behüte dich davor! Sieh, ich möchte den Säbel ziehen, und soll es nicht! . . . Aber glücklich war Alexander, glücklich, mein Sohn, wie noch nie ein Mann. Er hatte eine Braut, für die er starb; und diese Braut war schön wie ein Engel, und gut wie ein Engel. Das alles geht mir in der Seele umher, wie das Meer im Sturm. Aber Fraser hat Recht; ruhig muß ich erst werden!“

Der Kapitain setzte sich an das Klavier; doch das stürmische Meer in seiner Seele wurde nicht durch die Musik besänftigt. Er sprach wohl noch zehnmal von Alexanders schöner Braut, und verglich sie mit Allem, was er in der Natur Schönes kannte: mit

der aufgehenden Sonne auf dem Meer, mit dem Anblick des Landes nach einer langen Seefahrt. Ich hatte ihn nie so poetisch sprechen hören.

Von nun an ging der Kapitain, so oft er konnte, zu dem Fräulein Holsten, und immer kam er entzückter von Alexanders schöner Braut nach Hause. In seinem Herzen war eine aufkeimende Liebe, deren Wesen er aber nicht kannte, weil er glaubte, er könne die Geliebte seines Alexander gar nicht weniger lieben, als so. Er würde den Zustand seines Herzens richtiger gesehen haben, wenn er gewohnt gewesen wäre, sich schärfer zu beobachten. Ganz offenbar fühlte er einen unbeschreiblichen Widerwillen gegen die ganze Familie Zabern, besonders gegen Amelien und Eduard; und dennoch brach er den Umgang mit dem Hause nicht ab, mehr um Elisen dort sehen zu können, als um ihr Verdruß zu ersparen. Daß er das Fräulein Holsten besuchte, verschwieg er in der Familie. Er behandelte Elisen, wenn er sie bei ihrer Freundin sprach, mit einer entzückten

Begeisterung, aber auch mit einer so zarten Ehrfurcht, daß die Letztere, deren scharfen Blicken sonst nicht leicht etwas entging, seine Empfindung dennoch verkannte. Sie hielt für Begeisterung der Freundschaft, was Liebe war. Elise war Anfangs noch immer viel zu sehr mit ihrem Schmerze um Saldorf beschäftigt, als daß sie hätte bemerken können, in welche gefährliche Lage sie den Freund ihres Geliebten brachte. Ja, wenn sie auch zuweilen in den Blicken voll stiller Sehnsucht, die der Kapitain in Zaberns Hause auf sie warf, mehr zu sehen glaubte, als eine begeisterte Freundschaft: so glaubte sie doch, sich in ihm geirrt zu haben, sobald sie ihn wieder bei Augusten sah. Hier, wo er ja Freiheit hatte, so zärtlich zu seyn, wie er wollte, hier blieb er so genau auf der Gränze der ehrfurchtsvollsten Freundschaft, daß sich auch eine Andere, als die bescheidene, unschuldige Elise, hätte täuschen können.

Der Kapitain fühlte sich in dem Umgange mit Elisen sehr glücklich. Sie war ihm die Braut seines Freundes, und, nach dessen

Testamente, der Zweck seines Lebens. Er wünschte herzlich, daß Saldorf noch leben möchte, um in Elisens Armen glücklich zu werden; und so fiel ihm der Gedanke gar nicht ein, seine Empfindungen näher zu untersuchen. Fraser konnte sich gar nicht mehr in ihn finden. Hm! sagte er, wenn das nicht Liebe ist: was soll es denn sonst seyn? Er bringt jetzt eine Stunde mit dem Ankleiden zu; sonst fünf Minuten. Sonst spielte er Märsche und rauschende Allegros; jetzt immer sanfte, zärtliche Melodieen. Geht er nicht, wenn er zu Zaberns gebeten ist, ganze Stunden umher, und lächelt vor sich? ist er nicht um zehn Uhr fix und fertig, und sieht jede Minute nach der Uhr? Gieb Acht, das Fräulein führt ihn an!

Ich lächelte, wenn Fraser so etwas fallen ließ. Es war in der That so, wie er sagte; nur wußte er nicht, was ich wußte: daß der Kapitain dies alles für Elisen that, und nicht für Amelien. Fraser blieb bei seinem Glauben, so leicht er auch seinen Irrthum hätte merken können; denn, so oft er

von Amelien irgend etwas Böses erzählte, sagte der Kapitain ganz trocken: „das ist noch nichts! noch gar nichts! eine Sommersprosse gegen einen Krebsschaden. Aber Basta!" —

Amelie mahlte eine Landschaft. Eduard saß ihr gegenüber, und erzählte seiner Mutter ganz kalt von einem Mädchen, dem ein Liebhaber aus dem Netze gegangen wäre. Amelie nahm den Pinsel zwischen die Lippen, summte ein fröhliches Opernliedchen, und sprach mit der Landschaft vor ihr drollige Dinge, um ihren Bruder nicht merken zu lassen, daß er ihr Herz verwundete. Doch er fuhr mit grausamer Kälte fort, und erreichte endlich seinen Zweck. Erblassend, mit schnell hervorbrechenden Thränen, sagte Amelie: Unmensch! du wirst mich noch tödten!

Die Mutter fragte erstaunt: was ist denn? Amelie, rede! Eduard, rede!

„Liebe Mutter, ich bestrafe ihr zurückhaltendes Mißtrauen."

Elender, grausamer Bösewicht! rief Amelie: ich will dir nicht trauen; ich hasse dich!

Aber, Kinder, was habt ihr denn? fragte die Mutter dringend.

Es ist weiter nichts, als eine Posse, die sein Spott gern zu etwas Ernsthaftem machen möchte. Sie wissen, daß ich einmal die Idee hatte, den reichen Barneck . . . Ich habe sie aufgegeben.

Aufgegeben? Davon weiß ich ja nichts. Ich dachte, Amelie, du wärest deiner Sache so gut wie gewiß.

„Ja, das war sie. Jetzt aber ertappt sie den reichen Kapitain, so oft sie will, auf Blicken, auf seelenvollen, begeisterten, von Liebe trunkenen Blicken, die er auf . . . Soll ich?"

. . . auf Elisen wirft, will er sagen. Ja, Mutter, so ist es. Ich habe die Sache aufgegeben.

„Ja, Mutter, so ist es," wiederholte Eduard, wie ein Echo, in Ameliens Tone: „sie hat die Sache aufgegeben. Denken Sie nur! Elisens bleiches, nichts sagendes Gesichtchen, wie Amelie es immer nennt, hat dem Kapitain doch recht viel gesagt. Er brennt lichterloh; und da Saldorf todt, und der Kapitain der reichste Mann im Lande ist, so läßt sich ganz leicht . . ."

Dabei habe ich ein Wort mitzureden! rief die Mutter. Es soll nicht seyn; durchaus nicht!

„Sie wissen, ich liebe Elisen; und wäre Amelie nicht so mißtrauisch gegen mich gewesen, so würde es nicht so weit seyn, als es jetzt schon ist."

Die Mutter stand nachdenkend da. Wenn du dich nicht irrst, Eduard . . .? Elise ist doch eben nicht . . .

„Mutter, sie ist so schön, so entzückend, wie das erste Gefühl der erwachenden Liebe." (Amelie rümpfte die Nase.) „Schwester, Elise ist reitzend, wie der Ruhm für einen Jüngling, wie eine Königskrone für den Ehrgeitzigen. Ihr Lächeln öffnet den Himmel, und verschönert die Natur. Ich liebe Elisen, wie ich sie hasse, beides ohne Maaß und Ziel. Aber schön ist sie."

Amelie lachte ganz laut. Da haben Sie den verrückten Thoren!

Eduard trat ganz nahe vor seine Schwester hin. „Den verrückten Thoren? Ja, sie kann mich wahnwitzig machen, und sie

wird es, wenn sie mich nicht glücklich macht. Es wäre anders, wenn wir enger zusammengehalten hätten. Aber dir, Amelie, muß ich erst das Herz zerbrechen, ehe die Paar Worte: es ist nicht gelungen! daraus hervorkommen. Es ist dir nicht gelungen, und mir eben so wenig. Ich stehe, und spanne meinen Witz auf die Folter, ein Mittel zu ersinnen, wie ich meine Wünsche erreichen könnte. Du meinst, ich hätte sie ja doch dem Fürsten abgetreten. O ja! Aber ihr Besitz sollte meine Mühe belohnen. Sie wurde mein, wenn sie sich dem Fürsten ergeben hatte. Begreifst du nun, warum du reden solltest? Barneck ist mein Todfeind, seitdem er den ersten Blick der Liebe auf Elisen warf. Er ist dein Todfeind; denn er liebt Elisen. — Der Portier hat Befehl, ihn geradezu abzuweisen, so oft er kommt. Ich will ihn beleidigen."

Das ist zu viel! sagte Amelie. So ganz war noch nicht alles verloren.

„Amelie, ich weiß, wie man Elisen liebt! Es ist alles verloren; denn er liebt sie."

Könnten wir nicht Elisen wieder zu ihren Eltern schicken?

„Schwester, wie arm bist du an Menschenkenntniß! Hier, unter deinen Augen, die der Kapitain fürchten mußte, war Elise gesichert. Schicke sie zu ihren Eltern, und der Kapitain sucht sie dort auf. Bis jetzt hat er ihr noch nichts gesagt, als durch Blicke. Sieht er sie nun nicht wieder, so hast du wenigstens das Vergnügen, daß er seinen Wunsch so wenig erreicht, wie du. — Es bleibt bei dem Befehle an den Portier."

Amelie gab ihrem Bruder Recht. Sie reichte ihm die Hand, und sagte in einem schneidenden Tone: wenn ich dir bei Elisen helfen kann, so rede! Ich will es.

Eduard schüttelte den Kopf. „Sie ist von allen Weibern und Mädchen die Einzige, die ich nicht begreife. Ich bin, obgleich mein Blut kochte, kalt gegen sie gewesen, wie gegen ein Mütterchen von siebzig Jahren; es war ihr gleichgültig, es war ihr sogar lieb. Das begreife, wer kann!" — —

Der Kapitain wurde dreimal nach einan-

der abgewiesen. Er traf Amelien in einer Gesellschaft, und sie bot allen ihren Witz auf, ihn lächerlich zu machen, was er aber nur für einen Ausbruch ihrer guter Laune hielt. Als er zum vierten Male kam, wurde er angenommen, aber so auffallend kalt empfangen und behandelt, daß dieser Besuch sein letzter in dem Hause seyn mußte.

Die Holsten vermuthete nun, man habe in Zaberns Hause Elisens und Barnecks Freundschaft entdeckt. Barneck hätte sich jetzt beobachten sollen; aber der Mann, der sonst so gerade, so ohne alle Verstellung war, wendete jetzt allerlei Mittel an, unbemerkt zu dem Fräulein Holsten zu kommen, weil er befürchtete, daß Zaberns Elisen die Besuche bei Augusten untersagen möchten.

Fraser triumphirte, als er hörte, daß man den Kapitain in Zaberns Hause hatte abweisen lassen. Er freuete sich, daß der Kapitain nur selten mehr ausging, und immer nur ganz einfach gekleidet, in einen Mantel gehüllt, nicht mehr, wie sonst, in seiner Galla-Uniform.

Der Kapitain fühlte sich von Tage zu Tage seliger; noch immer hielt er aber seine Empfindungen für Freundschaft. „Habe ich dir nicht Wort gehalten, Alexander?" sagte er, wenn er das Testament seines Freundes wieder las. „Lebe ich nicht für deine Elise? Habe ich einen andern Gedanken, als den, sie glücklich zu machen? O, mit Freuden wollte ich mein Blut für sie vergießen, und bei dem letzten Tropfen sagen: Alexander, das that ich für dich!"

Er sprach mit mir jetzt immer nur von Elisen. Da Frasers Gespräche mir einiges Licht gegeben hatten, so wußte ich wohl, daß der Kapitain sie liebte. Ich schwieg aber. Nur dem alten Reitknechte, der mit dem Kapitain und mir die Reisen in Amerika gemacht hatte, und den ich herzlich liebte, weil er mit so großer Treue an meinem Wohlthäter hing — dem allein sagte ich: gieb Acht, Johann, der Herr wird in Kurzem heirathen. Er liebt einen Engel, die Gräfin Forsting. — Der Alte wollte vor Freude schon laut werden; ich empfahl ihm

aber das tiefste Stillschweigen. Du kennst ja Frasern, sagte ich; der darf es nicht erfahren. – So waren nun vier Menschen, die des Kapitains Liebe zu Elisen kannten: Eduard und Amelie, Johann und ich. Er selbst und Elise wußten noch nicht, daß sie einander liebten.

Jetzt hatten wir, der Alte und ich, den sehnlichen Wunsch, die schöne Gräfin Elise, von der unser Kapitain immer mit solcher Begeisterung sprach, einmal zu sehen. Es gelang uns nach vielen Bemühungen; und nun waren wir Beide der Meinung, auch das feurigste Lob lasse ihr kaum Gerechtigkeit widerfahren.

16.

Die Entdeckung.

Der Kapitain würde vielleicht noch zehn Jahr mit Elisen so fortgelebt haben, ohne die Entdeckung zu machen, daß er sie liebte; doch des alten Reitknechts Freude, die Wirkung seiner Liebe zu ihm, war zu groß, als

daß sie nicht hätte hervorbrechen sollen. Beim Ankleiden des Kapitains, das Johann sich nicht nehmen ließ, machte er hundert Anspielungen, um seinen Herrn zum Reden zu bringen, der aber nicht darauf hörte, weil er immer nur an Elisen dachte. Johann beschloß endlich, es seinem Herrn näher zu legen. Der Tag wird auch kommen, Herr Hauptmann, hob er auf einmal an.

„Welcher Tag?"

Wo ich Ihnen die Bräutigams-Uniform anziehen werde.

„Bräutigams-Uniform? Was plauderst du, Alter! Ich sage Basta!"

Ich sage nicht Basta; denn es würde mir das Herz abdrücken, nun ich einmal so weit bin. Sie heirathen, Herr Hauptmann. Gott Lob!

„Ich heirathe nicht, ehrliche Seele; und jetzt" (mit einem Seufzer) „nun ganz und gar nicht."

Ganz und gar nicht? Nun, so wollt' ich, daß . . .! Als wir da in den Amerikanischen Wäldern herumschwärmten, Herr Hauptmann, wenn Sie da eine Hütte voll

Bilder, Eltern und Kinder, sahen; dann sagten Sie: Gottes Segenshand reicht auch hierher. Wollen Sie denn Gottes Segenshand muthwillig von sich stoßen? Wenn der selige Herr von Saldorf sagte: Mensch ist der Titel; so sagten Sie: nein, Alexander; Vater, Mann, Sohn ist der Titel des Menschen. Und Sie selber wollen nichts, gar nichts seyn in der Welt? Ich weiß noch sehr wohl, was Sie von Hagestolzen sagten.

„Hm! Ja, freilich, das habe ich gesagt. Ja, und ich glaube, daß ich Recht hatte. Aber, Johann, es kann Fälle geben, wo man . . . zum Exempel . . ."

Nein, die kann es nicht geben, außer Einen, den ich nicht sagen mag. Sie können Mann und Vater werden; also müssen Sie auch. Und, setzte er freundlich hinzu, Sie werden es auch; denn ein schöneres Paar muß es auf Gottes Erde nicht geben, als Sie und die . . . die . . . den Engel, den Sie gewählt haben.

„Wen, Johann? wen meinst du?"

Die Gräfin Elise Forsting.

Der Kapitain fuhr mit einem seiner derbsten Flüche auf, und verbot ihm bei der härtesten Strafe, jemals wieder diesen Nahmen zu nennen.

Ich dachte, sagte Johann nun kleinlaut, Sie wären bis zum Sterben verliebt in die Gräfin.

„In die Braut eines Andern?"

Nun freilich, dann ist es nichts. Aber Jammerschade! denn die Gräfin ist ein Engel. — Er ergoß sich in Lobeserhebungen, die den Kapitain völlig mit ihm aussöhnten. Aber, fragte er dann mit Kopfschütteln: wer ist denn der Bräutigam, Herr Hauptmann? Denn was unser Kleiner da plaudert, Saldorfs Braut: das . . .

„Ja, ja, Saldorfs Braut!" sagte der Kapitain sehr verlegen. Er fühlte zum voraus, daß seine Antwort dem Alten nicht genügen würde.

Saldorf? Wenn der nehmlich todt ist, so weiß ich nicht; so — so sind Sie zum Sterben in die Gräfin verliebt, Sie mögen sagen, was Sie wollen. Und nun lassen Sie mir

altem, ehrlichem Kerl meinethalben funfzig Prügel geben.

„Fort! packe dich!" rief der Kapitain, im ganzem Ernste zornig; und nun ging er, erst rasch, dann immer langsamer, im Zimmer auf und nieder. Sogar der Kleine glaubt es! dachte er errötheno. Warum denn? woher denn? — Er untersuchte jetzt den Zustand seines Herzens. Die Vorstellung, daß er Elisen heirathen könnte, hatte allen seinen Gedanken eine andre Richtung, und seinen Gefühlen eine ungewöhnliche Stärke gegeben. Er wollte sich mit Gewalt wieder in das erste Verhältniß zu Elisen setzen; doch trotz seiner Anstrengung dachte er an das schöne Mädchen mit ganz andern Empfindungen, als vorher. Nach einer Stunde gestand er sich selbst, daß der Alte Recht habe. Er blieb diesen Tag zu Hause, nahm keinen Besuch an, und war nichts weniger als aufgeräumt.

Am folgenden Morgen hätte er gern von dem Alten gehört, daß es gar nicht unnatürlich sey, die Braut seines verstorbenen Freundes zu heirathen; er schämte sich aber,

das Gespräch aufzubringen, und Johann wagte es nicht, weil er das gestrige Verbot sehr ernstlich genommen hatte. Der Kapitain war also genöthigt, nur für sich allein zu überlegen, ob er die Verlobte seines Freundes zu einer Treulosigkeit bereden dürfe. Er warf diesen Gedanken mit Widerwillen von sich. „Treulosigkeit! Wäre es denn die?" Als er lange zwischen Zweifeln hin und her geschwankt hatte, sagte er endlich: „Gott soll mich behüten, hier zwischen Recht und Unrecht zu entscheiden, hier, wo mein Vortheil mit im Spiel ist! . . . Vortheil? O, guter Gott! meine höchste Seligkeit!" Er holte Saldorfs Testament hervor. „Ist es nicht," sagte er, das Blatt an sein Herz drückend, „als wäre es sein Wille gewesen, daß sie mein werden sollte? Aber — „unsre Herzen sind ewig verbunden!" Er schlug das Blatt ängstlich zu. „Ewig verbunden! Und doch dachte ich beinahe schon daran, diese Herzen zu trennen! . . . Ewig verbunden! O Gott, gieb mir Kraft, daß ich mir den Engel immer nur als die Frau meines

Saldorf denke! Er wollte mir Elisens Freundschaft geben, mehr nicht; und daran soll mir genügen!"

Nicht lange, so kam er zu uns auf unser Zimmer, heiter, doch wehmüthig, erweicht und sanft; man sah, daß er sich von etwas losreißen wollte. Er fing an zu erzählen, und sogar in einem lustigen Tone; doch bald war er in einem finstern, schwermüthigen. Als er das merkte, bat er Frasern zu erzählen, und rückte näher zu ihm hin; doch bald versank er in Träume, und seufzte.

Ihnen ist etwas, Herr Hauptmann, sagte Fraser neugierig. (Der Kapitain seufzte laut.) Sie streiten mit sich selbst.

Der Kapitain schüttelte den Kopf. „Der Streit ist vorbei, Fraser, vorbei! Wo man Schwarz auf Weiß hat, da kann nur ein Schurke ungewiß seyn, was zu thun ist. Ich gebe mir Mühe, heiter zu seyn; und das, denk' ich, ist nicht wenig. Als ich den Niagara-Fall sah, erzählten die Leute eine Geschichte, die sich ein Paar Tage vorher zugetragen hatte. Ein Wilder schläft ruhig

und sorgenlos in seinem Kanot, das er überhalb des Falles am Ufer befestigt hat. Ein Paar Wilde von einem feindlichen Stamme gehen des Weges, schneiden die Seile des Kanots ab, und es treibt nun langsam mit dem schlafenden Wilden den Fluß hinunter. Der Wilde erwacht endlich von dem Brausen der Wellen, von Stößen an den Klippen. Er sieht sich mitten im Strome, der ihn mächtig dem Abgrunde entgegen reißt. Der arme Mensch ergreift sein Ruder, und arbeitet mit aller Kraft der Verzweiflung; doch vergebens. Nun legt er sich in dem Kanot nieder, hüllt sich in seine Decke, und übergiebt sich, ohne zu klagen, dem reißenden Wasserfalle. Sehen Sie, Fraser, ich wünschte, eben das zu können, was dieser Wilde konnte. Der Streit mit den Wellen ist vorbei. Ich bin nicht zu retten; aber geduldig möcht' ich seyn."

Was ist denn Ihr Fall, Herr Hauptmann?

Der Kapitain schüttelte den Kopf. „Vorbei ist vorbei. Lassen Sie das!" —

Es

Es war noch nicht so ganz vorbei, wie der Kapitain glaubte; denn er mußte Elisen doch wiedersehen, und sie erfüllte den letzten Wunsch ihres verstorbenen Freundes mit einer sehr gefährlichen Begeisterung: sie vertrauete dem Kapitain im höchsten Grade, und betrug sich gegen ihn mit der arglosen Freundschaft einer Schwester.

„O," dachte der Kapitain, „was ist das Sterben für einen Andern! und das wird doch in der Bibel das Höchste genannt. Nichts, gar nichts, gegen das, was ich ertragen muß. Ich will mich tausendmal lieber in Flammen stürzen, als so ihr gegenüber sitzen, und den süßen Ton ihrer Stimme hören, die mir das Herz in der Brust zerschmelzt: vor diesen großen, blauen, frommen Augen, die sie noch obendrein mit der holdesten Freundlichkeit auf mich richtet; vor diesen Rosenlippen, die sich nur öffnen, um die verständigsten Worte zu sagen! Sie legt ihre Hand an die meinige, daß Flammen durch mich hin fahren; und ich muß da sitzen, als hätte ich nicht Auge, nicht Ohr,

nicht Herz, nicht Sinne. Wenn sie mich: lieber Barneck, nennt, und ich ihr zurufen möchte: Engel, Himmlische! dann muß ich kalt sagen: Gräfin!"

In der That war des Kapitains Lage sehr gefährlich. Elise achtete ihn hoch, als den Freund, an den Saldorf sie gewiesen hatte, und der die Hoffnung ihrer Zukunft war: denn bei ihrem Entschlusse, nicht zu heirathen, sah sie doch nichts vor sich, als sich zuletzt in seinen Schutz zu begeben; und diesen Gedanken hatte Auguste für Elisens Phantasie gefährlich gemacht.

„In seinen Schutz, liebe Elise?" sagte Auguste lächelnd. „Was kann das anders heißen, als du willst ihm deine Hand geben! Und das wäre in der That das Beste für Euch Beide. Er ist ein edler Mann von den reinsten Sitten, der die Politur, die ihm fehlt, durch sein einfach stolzes Wesen reichlich ersetzt; auch ein schöner Mann, schöner als Saldorf, bis auf die Augen; und noch dazu ein reicher Mann. Ich weiß, wie wenig das bei dir gilt; aber dennoch habe ich

Recht. Saldorfs Testament übergiebt deine Hand und dein Herz dem Kapitain: das leuchtet sichtlich aus jedem Worte des Testaments hervor. Ich begreife nicht, wie du es nicht darin findest, und wie der Kapitain nicht bemerkt, was die Absicht seines Freundes gewesen ist."

Das wirkte auf Elisen nicht. Sie fand in Saldorfs Testamente ganz etwas anders, und glaubte, sich in des Kapitains Schutz begeben zu können, ohne daß sie ihn deshalb heirathete.

„Und siehst du denn nicht," hob Auguste nach einiger Zeit wieder an, „mit welchen Blicken der Kapitain dich betrachtet? Ich wundre mich, wie es meiner hellsehenden Elise entgehen kann, daß irgend ein glücklicher Zufall die Freundschaft des Kapitains in die heißeste Liebe verwandelt hat. Du solltest nur die Unruhe sehen, mit der er dich erwartet, die Sehnsucht, mit der er dir entgegen sieht. Und dann, wenn du kommst, die Freude, mit der er dich empfängt! und die seltsamen Wendungen, die er macht, um

das Gespräch mit mir auf dich, und immer auf dich, zu bringen. Er liebt dich, Elise; und mich dünkt, er hat dich geliebt, so lange er dich kennt. Anfangs mag er es nicht gewußt haben; jetzt aber weiß er es: denn er verstellt sich, er ist kalt und feierlich gegen dich."

Du irrst dich, liebe Auguste; oder ich müßte ihn bedauern.

„Ich irrte mich? Erlaube doch, Elise, daß ich dem Kapitain ein Paar Worte in dem Testamente seines Freundes auslegen darf; dann wirst du sehen, ob ich mich irre."

Elise fiel Augusten um den Hals, und beschwor sie, das nicht zu thun. Doch wollte sie noch immer nicht gestehen, daß sie, fast eben so gut wie Auguste, Barnecks Liebe zu ihr bemerkt hatte.

„Dein Streiten dagegen, liebste Elise," fuhr Auguste mit inniger Zärtlichkeit fort, „beweist mir fast, daß der schöne Mann dir nicht gleichgültig ist."

O Auguste! sagte Elise, und es brachen

Thränen aus ihren Augen: es wäre möglich, daß du das glaubtest?

Elisens Schmerz über die Vermuthung ihrer Freundin war so aufrichtig, daß diese ihre Meinung aufgab; dagegen mußte aber Elise eingestehen, daß des Kapitains Freundschaft für sie doch ein wenig von dem Wesen der Liebe an sich habe. Und eben das machte sie vorsichtiger in ihrem Betragen. Sie wurde förmlicher, kälter gegen ihn; und er wurde es in eben dem Maaße auch gegen sie. So gab es denn höchst seltsame Unterredungen zwischen ihnen, da Beide sich fast immer an Augusten wendeten, um einander irgend etwas zu sagen.

Auguste, die in Ernst darauf dachte, Elisen mit dem Kapitain zu verheirathen, wendete alle mögliche Mittel an, Beide einander näher zu bringen; doch alle ihre Mühe war vergeblich, und sie entfernte Beide nur noch mehr von einander. Endlich that sie, was sie Elisen gedrohet hatte: sie erklärte dem Kapitain einige Stellen in dem Testamente seines Freundes. Doch, so deutlich sie in

dem Testamente las, daß Saldorf Elisens Hand seinem Freunde vermachte; so fand doch der Kapitain gerade das Gegentheil in eben denselben Worten.

„Nun denn,“ sagte Auguste; „so sehe ich wohl, daß kein Testament deutlich ist. Jeder legt es aus, wie er fühlt. Aber — Herr Hauptmann, Eins werden Sie mir doch zugeben, was ich Ihnen gerade auf den Kopf zusage: Sie lieben Elisen.“ Der arme Kapitain war sehr betreten. Die Unwahrheit konnte er nicht sagen; und doch wollte er Augusten nicht gestehen, daß sie Recht hatte. Er sah sie an, mit Blicken, die um Mitleid fleheten; und diese Blicke erinnerten Augusten, wie unzart sie aus Freundschaft für Elisen mit ihr sowohl, als mit dem Kapitain umging. Sie schwieg, und der Kapitain dachte auf dem Rückwege: ich danke Gott, daß ich wieder aus diesem Elende erlöst bin!

Nach einigen Tagen kam Elisens Vater, und drängte durch einen Heirathsvorschlag, den er seiner Tochter mit dem größten väterlichen Ernst that, sie und den Kapitain

auf den Punkt, den sie so gern vermeiden wollten. Er hatte mit seiner Tochter noch nie in diesem Tone geredet. „Der Herr von Reiben," sagte er kalt, „hat um dich angehalten; und ich schwöre dir, Elise: in drei Monaten bist du entweder Eduards Frau, oder Frau von Reiben. Die Wahl überlasse ich dir; aber ich will nicht länger das Gelächter meiner Nachbaren, und das Gespött meiner Verwandten seyn, die sich darüber lustig machen, daß ich nicht im Stande bin, eine empfindsame Närrin von Tochter in Ordnung zu bringen. Ich verlange Antwort," sagte er zuletzt, nicht mit drohenden, funkelnden Blicken, sondern mit kalter Entschlossenheit; „und damit du dich nicht beklagen kannst, erst von heute an in vier Wochen. Du kennst Beide, die ich dir vorschlage."

Nun stand Elise auf dem fürchterlichen Punkte. Sie erzählte Augusten diese Unterredung mit heißen Thränen; Auguste sagte aber nur: das war vorauszusehen, Elise, und ich weiß kein Mittel, wie du dem Unglück entkommen willst.

„Du weißt nicht?" fragte Elise, betreten über den kalten Ton.

Nein; denn sag selbst: hat dein Vater Unrecht? Seit sieben Jahren bewerben sich die edelsten Männer um deine Hand. So lange läßt dein Vater dir die Wahl; ein andrer hätte das wohl schwerlich gethan. Ich prophezeie dir, Elise, du wirst dies Mal nicht entkommen.

„Auguste, ich weiß einen Ort, wohin ich fliehen kann: das Grab."

Auguste lächelte, und erinnerte sie mit keinem Worte an Barneck. — Einige Stunden nachher saß sie neben dem Kapitain, und erzählte dem, wieder ganz kalt: „nun ist Elisens Vater gekommen. Die arme Elise soll zwischen Zabern und Reiben wählen, der um sie angehalten hat."

Der Kapitain sprang mit dem Ausdruck des höchsten Schreckens auf, und starrte Augusten an. Wählen?

„Wählen, zwischen Zabern und dem Baron Reiben. Ich bin Elisens Freundin, Sie ihr Freund; aber wir müssen doch Beide gestehen, der Vater hat Recht."

Recht?

„Recht. Das wird Elise, wenn auch erst nach einigen Kämpfen, selbst einsehen, und dann wählen."

Wählen?

„Wählen! — Sie sind heute ein Echo, und erstaunlich einsylbig. Zabern nicht; denn, um dem zu entkommen, würde sie lieber den häßlichsten Neger heirathen, wenn er nur ein ehrlicher Mann wäre. Wahrscheinlich also den Baron Reiben, einen Mann in den Vierzigen, ohne Sinn, ohne Geist, der nichts liebt, als Geld."

Und wissen Sie kein Mittel, die Unglückliche zu retten?

„Retten? Sie sehen doch wohl, daß, wenn wir auch Elisen jetzt retten könnten, nach einigen Monaten derselbe Fall wieder da seyn würde. Ich weiß kein Mittel; und wüßte ich eins, so würde ich es verschweigen: denn Reiben ist noch ganz leidlich; es hätte viel schlimmer seyn können."

Fräulein, wissen Sie denn gar kein Mittel? (Der Kapitain wünschte, daß Auguste ihn selbst nennen möchte.)

„Gewiß nicht eins. Glauben Sie mir, in drei Monaten ist Elise Baronesse Reiben." — Auguste sah wohl, was der Kapitain wünschte; sie wollte aber, um mit ihrem klugen Vorhersehen triumphiren zu können, daß die Liebenden sich ihr freiwillig in die Arme werfen sollten. —

Der Kapitain wurde von Eifersucht gequält, so wie Elise von Schmerz. Er ging jetzt, bald Morgens, bald Nachmittags oder Abends, zu Augusten; sie that aber, als ob kein Testament von Saldorf in der Welt sey. Immer sprach er von Mitteln, Elisen zu retten; Auguste hörte aber mit Kälte zu, und zuckte die Achsel.

Als er eines Tages Augusten verließ, blieb er vor dem Hause stehen, stampfte leise mit dem Fuß, und dachte: aber wenn sie nun einmal heirathen muß — warum denn nicht mich? Er kehrte wieder um, öffnete Augustens Thür, und blieb verlegen auf der Schwelle stehen. Sie lächelte. Fräulein, sagte er endlich kleinlaut; wenn die Gräfin — sich nun in meinen Schutz begäbe?

„Machen Sie die Thür zu, Herr Kapitain! Was heißt das, in Ihren Schutz?"

Der arme Kapitain sagte allerlei; doch Auguste ließ sich auf nichts als auf das Detail ein, und so mußte er endlich sagen: wenn Elise mich nun heirathete?

Auguste sprang auf, flog in seine Arme, und sagte: „das ist, Gott Lob, ein Einfall, der sich hören läßt; denn, Herr von Barneck, wenn auch im Testamente davon nichts steht, und wenn Sie auch Elisen nicht lieben — oder lieben Sie etwa meine Freundin?"

Ja! rief der Kapitain, und blickte beschämt zu Boden. Da steh ich wie ein armer Sünder. Ich liebe den Engel; das haben Sie längst gesehen. Doch — glauben Sie mir, wenn Elise gerettet wäre: dies Wort käme nie über meine Lippen; aber wenn sie nun einmal heirathen soll und muß . . .

„Ganz recht, Herr Kapitain, so sind Sie der nächste, und wenn auch im Testamente nicht ein Wort davon stände." — Der Kapitain wurde nachdenkend, und sah vor sich

hin auf den Boden. — „Jetzt fehlt noch Elisens Geständniß, Herr Kapitain; und das hoffe ich bald zu haben.“ —

„Und wenn auch kein Wort davon im Testamente stände!“ wiederholte der Kapitain sich diesen Abend unaufhörlich, mit lautem Herzpochen. „Das wäre meine Treue gegen dich, Alexander? das meine Liebe zu dir? Ich risse dein Andenken aus einem Herzen, das dein war für die Ewigkeit? Sie ist mein! sagtest du mir; und ich sollte dein Eigenthum, das Einzige, was dein war, antasten, weil du todt bist? Nimmermehr!“

Aber da stand Elise in dem lieblichen Reitze wieder vor ihm, und siegend brach die Leidenschaft aus seinem Herzen. „Der Tod hat alle Bande gelös't,“ dachte er heimlich; „Elise ist frei! — Doch, wenn sie frei ist, warum bin ich denn so ängstlich? O, warum, Alexander, steht deine Gestalt so bleich, so trauernd vor mir, und seufzt? Warum kann ich nicht mit Freude, mit Ruhe an das Glück denken, daß Elise mein ist? Warum würde ich Elisen weniger achten, wenn sie einem

andern als mir ihre Hand gäbe? — Alexander, dein Tod sollte mein Glück, mein Leben seyn? Entsetzlich!"

Von Hoffnungen und Zweifeln zerrissen, ging er drei Tage umher. Endlich legte er seinen Fall unter andren Nahmen Frasern vor. Dieser fragte, mit einem forschenden Blick auf den Kapitain: ist der Fall ein wirklicher, oder nur so ein Gedanke?

Die Frage machte den Kapitain unmuthig und kalt. „Ich dächte, das wäre einerlei für die Entscheidung. Aber der Fall ist wirklich einem meiner Bekannten begegnet, der darüber unruhig ist." Des Kapitains Kälte machte Frasern sicher, und er hob mit völliger Ruhe an, den Fall von allen Seiten zu untersuchen. Nach seiner Entscheidung hätte der Kapitain sich mit Elisen können kopuliren lassen, ehe Alexander noch vollig kalt gewesen wäre. Doch eben diese gefühllose Kälte bewirkte bei dem Kapitain das Gegentheil. „Zum Teufel, Fraser!" rief er; „ich habe schon genug. Wenn ich so raisonniren wollte: was wäre denn das Leben? Eine

bloße Rechnung von Athemzügen. Sie hätten wohl vor Ihres Freundes brechenden Augen seiner Braut den Verlobungsring an den Finger gesteckt!"

Vorausgesetzt, Herr Hauptmann, daß sie wirklich gebrochen gewesen wären; denn alsdann hätte er unmöglich noch sehen können.

Der Hauptmann stampfte auf den Boden, rief mit lauter Stimme: „Basta!" und ging aus dem Zimmer. „Und," sagte er dann zu sich selbst, „wenn nicht vor seinen brechenden Augen, die nichts mehr sehen: wann denn? Fraser hat Recht, oder . . . Gott sey mir gnädig! Ich überlege da, wie es sich mit einem Schurkenstreiche einrichten läßt! Mit einem Schurkenstreiche! und gegen ein Herz, das mir alle seine Seligkeit überlassen haben würde, wenn ich sie verlangt hätte! O Alexander, wäre ich an deiner Stelle!" — Er ließ satteln, und sprengte so wild den ersten besten Weg, daß der alte Reitknecht ihm kaum folgen konnte.

Die armen Pferde müssen ausbaden, was Ihnen im Kopf herumgeht, sagte Johann,

laut genug, um verstanden zu werden. Der Kapitain ritt sogleich im Schritt; und nach einigen Fragen, die Johann that, legte er diesem den Fall vor. Das ist mir zu hoch, sagte Johann nach einem langen Nachsinnen. Ich denke, es ist recht und unrecht, je nachdem man die Sache nimmt. Das ist eine Gewissenssache. Herr Fraser bewies neulich einmal, daß die Wilden Recht hätten, mehrere Weiber zu nehmen. Was er sagte, ließ sich hören. Aber nähme ich zwei Frauen, so weiß ich, es wäre mir eine Sünde; Herr Fraser und die ganze Welt möchten auch sagen und beweisen, so viel sie wollten, es sey keine: denn mein Gewissen hat etwas dagegen. Sehen Sie, Herr Hauptmann, das denk' ich.

Der Kapitain sah ihn finster an; dann aber reichte er ihm die Hand, und sagte: so ist es, Johann! so ist es! Aber laß uns umkehren." Er ritt träumend nach Hause, stieg träumend vom Pferde, und ging träumend umher. Als ich ihn fragte, was ihm wäre, schob er sanft meine Hand zurück, und

antwortete: „mein Sohn, glaube mir, der Sturm da auf dem Meere war nichts, gar nichts, gegen den Sturm in meiner Seele."

Fraser hielt jetzt lange Reden über die Schädlichkeit der Leidenschaften. Herz hin, Herz her! sagte er; wenn nicht die ruhige, kalte Vernunft das Steuerruder führt, so wachsen einem doch die Leidenschaften zuletzt zu Kopfe, und reißen den besten Menschen mit sich weg. Herz! Ja, ja! man sieht zuletzt, wie schwach das Ding ist, das man Herz nennt. (Der Kapitain sah ihn von der Seite finster an.) „Ich weiß, worauf Sie zielen, Fraser: auf die Leidenschaft in meiner Brust. Aber das muß ich Ihnen sagen, dieser Leidenschaft schäme ich mich wahrhaftig nicht. Ich will mit meinem heißen Herzen ruhig vor Gottes Thron treten, und vor den Geist meines Alexander. Das will ich. Aber ist denn die Leidenschaft der Niagara-Fall, daß ich mich hinlegen müßte, wie der Wilde, weil es unmöglich ist, dem Zuge zu widerstehen? Gott Lob, nein! Ein fester Entschluß, ein Blick gen Himmel; und jeder

Mensch

Mensch kann mitten im Strudel der Leidenschaft rufen: halt! Dann ist er am ruhigen, festen Ufer, und dankt Gott auf den Knieen, daß er den Menschen so geschaffen hat."

Ich sage, erwiederte Fraser lächelnd: hat die Leidenschaft ihn erst ergriffen, so ist sie ein Wasserfall; der Mensch legt sich zuletzt nieder, und läßt sich treiben.

„So halte ihn Gottes Gnade noch in dem Sturze! Aber nicht Alle, sage ich; nicht Alle, z. B. Alexander nicht. Und ich?" — Er legte die Hand sanft auf sein Herz, hob den Blick gen Himmel, und sagte mit rührender Stimme: „Gott wird mich nicht untergehen lassen, und Alexanders Geist soll nicht verachtend auf mich blicken!"

Am folgenden Morgen ging er zu dem Fräulein von Holsten, und hob ruhig an: „ich liebe Elisen, und wäre der glücklichste Mann auf der Erde, wenn sie mein werden könnte. Aber, Fräulein, das ist nicht möglich; denn sie ist die Braut meines Freundes."

Die Holsten lächelte. Nur gut, daß ich

ihr noch nichts gesagt habe! So wird sie des Barons Frau.

Der Kapitain seufzte und zuckte die Achseln, blieb aber dabei, daß er Elisens Entschluß erwarten müsse.

Ihr Freund befahl Ihnen aber, Elisens Beschützer zu seyn, sagte Auguste ungeduldig.

„Das bin ich! Mein Leben gehört ihr. O, martern Sie mich nicht! Sagen Sie, was ich thun kann. Will Elise fliehen: ich begleite sie, wohin sie geht, bis in die öden Wälder der Amerikanischen Wüsten. Ich will dem Vater mein Vermögen, mein Leben für Elisens Freiheit anbieten."

Seltsamer Mann! sagte Auguste. Ich könnte Sie Ihrem Eigensinne überlassen; Sie würden zuletzt doch thun, was Sie thun müssen. Aber die Zeit geht hin, und vielleicht wäre es in vier Wochen schon zu spät. Begreifen Sie denn nicht? Sie lieben Elisen. Das Schicksal zwingt Sie, ihre Hand zu nehmen, und Sie weigern sich! — Sie stellte ihm nun mit aller Beredtsamkeit vor, daß Saldorfs Tod Elisen frei gemacht habe.

„Ich fühle aber," sagte der Kapitain, daß sein Tod sie nicht frei gemacht hat. Sie kann nie meine Frau werden."

Was Auguste zu einem Spiel ihrer guten Laune hatte machen wollen, wurde nun eine mühsame und vergebliche Arbeit. Sie mußte für jetzt die Hoffnung aufgeben, den Kapitain zu gewinnen, und nahm sich vor, mit Elisen selbst zu reden. Welches Mittel hast du, der Heirath mit dem Baron Reiben zu entgehen? (Elise wußte keins, und doch war sie fest entschlossen, nie ihre Hand einem Manne zu geben.) Ich weiß eins, Elise. Barneck liebt dich: das hat er mir gestanden. Und du? gesteh nur aufrichtig: wenn du noch in den Armen irgend eines Mannes glücklich werden kannst, so ist Er es. Du achtest ihn, du bist seine Freundin; es fehlt also wenig, so wird deine Neigung zu ihm Liebe.

„Liebe? Nimmermehr, Auguste! Du verstehst dich nicht auf das Herz. Ich werde ihn nie lieben, und ihm nie meine Hand geben."

Begreifst du denn aber nicht, Elise, daß du mußt? Und — hältst du denn alle Witwen, die wieder heirathen, für verächtlich?

„Ich aber wäre es: das fühl' ich. Nie kann ich meine Hand einem Andern geben, am wenigsten Saldorfs Freunde; am wenigsten, wenn es wahr wäre, was du sagst, daß ich Neigung zu ihm hätte."

Wie war das? fragte Auguste erstaunt.

Elise wiederholte sehr ernstlich, daß sie, um ihrem Vater zu gehorchen, lieber jedem Andern ihre Hand geben würde, als dem Kapitain aus Liebe.

Auguste schüttelte den Kopf. Welche Menschen! Aber so überlege doch meine Gründe, Elise —

„An Gründen fehlt es nie. Das Gewissen ist der Richter meiner Handlungen; ich kann nicht."

Auguste wendete alle ihre Beredtsamkeit an, Elisen zu überzeugen, daß sie mit einem Phantom kämpfe. Nun aber warf sich Elise flehend an den Hals ihrer Freundin, und gestand ihr, daß sie im Innern eine geheime Neigung für den Kapitain fühle.

Gott sey Dank! desto besser! rief Auguste triumphirend. Elise starrte sie an, und erblaßte. Beide verstanden einander nicht, und lernten auch einander nicht verstehen. Eben darum mußt du ihn nehmen! sagte Auguste. „Eben darum darf ich ihn nicht nehmen!" erwiederte Elise.

Auguste machte noch ein Paar Versuche; und da die nicht gelangen, so mußte sie gestehen, daß Beide, der Kapitain und Elise, zu den Menschen gehörten, die sie nicht begriffe. Doch nicht lange, so sagte sie zu sich selbst: nicht begriffe? das wäre! Ein Paar thörichte Grillenfänger sind sie, die nach dem Glück so gut verlangen, wie ich und Andre, es aber aus übertriebener Zartheit des Herzens nicht annehmen wollen, bis der Zufall es ihnen aufzwingt. Ich hätte Beide nicht für so eitel gehalten! Gut, ich will sie dem Zufall überlassen. — Indeß, sie fürchtete, daß Elise am Ende doch das Opfer ihrer Beharrlichkeit oder ihres Eigensinnes (wie sie die Festigkeit ihrer Freundin jetzt nannte) werden könnte; und sie beschloß daher, sich

dieser seltsamen Menschen anzunehmen, doch nun vorsichtiger zu Werke zu gehen.

Sie scheuen das Urtheil der Welt, Herr Kapitain, sagte sie lauernd: darum wollen Sie Ihres Freundes Braut nicht heirathen.

„Was Urtheil! Ich scheue nichts, als mein eigenes Herz. Urtheil der Welt? Kaum weiß die Welt, daß ich Alexanders Freund, und noch weniger, daß Elise seine Braut war. Und wüßte es die Welt auch, die würde nichts dagegen haben, wenn Elise mich glücklich machte. Aber ich will keine Untreue an meinem Freunde begehen."

Auguste schüttelte lächelnd den Kopf; nach einigen Sekunden hob sie wieder an: nun denn, so weiß ich ein Mittel, Elisen zu retten und Ihr Gewissen zu befriedigen. (Der Kapitain starrte sie an.) Aber das sage ich Ihnen vorher: es gehört Muth dazu; Sie müssen ein schweres Opfer bringen. Sie halten bei dem Grafen um Elisen an. — O, lassen Sie mich doch ausreden! Man schlägt sie Ihnen nicht ab. Sie lassen sich mit ihr trauen, oder auch nicht, wenn es sich

vermeiden läßt, und behandeln Elisen als Ihre Schwester, als Ihre Tochter, ob man sie gleich für Ihre Frau hält. (Der Kapitain trat erblassend einen Schritt zurück.) Sie werden blaß, Herr von Barneck? Aber dies ist in der That das einzige Mittel, Elisen zu retten, daß sie nicht ein Opfer des jungen Zabern werden muß. Ich sehe freilich, was Ihnen mein Vorschlag kosten würde. Sie müßten unverheirathet bleiben, so lange Elise lebte.

„Ich bin zu allem entschlossen, was Elisen retten kann. Ja, ich erblaßte, Fräulein; aber nur vor freudiger Bestürzung über den Gedanken, daß Elise bei mir, mit mir wohnen, und meine Tochter, meine Schwester, meine Freundin seyn soll. Gleichviel! gleichviel! Sie würde mir heilig seyn, wie die Gattin meines verreisten Freundes, wie die Braut meines Sohnes, wie meine Tochter, wie das Leben meines Vaters! Aber — wird Elise wollen?"

Warum sollte sie nicht? sagte Auguste lächelnd, und doch gerührt von den Versiche-

rungen des Kapitains. Mein Mittel ist so unschuldig, daß ja Elisens Herz, ihre Treue gegen den geliebten Saldorf, dabei nicht die mindeste Gefahr laufen kann. Und, wenn sie auch einige Schwierigkeiten machte, lieber Kapitain — freilich wird sie wohl ein wenig vor den Wörtern: „anhalten, verloben, trauen," erschrecken, wenigstens erröthen: dafür ist sie ein Mädchen. Aber doch ist es das einzige Mittel; und da Saldorfs Testament Ihnen befiehlt, Elisen zu retten, und Elisen, Ihnen ungemessen zu vertrauen: so ist ja alles so einfach, daß ein Kind es begreift.

„O, das ist es, wenn anders Elise mir vertrauet."

Auguste schlug die Augen nieder; denn sie fürchtete eben, Elise würde dieses Mittel, sich zu retten, gar nicht als ein Mittel, Saldorfen treu bleiben zu können, ansehen. Sie erstaunte sogar darüber, daß Barneck keine Schwierigkeit sah, und so fest versicherte, was sie zu halten für unmöglich hielt.

„Aber," sagte der Kapitain nach einer

Pause, ein wenig verlegen: „wenn Elise so mit mir lebt, Tag für Tag, vom Morgen bis in die Nacht, so . . .“

Freilich, es ist eine schwierige Situation. Doch die Liebe zu Ihrem Freunde wird es Ihnen leicht machen, Elisen nur als Ihre Freundin anzusehen.

„Das meine ich nicht, Fräulein. Könnte ich so etwas meinen, dann hätte ich sogleich Nein gesagt. Glauben Sie mir, Elise ist mir von jetzt an das Heiligste in der Welt. Ich meine, es wird Mühe kosten, Elisen die vielen Verlegenheiten zu ersparen, in die der Nahme: Frau von Barneck, und das Zusammenleben mit mir sie bringen muß.“

Das ließe sich machen, Herr von Barneck. Ich dürfte ja nur mit Elisen bei Ihnen wohnen, so wäre die Hälfte der Verlegenheiten verschwunden.

„Das ist ein herrlicher Gedanke! Ich küsse Ihnen die Hand dafür.

Wie theilen wir nun aber diesen Plan Elisen mit?

Der Kapitain ging das Zimmer ein Paar-

mal auf und ab; dann sagte er mit fester Sicherheit: „Sie entdecken es ihr, Fräulein, und dann ist es richtig."

Und wenn sie nicht wollte?

„Sie will gewiß. Denken Sie nur an das Testament! Oder — ich will ihr schreiben, ich selbst!"

Auguste führte den Kapitain in ihr Kabinet an den Schreibtisch. Sie lächelte über sein Vertrauen zu sich selbst, und zweifelte sogar ein wenig an seiner Ehrlichkeit. Er ist ein Heuchler, dachte sie. Auf diese Weise will er zu dem Besitz des schönen Mädchens kommen, das er liebt. Ich fürchte nur, auch Elise wird das sehen oder merken, und dann nicht wollen. Oder — sie stellt sich, als merkte sie nichts, und sagt Ja. Dann wird die kleine Heuchlerin glücklich, ohne weniger eigensinnig gewesen zu seyn. Es soll mich wundern!

Der Kapitain brachte Augusten seinen Brief. Sie fragte: Haben Sie meiner erwähnt? Er antwortete: Nein; und verließ sie.

Auguste übergab Elisen den Brief, und heftete die Augen fest auf sie. Doch in Elisens Gesichte zeigte sich während des Lesens kein Erröthen, kein Zug von Scham; sie war gerührt, brach in Thränen aus, und ging dann allein in den Garten. Nach einer halben Stunde kam sie heiterer wieder in das Zimmer. Der Brief hat dich heiter gemacht, sagte Auguste.

„Heiter wohl nicht;" erwiederte Elise sanft. „Weißt du den Inhalt?"

Nein.

„Der Kapitain bittet um meine Hand, und . . . ich bin fest entschlossen, sie ihm zu geben."

O, die kleine Heuchlerin! dachte Auguste lächelnd. So haben meine Gründe doch gewirkt? fragte sie, Elisen umarmend.

„Das nicht," antwortete Elise verlegen. „Aber des Kapitains Gründe bewegen mich, Ja zu sagen."

Und diese Gründe sind? Ich bin neugierig.

„Der Kapitain ist ein edler Mann, ein

sehr edler, vielleicht der edelste von allen, die jetzt leben; und so brauche ich nicht zu fürchten, daß du ihn in irgend einem Verdacht haben wirst, wenn ich dir auch seine Gründe verschweige. Ich muß sie dir und allen Menschen verschweigen, um dankbar gegen ihn zu seyn; und so dringe nicht weiter in mich, liebste Auguste."

Das müssen seltsame Gründe seyn, die dich bestimmen, ihm deine Hand zu geben, und die du dennoch verschweigen mußt! — Also du willst seine Frau werden?

„Ja, Auguste."

Und deine Treue gegen deinen verstorbenen Freund? fragte Auguste mit lachenden Augen.

„Darüber richtet mein Gewissen, und der Geist meines verstorbenen Freundes. Gieb mir Papier; ich will dem Kapitain antworten."

Aber, Elise, wie soll ich dich verstehen? Gewiß, du scherzest; du wirst seine Frau nicht.

„Ich werde es gewiß, Auguste."

Und ich müßte glauben, du wärst eine Heuchlerin gewesen? Denn dazu wird dein Schweigen mich zwingen.

„Daß wirst du nie von deiner Elise glauben. Aber glaubtest du es, so müßte ich es geschehen lassen, so sehr es mich auch schmerzen würde.“

Du brauchtest mir nur den Brief zu zeigen, Elise.

„Das darf ich nicht, Auguste. Was du auch von mir denken magst — ich schweige.“

Auguste begriff Elisen jetzt noch weniger, und sah sie mit starren Augen an. Sie wollte durchaus wissen, warum Elise ihr den Plan des Kapitains verheimlichte, und sagte auf einmal: ich weiß den Inhalt des Briefes. Des Kapitains Plan rührt von mir selbst her.

„Von dir? O, du gutes Mädchen! Nun, so weißt du ja, warum es das tiefste Geheimniß bleiben muß, damit jedermann glaube, ich gebe dem Kapitain meine Hand aus Liebe. Denn sogar du, Auguste —

käme der Plan nicht von dir selbst, würdest du den Kapitain nicht vielleicht für einen Heuchler, oder wenigstens für einen Thoren halten? Wäre es nicht sogar noch jetzt besser, wenn du glaubtest, ich werde wirklich seine Frau?"

Auguste lächelte; sie sah aber bald, daß es Elisens völliger Ernst war, sich mit dem Kapitain trauen zu lassen, und dann nur als eine Schwester mit ihm zu leben. Zu ihrem Erstaunen hörte sie auch, daß Elise dem Kapitain eine solche Selbstüberwindung seines Herzens voll Liebe zutrauete. Gute Seelen! sagte sie endlich mit gerührter Achtung; und wenn Ihr Euch auch in Euch selbst geirrt hättet, so werde ich dennoch nie aufhören zu sagen: die edlen Menschen! Ich hatte Euch Beide in einem schlimmen Verdachte; ich hielt Euch für Heuchler, weil ich kleiner war, als Ihr. Doch in der That, ich muß über mich selbst lachen, daß ich so rede. Glaubst du denn wirklich, daß der Kapitain, wenn du seine Frau bist . . .? O, über die arglose Seele! Er liebt dich ja!

„Ich glaube an ihn, wie an mich selbst, Auguste."

Nun, jetzt hast du Recht: das sehe ich an diesen begeisterten Blicken, die nicht lügen können; aber auch ich werde Recht haben, nur ein wenig später.

Elise beantwortete den Brief des Kapitains. Sie nahm den Vorschlag an, seine Frau zu heißen, bis sie selbst Herr über ihre Hand seyn würde. „Und auch glücklich werde ich seyn," sagte sie, als der Brief abgeschickt war; „denn ich werde mit dem edelsten Manne der Erde leben."

Und dein Glück wird von Tage zu Tage steigen, sagte Auguste mit einem sanft spottenden Lächeln.

17.
Die Hochzeit.

Der Kapitain fuhr am folgenden Morgen nach dem Gute des alten Grafen Forsting, und wurde sowohl von ihm als von seiner

Gemahlin sehr freundlich aufgenommen. Beide hatten ihn nehmlich in des Oberhofmeisters Hause als den reichsten Mann im Lande, und als den edelsten Menschen loben hören, und der Graf war ihm schon vorher wegen seines Benehmens bei der Reduktion sehr gewogen gewesen. So sehr ihm auch das Wort: abgedankt, mißfiel; so machte er doch mit Barneck eine Ausnahme. „Das ist ein Mann," sagte er, „ein wahrer Mann! Abgedankt oder nicht: er ist noch immer der Hauptmann Barneck, und zwar im Dienste der Ehre."

Als man ihm von des Kapitains Erbschaft erzählte, sagte er: „da hat das Glück einmal einen klugen Einfall gehabt. Ich schätze diesen Barneck hoch; und wäre er so arm wie ein Bettler, ihm gäbe ich meine Tochter, wenn er sie haben wollte. Sobald also der Kapitain in das Zimmer trat, fragte der Graf: sind Sie der Barneck, der mit in Amerika gewesen ist?

„Ja!"

Der reducirt wurde?

„Eben derselbe.“

Der dem General die brave, edle Antwort gab: Gnadengehalt gehört für Greise, Witwen und Waisen?

„Ja!“ . .

So seyn Sie mir tausend Mal willkommen, lieber Herr Kapitain! Ich wollte, daß ich Ihnen irgend etwas zu Gefallen thun könnte; zu allem, was Sie von mir verlangen mögen, sage ich unbedenklich Ja. —

„Nun, so bitte ich Sie um die Hand Ihrer Tochter.“

Die gebe ich Ihnen von Herzen gern. Und wenn meine Tochter zu einem so braven Manne wieder Nein sagt, wie zu allen andern, zu einem Manne, der gesagt hat: ich will lieber verhungern, als von Wartegeldern leben . . . Das war herrlich von Ihnen, lieber Kapitain, und Sie müssen es mir ausführlich erzählen. Nicht wahr, Sie sahen den General dabei recht stolz an, oder vielmehr recht zornig?

„Nein; es that ihm selbst ja leid, daß er uns eine solche Nachricht ankündigen

mußte. Ich war sanft gegen ihn wie ein Kind."

Sanft wie ein Kind? Frau, höre! Sanft wie ein Kind, und brav wie ein Mann. Wenn Elise hier Nein sagt . . .!

„Das wird sie, hoffe ich, nicht thun, Herr Graf; denn sie hat mich an Sie gewiesen."

Sie wird nicht? Ei, sie soll auch nicht! — Er lief hinaus, und schickte sogleich, ohne dem Kapitain etwas davon zu sagen, eine Kutsche ab, um Elisen holen zu lassen. Der Kapitain wollte am folgenden Tage wieder nach der Residenz reisen; doch der Graf hielt ihn fast mit Gewalt zurück. Am vierten Tage kam Elise; sie warf sich ihrem Vater um den Hals, und verneigte sich dann höchst freundlich gegen den Kapitain. Also den? fragte der Vater. Gott sey Dank, Elise! Aber Kind, das ist ein Mann, der einem Fürsten trotzt; der wird nicht mit sich spielen lassen.

Er legte Elisens und des Kapitains Hände in einander. Beide zitterten, Beide

erblaßten, erröthteten, schlugen die Augen nieder, und standen schweigend vor einander, mit allen Zeichen der größten Verlegenheit.

Seltsam! sagte der Graf lachend; so hat doch jeder sein besondres Talent! Vor einer Batterie, oder vor dem Fürsten, schlägt dem Kapitain das Herz ganz ruhig; und hier vor seiner Braut kann er nicht ein Wort aufbringen, und sieht zu Boden. — Weder der Kapitain, noch Elise wurden durch den scherzenden Ton des Grafen heiterer. Auguste aber, die mit Elisen gekommen war, freuete sich, und lächelte darüber, daß es mit ihrem Plane nach ihren Wünschen ging.

Elise hatte leicht errathen können, weshalb ihr Vater sie so eilig rufen ließ, und nun hatte sie unterweges den romantischen Plan ihres Lebens mit dem Kapitain Barneck ausgebildet. Auguste nickte zu jedem Artikel freundlich ihren Beifall, und dachte im Herzen: es wird sich wohl finden, wenn sie nur erst Mann und Frau sind. Nun kam aber Elise mit dem letzten Punkt ihres

mal auf und ab; dann sagte er mit fester Sicherheit: „Sie entdecken es ihr, Fräu- lein, und dann ist es ri

Und wenn sie nic

Sie will gewi Sie

estament! will

ch selbst!"

uguste füh pita

an den

Vertra

r ein

Heu

er

ame

Auguste übergab Elisen den Brief, und heftete die Augen fest auf sie. Doch in Elisens Gesichte zeigte sich während des Lesens kein Erröthen, kein Zug von Scham; sie war gerührt, brach in Thränen aus, und ging dann allein in
en. Nach einer
halben Stunde ka
er
das Zimmer. Der
macht, sa
uste

„He
ni
sanft.
den

Nein

„Der
er
und . . .
sch
geben."

O, die klei
lächelnd. So h
wirkt? fragte

„Das nic
„Aber des Ka
Ja zu sagen."

Und diese G
gierig.

„Der Kapital

Plans zum Vorschein; und der war: sich gar nicht mit dem Kapitain trauen zu lassen. Zur Ausfertigung eines Trauscheins, ohne Kopulation, hoffte sie ihren ehemaligen Lehrer, den Prediger, zu bereden, und zu der Einwilligung in eine ganz heimliche Trauung ihren Vater, da sie vermuthete, daß ihre Mutter Einwendungen gegen diese Heirath machen würde.

Das war freilich gegen Augustens Erwartung, besonders da Elise ihr sagte, der Kapitain wisse ihre Absicht, und habe die nöthigen Vorkehrungen schon getroffen. Daher freuete sich Auguste, als sie sah, daß der Vater so freundlich ihre Einwilligung zu dieser Heirath gab, und eben darüber waren die beiden Verlobten so bestürzt geworden.

Indeß machte der Kapitain doch einen Versuch, den alten Grafen für eine schnelle unerwartete Trauung zu gewinnen. „Ich liebe die Weitläuftigkeiten nicht," sagte er; „eine Trauung unter vier Augen, ehe es jemand vermuthet. Ein Soldat hat nicht

Zeit, sich lange zu bedenken.“ Recht! erwiederte der Graf; ganz recht! Das ist nach meinem Sinne. (Auguste erschrak.) Eine Hochzeit im Hause, eine Trauung, ohne daß man es weiß.

Elise bat in diesem Augenblicke der Freude ihren Vater um Erlaubniß, den Kapitain ihrem alten Lehrer vorstellen zu dürfen. Der Vater bewilligte das gern. Aber, sagte er, nimm dich in Acht, wenn du mit ihm bei dem Prediger bist! Hast du gehört, was er eben sagte? — Elise lächelte, und erwiederte freundlich: ich will mich schon hüten.

Nun, so thue es! sagte der Graf laut auflachend. — Ihr Lehrer trat mit der Kirchen-Agende in das Zimmer, und der Graf legte die Hände des Brautpaars in einander. Beide erblaßten. Der Prediger las das Formular, ließ sie ihr Ja sagen, und segnete sie. — Auguste konnte ihre Freude darüber, daß sie nun wirkliche Eheleute waren, kaum mäßigen.

Der Graf wußte nicht zu begreifen,

warum der Kapitain und seine Tochter so verlegen waren, da sie doch nun ihre Wünsche erreicht hatten. Auguste machte ihn aus Muthwillen aufmerksam, daß der Bräutigam seine Braut noch nicht ein einziges Mal geküßt hätte. Das ist auch wahr! sagte der Graf, und führte dem Kapitain seine Tochter zu. Sie bot ihm erröthend die schönen Lippen, und er bebte, als er sie küßte. Er drückte dann seine Lippen auf ihre Hand, und sagte: „hier, vor den Augen Ihrer Eltern, schwöre ich Ihnen noch einmal, daß ich wie ein Mann alles erfüllen werde, was ich Ihnen versprochen habe." Er meinte es mit dieser Betheurung ernstlich; aber dennoch schlug die Flamme ihres Kusses bis in das Innerste seines Wesens, und entzündete darin still glühende Wünsche. Auguste triumphirte schon, als sie in Beider Augen die Flamme dieses Kusses leuchten sah; und, ohne daß Elise es bemerken konnte, trieb sie den alten Grafen an, das junge Ehepaar in neue vertrauliche Situationen zu bringen. Er foderte in sei-

ner frohen Laune noch mehrere Male, daß sie einander küssen sollten.

Auguste sagte endlich laut, sie wolle das Brautbett für ihre Freundin bereiten. Elise und der Kapitain errötheten Beide. Ach, die liebe Unschuld! sagte der Vater lachend, und er verließ mit Augusten das Zimmer. Jetzt sagte der Kapitain sehr ehrerbietig: „ich glaube beinahe, Auguste hat eine boshafte Absicht. Aber, meine theuerste Elise, Sie sind und bleiben mir heilig. Wir sind getrauet; doch das ändert in unsern Verhältnissen nichts. Ich möchte sagen, die Trauung bindet meine Schwester auf ewig an das Herz ihres Bruders."

Mein Bruder! sagte Elise mit bebender Stimme, und die sinnende Stirn an sein Herz legend; mein Bruder, mein Freund, ich . . . vertraue dir ungemessen! — Er schloß sie in seine Arme, und betheuerte: „gewiß ewig meine Schwester!" Die Flamme der begehrenden Leidenschaft erlosch in seiner Seele; eine schöne, wohlthätige Flamme läuterte sein Inneres, und beruhigte sein

Herz, so daß er die schöne Elise mit sanfter, heiterer Freundlichkeit betrachten, und dann ruhig sagen konnte: „wir reisen diesen Abend von hier ab; ich bitte dich, sey heiter."

Auguste sah, als sie wiederkam, Elisen an des Kapitains Brust gelehnt. Sie dachte: die Heuchler! und blickte anderwärts hin, um sie nicht zu beschämen. Doch der Kapitain führte Elisen zu ihr, und sagte: „sie ist nun auf ewig unsere Schwester." Dann verließ er das Zimmer, um Befehle für den Abend zu geben.

Er ist mein Bruder, mein edler Bruder! sagte Elise zu Augusten mit reiner Heiterkeit. Lächelnd erwiederte diese: ist es möglich! Elise, noch jetzt kann dieser seltsame Traum bei dir dauern? Bist du denn so verblendet, daß du noch immer glaubst, du, Barnecks Frau, seyst das Eigenthum eines Andern, der nicht mehr ist? — Ich sage dir, dein wunderseltsamer Traum von einer übermenschlichen Treue wird nur noch einige Tage, oder aufs höchste einige Wochen dauern. Dein Mann muß dich für

ein phantastisches Kind halten, wenn du auf einer Grille bestehst, die das Unglück seines Lebens machen würde, wenn es auch möglich wäre, sie auszuführen. Wenn du deinem Manne heute dein Herz, deine Liebe, mit Einem Worte, dich selbst giebst, so hat es die Liebe, die Pflicht gethan; und dein Mann wird dich ehren. Uebergiebst du dich ihm erst nach Wochen, nach Monaten, nach einem Jahre — je später, desto schlimmer! — so wird er es nicht deiner Liebe, sondern deiner Sinnlichkeit zuschreiben, und aufhören, dich zu achten.

Elise erstarrte, als Auguste das sagte, und riß sich aus ihren Armen. „Darum also erfandest du den Plan, mich zu retten?"

Darum erfand ich ihn, und darum nahmt ihr, du und Barneck, ihn an. — Elise, ziere dich nicht!

„Um Gottes willen! das glaubst du von mir? So verächtlich bin ich in deinen Augen geworden? Auguste, wußtest du denn nicht voraus . . . diese Trauung . . ."

Leugne sie ab, mache sie ungeschehen,

wenn du kannst; und kannst du das nicht, so begreif, daß Barneck dein Mann ist, und nicht dein Bruder, und daß, wenn er seine Rechte nicht fodert, er nur einer thörichten Grille nachgiebt, dir aber dadurch keine Rechte einräumt.

Zitternd sagte Elise: „Barneck soll zwischen meinem Herzen und dir entscheiden. Ich liebe ihn, das leugne ich nicht. Entscheidet er, wie du; nun, so bin ich sein! Aber, glaub mir, dann bin ich unglücklich. O Auguste! warum kennst du mein Herz nicht mehr!"

Auguste umarmte ihre Freundin, und suchte nun den Kapitain auf. Sie sind wohl sehr unglücklich, Herr Kapitain?

„Wie so?"

Eine Frau zu haben, die Sie so leidenschaftlich lieben, und doch — Wo auch der Graf mit seiner Trauung hindachte! Aber Sie werden sich erst recht unglücklich fühlen, wenn Sie erfahren, was Sie nun endlich erfahren müssen: daß Ihre Frau Sie innig liebt. (Der Kapitain runzelte die Stirn,

anstatt zu antworten.) Es ist ja beinahe, fuhr Auguste fort, als wäre Ihnen diese Nachricht so gar erschrecklich nicht. Nun, im Ernst: werden Sie nicht bald fühlen, daß Sie ein Kind sind? Sie lieben Elisen, und Elise liebt Sie. Das hat sie mir eben gestanden; und glauben Sie denn, daß wir Weiber ein solches Geständniß um nichts und wieder nichts machen? Wir verzeihen der Liebe eines Mannes alles, selbst Beleidigungen; doch niemals Gleichgültigkeit gegen unsre Reitze. — Elise sagte mir so eben, sie liebe den Herrn von Barneck, und er habe zu entscheiden, ob sie seine Gemahlin oder seine Schwester seyn solle. Ich kenne mein Geschlecht, lieber Barneck.

„Das glaub' ich gern. Ich aber kenne Elisen, und die scheinen Sie nicht zu kennen. Und, Fräulein — das sind elende Menschen, die immer nur wie ihr Geschlecht handeln. Seyn Sie über mein und Elisens Schicksal ruhig. Wir werden glücklicher seyn, als Sie glauben." — —

Es wird schon noch wirken, dachte Au-

guste, als sie wieder allein war; das Uebrige wird die Natur wohl ohne mich thun, wenn sie nur erst allein sind. Doch zu ihrem Erstaunen ging es ganz anders, als sie erwartete. Am Abend spät umarmte der Kapitain seinen Schwiegervater, sagte ihm: ich werde Sie nächstens nicht weniger überraschen, als Sie mich heute mit der Trauung überrascht haben; nahm dann Elisens Hand, bat Augusten, mitzugehen, und führte Beide durch den Garten bis an die hintere Thür, wo schon ein Wagen bereit stand. Er hob Beide hinein, setzte sich zu Pferde, und ritt neben dem Wagen her, der in der schönen mondhellen Nacht den Weg nach der Residenz nahm.

Ueberrasche ich nicht den Grafen? fragte er unterweges Augusten. Und auch mich! antwortete diese, ein wenig empfindlich.

So hat er entschieden! sagte Elise; ich bin seine glückliche Schwester!

18.

Die Ehe.

Ich stand am Fenster, als des Kapitains Wagen vor unserm Hause hielt. Da kommt der Kapitain! sagte ich zu Frasern; und eine Dame, und noch eine! — „Damen? Hast du auch recht gesehen, Ludwig?" — Die Eine ist die Gräfin Forsting: ein Engel, lieber Herr Fraser, die der Vater liebt, wie seinen Augeapfel! Und nun sprang ich meinem Wohlthäter entgegen. Ach, lieber Vater! rief ich mit inniger Freude, und warf mich in seine Arme, und vergoß Thränen. So bist du endlich wieder da?

Er nahm mich an seine Brust. „Mein lieber Sohn!" Doch sogleich wendete er sich an Elisen: „ich nenne den jungen Menschen meinen Sohn; auch ist er es, wenn Liebe das Recht zu diesem Nahmen giebt. Ich habe ihn aus Amerika mitgebracht. Ludwig," (mit einen Wink auf Elisen) „grüße die

Mutter, die ich dir mitbringe!" Das überraschte mich aufs äußerste. Sie ist dein? fragte ich, mit Entzücken im Herzen. Er antwortete freundlich: ja, sie ist meine Frau! Nun faßte ich Elisens Hand, drückte sie an meine heißen Lippen, und benetzte sie mit Freudenthränen. O, mein Sohn! sagte Elise, gerührt von dem Ausbruch meines Entzückens; wie will ich dich lieben!

Nein! rief ich, außer mir; nicht mich; liebe nur meinen gütigen Vater! O Vater, wie glücklich bist du nun!

Jetzt trat Fraser in den Saal. Also? sagte er, mit einer tiefen Verbeugung vor Elisen. Ja, erwiederte der Kapitain; das ist meine Frau, Elise Gräfin von Forsting. Das ist Herr Fraser, Bataillons-Chirurgus, der mit mir in Noth und Elend ausgehalten hat, ein ehrlicher Mann; und Elise, ich kann ihn dir nicht besser empfehlen, als wenn ich dir sage: seine Sorgfalt, seine Kunst hat einmal Saldorfs Leben gerettet, ehe du ihn kanntest. Gott belohne es Ihnen, Fraser! ich kann es nicht.

Elise heftete Blicke voll wehmüthiger Freundlichkeit auf Frasern. Ich war Saldorfs Freundin, und bitte Sie um Ihre Freundschaft.

Elisens liebliche, Vertrauen erregende Stimme, und ihre Blicke voll herzlicher Güte, bewirkten doch in Frasers kaltem Herzen eine Art von Bewegung, die sich dadurch äußerte, daß er zu wiederholten Malen: o! o! o! sagte, und sich, ganz wider seine Gewohnheit, unablässig verbeugte.

Der alte Reitknecht, der dieses Mal den Kapitain nicht begleitet hatte, stand in der Thür des Saales, und nickte mir zu, um seine Freude anzudeuten. Ich faßte des Kapitains Hand, und sagte: da ist der gute Johann!

Der Kapitain wendete sich zu ihm, und sagte: „komm näher!' (Johann that zwei Schritte; dann blieb er stehen, und fing an laut zu weinen.) „Es ist der Aufseher über meinen Stall, ein Mann, der mich liebt, ein guter . . ."

Er liebt dich, unterbrach ich ihn, wie ein

Vater seinen Sohn, nicht wie ein Bedienter seinen Herrn.

„So ist es! Ja, Elise, dieser Alte liebt mich, wie ein Vater seinen Sohn.“ Johann wollte sich des Weinens erwehren, und konnte nicht. O vergeben Sie mir, schluchzte er endlich; ich weiß wohl, Thränen sind gegen den Respekt. Aber Gott vergiebt sie ja, und so wird sie auch wohl sein Engel vergeben, den er meinem Herrn vom Himmel zugesendet hat. —

Endlich führte der Kapitain Elisen und Augusten in alle Zimmer, um ihnen die Wahl zu lassen. Elise wählte eins nach dem Garten hinaus. Sie öffnete eine Nebenthür, und stutzte, da sie in des Kapitains Wohnzimmer trat. „Ich kann es räumen, wenn es dir gefällt,“ sagte der Kapitain. O, erwiederte sie zärtlich: muß ich erst versichern, lieber Barneck, daß ich nirgends besser wohnen kann, als in deiner Nähe? Ich würde dieses Zimmer gewählt haben, wenn ich auch das deinige früher gesehen hätte, als die schöne Aussicht.

Und

Und hier sind die Schlafzimmer, sagte Fraser, indem er eine Thür öffnete.

Ich danke Ihnen, Herr Fraser. Wir wollen uns wohl noch so einrichten, daß der Kapitain am wenigsten genirt wird.

Als Fraser wieder in das Wohnzimmer kam, steckte er mit großer Heftigkeit seinen kleinen Degen an, nahm den Stock, drückte seinen Hut fest auf den Kopf, und sagte: Undank ist der Welt Lohn! Ich alter, treuer, redlicher Freund bin nun ausgethan; ein Paar hübsche Augen treiben mich auf die Straße. Nun mag ich gehen, wohin ich will! Ich habe meinen Abschied, und Ihr Beiden dazu! — Johann, der nur auf ein frohes Wort von Frasern gewartet hatte, um seine Freude ausbrechen zu lassen, sprang heftig auf: Undank, Herr Fraser? Zum Teufel! hat denn der Herr versprochen, Sie zu heirathen? Ein alter Freund? ja! Ein redlicher Freund? das sagt der Herr! Aber ein treuer? Nein, der tobt nicht so, wenn seinem Freunde ein Glück begegnet. Undank! Was meinen Sie denn damit?

Mir, seinem alten Freunde, nicht ein Wort davon zu sagen!

Mich hat der Herr bei der Sache sogar um Rath gefragt. Er kennt seine Leute.

Ihn also? und mich nicht? Aber das stecke ich nicht ein! Morgen will ich fort, und müßte ich mein Brot vor den Thüren suchen.

Das thun Sie nicht, so lange Sie noch wissen, daß ein Goldstück rund ist, sagte Johann mit großer Trockenheit.

Fraser schwor, er würde nicht eine Minute länger im Hause bleiben, wenn er sähe, daß um der jungen Frau willen nur ein Finger mehr gerührt würde, als um seinetwillen. Bei diesen Worten trat der Kapitain in das Zimmer. Fraser nahm den Hut ab, und stand maulend da. Der Kapitain sagte ganz sanft: „ich habe unterwegs einen Zug Isabellen für meine Frau gekauft. Sie sind theuer, Fraser; aber dafür auch schön. Hier ist die Rechnung. Bezahlen Sie." (Fraser nahm die Rechnung, ohne sie anzusehen.) „Und den Englischen Wagen, Johann, will ich nehmen, was er auch kosten mag."

Sechs hundert Thaler soll er kosten, brummte Fraser.

„Gar kein Geld.“

Und der Zug Pferde! Sind die Füchse nicht gut genug?

„Sie zahlen, Fraser!“ sagte der Kapitain ein wenig kürzer. „Und neu möblirt sollen die Zimmer der gnädigen Frau werden. Auch soll morgen der Jude Samson mit seinen besten Juwelen zu mir kommen. Um Lebens und Sterbens willen bestelle auch meinen Consulenten. Er soll mir eine Schenkung für meine Frau aufsetzen.“

Und wir können hungern! rief Fraser mit der größten Erbitterung.

Rasch wendete sich der Kapitain zu Frasern um, und sagte mit einer Stimme, die ich nie so ernst, so gebietend gehört hatte: „Fraser, Sie sind meiner Frau Respekt, und mir Subordination schuldig! . . . Du bestellst das, Johann,“ fuhr er sogleich sanfter fort; „und Sie bezahlen, lieber Fraser!“ — Fraser bekam dadurch wieder Muth, und antwortete: das ist mein Dank! Der Kapi-

tain heftete die flammenden Augen fest auf ihn, und sagte sehr ernst: „Dank? Fraser, den Augenblick an den Tisch, und schreiben Sie mir mit Zahlen auf, wie hoch Sie den Dank taxiren, den ich Ihnen schuldig bin! Ehe Sie dieses Wort sagten, glaubte ich, Ihnen meinen Dank nur mit Liebe bezahlen zu können; jetzt aber weiß ich, daß ich mit Gelde abkommen kann. Schreiben Sie! Und zahlen Sie sich selbst, so viel Sie wollen!"

Und dann marsch! platzte der alte Johann heraus, der seinen Zorn über den undankbaren Fraser nicht länger mäßigen konnte. Der Kapitain sah ihm starr in's Gesicht. Johann sagte zitternd: ich will den Consulenten und den Juden bestellen, Herr Hauptmann.

„Nein! du hast deinen Abschied, und gehst noch heute aus dem Hause." (Johann stand bleich und zitternd da.) „Noth sollst du nicht leiden; denn ich weiß, daß ich dir viel schuldig bin."

Nichts sind Sie mir schuldig, schluchzte

der Alte, das weiß ich. Aber in den Tod sollten Sie mich alten Kerl doch nicht jagen. Ich will Ihnen umsonst dienen, als der unterste Reitknecht; nur lassen Sie mich hier!

Der Kapitain konnte keiner bittenden Stimme widerstehen. Er sah den Alten an, als wollte er ihm die Thränen abtrocknen. „Du hast mich in Noth und Tod nicht verlassen, Johann," sagte er, und sein Ton wurde immer weicher. „Das werde ich nicht vergessen. Aber Ordnung muß seyn; nicht wahr, mein alter Freund Fraser?"

Fraser hatte Zeit gehabt, sich zu besinnen, und bat nun für den Alten. Daß er seine Rechnung nicht schrieb, versteht sich von selbst. Der Kapitain bat ihn, noch in Johanns Gegenwart, um Verzeihung für seine Hitze. Auch Fraser wollte sich entschuldigen; der Kapitain sagte aber ernsthaft: „Basta!" und jeder schwieg.

Alles, was ich von dem Kapitain sah, erwarb ihm meine Liebe immer mehr, doch auch meine Ehrfurcht. Es ist wahr, Fraser schien sich seiner Gewalt über ihn bewußt zu

seyn, und er mißbrauchte sie sogar; doch nur im Disputiren über gleichgültige Dinge, wobei der Kapitain fast immer nachgab. Fraser war geitzig und eitel; und diesem Charakter gemäß hatte er unsre Haushaltung eingerichtet, obgleich der Kapitain für das Einfache und Gute war. Die Bedienten z. B. hatten schlechtes Tuch, aber alle Näthe mit Tressen besetzt. „Für das Gold hätten Sie besseres Tuch kaufen sollen, Fraser," sagte der Kapitain; „und künftig soll es so seyn. Ich will keine Harlekine um mich haben." Aber Fraser disputirte so lange, bis der Kapitain nachgab und schwieg.

Elisens ganze Einrichtung war das Werk des Kapitains; und deshalb einfach, geschmackvoll und edel. Alles Uebrige blieb in Frasers Händen.

Den Tag nach der Ankunft fuhr der Kapitain mit seiner Frau zu dem Oberhofmeister. Die ganze Familie verlor alle Besinnung, als er ihr mit den einfachsten Worten die Gräfin Elise als seine Frau vorstellte. Eduard glühete im ganzen Gesichte, und ver-

ließ das Zimmer; die Uebrigen betrugen sich kalt, und Amelie spöttisch. Das junge Ehepaar blieb nur einige Minuten, weil es sich unter diesen Menschen nicht wohl befinden konnte. Hm! sagte der Oberhofmeister mit einem finstern Blick auf Amelien: schon der zweite! Amelie warf sich in die Arme ihrer Mutter, und brach in ganz gemeine Verwünschungen gegen den Kapitain und Elisen aus. Eduard kam mit bleichem Gesicht und rollenden Blicken wieder in das Zimmer, und sagte: müßte ich auch mein Leben daran setzen, ich will mich an diesem schönen Plageteufel rächen! Sieh, du Thörin! — so wendete er sich zu seiner Schwester —: du verlassene, verspottete Thörin! das ist der Lohn für deine geheimen Zusammenkünfte mit Saldorf! für deine geheimen Ausschweifungen mit dem Todfeinde deines Bruders! Mutter, der entdeckte ihre Schande dem Grafen Holm; und ich bin nun das Opfer ihrer Wollust geworden! — Die Mutter erschrak, und sah mit ängstlichen Blicken ihre Kinder wechselsweise an.

Amelie sprang wie eine Furie auf. Elender! armseliger, verächtlicher Mensch! Mutter, Saldorf hatte diesem feigherzigen Prahler eine Eheverschreibung für ein Mädchen abgenöthigt, das von dem Bösewicht verführt war. Der verächtliche Mensch hatte nicht den Muth, seinem Feinde die Stirn zu bieten. Ja, ich liebte diesen Saldorf, und er verließ mich! — Die Mutter rief im schrecklichsten Schmerze: o barmherziger Gott! das sind meine Kinder! Mein Sohn ein Bösewicht, meine Tochter entehrt! O, daß ich im Grabe läge!

Ich bin nicht entehrt, Mutter. Aber dieser Mensch ist ein feigherziger, kupplerischer Bube, der Elisen für einen Orden verkauft hätte; ein Elender, der im Stande wäre, Sie, mich, uns Alle für seinen Vortheil aufzuopfern.

Die Mutter wollte ihre Kinder versöhnen; es gelang ihr aber nicht. Hohnlachend verließ Eduard das Zimmer, und Amelie schickte ihm Verwünschungen nach. Doch in Beider Herzen glühete Ein Gefühl, die Nach-

begierde; und diese Leidenschaft vereinigte sie nach einigen Tagen wieder.

Was thun wir? fragte Eduard mit gerunzelter Stirn.

Der Fürst! erwiederte Amelie. (Eduard schüttelte den Kopf, und lächelte spöttisch.) Oder unser Vater. Er ist ja so mächtig.

Der Kapitain nimmt sein Vermögen, und geht: was dann? Ja, wäre er ehrgeitzig, oder habsüchtig; wäre seine Frau eitel! Doch jetzt? Wie ist denen beizukommen!

Siehst du wohl? Die Tugend ist doch nicht so ganz das Hirngespinnst, wofür du sie immer ausgiebst.

Die Tugend? Pah! Du hast so wenig Tugend wie ich, wenn es Tugend heißt, ohne Leidenschaft, ohne Geist zu seyn. Auch du weißt, so gut wie ich, was ein Thron werth ist. Predige, wenn du dich fürchtest; aber, ich bitte dich, keine Heucheley: sonst entgehen sie unsrer Rache.

Amelie fürchtete, daß ihr Bruder sie zu dem Opfer seiner Rache machen könnte, wenn sie ihn nicht unterstützte; doch Beide sahen

immer keinen Punkt, wo sie ihre Rache anfangen konnten. Laß nur, sagte Eduard endlich; die Zeit wird ja etwas für uns thun. Nur etwas! dann will ich aus diesem Etwas Alles machen.

Er fuhr nach einigen Tagen zu dem Kapitain, und sagte zu Elisen mit einer sehr natürlich erkünstelten Unbefangenheit: wir haben Sie kalt aufgenommen, Cousine; das thut uns leid, weil wir jetzt wissen, daß wir Ihnen Unrecht gethan haben. Ihre Mutter hat uns geschrieben, daß der Vater an Ihrer schnellen Verheirathung Schuld gewesen ist. Daß wir Sie vorher in Verdacht hatten, als hätten Sie uns nichts von Ihrer Verheirathung wollen erfahren lassen, werden Sie uns leicht verzeihen. Jetzt bringe ich Ihnen aus unserm Hause viele Glückwünsche, die mir aber, das kann ich nicht leugnen, nicht so recht vom Herzen gehen; denn, Herr Kapitain, es war der größte Wunsch meines Lebens, die Hand Ihrer Frau Gemahlin zu bekommen. – Eduard betrug sich so artig, so ruhig, daß Elise und ihr

Mann ihm nichts Böses zutraueten. Man lud sie zu Zaberns ein, und behandelte sie da wohl nicht mit ausgezeichneter Wärme, aber doch mit Artigkeit. Eduard ersuchte den Kapitain ein Paarmal um kleine Gefälligkeiten, und der Oberhofmeister erwiederte sie durch Gegendienste. Dadurch geriethen beide Häuser wieder in einen freundschaftlichen Umgang, wie ihn ihre nahe Verwandtschaft foderte. Alles Vorige schien vergessen, und Barnecks ahneten nicht, daß Eduard immer nur darauf sann, ihr Glück zu vernichten.

Doch so glücklich, wie Eduard glaubte, war der Kapitain nicht. Er liebte Elisen mit jeder Stunde zärtlicher und inniger. Das Verhältniß, worin Beide lebten, berechtigte sie zu der innigsten Vertraulichkeit; sie hatten aber gleich Anfangs die Gränzen genau bestimmt, in denen sie bleiben wollten. Jeden Morgen sahen sie einander eine Stunde beim Frühstück, das indeß Auguste immer so lange dauern ließ, als möglich; und dann ging der Kapitain an seine kleinen Geschäfte.

Aber Barneck, fragte Auguste neugierig: was haben Sie immer den Vormittag so Nothwendiges zu thun?

Diese Frage brachte den Kapitain jedes Mal in Verlegenheit. Seine Geschäfte waren nichts als ein Spazierritt mit mir und dem alten Johann. Dann las er, oder spielte auf seinem Klavier, wenn er nicht bei meinem Unterrichte zugegen war. Nach Tische blieben Fraser und ich eine halbe Stunde; dann kam der Kapitain zu uns. Abends war fast immer eine kleine Gesellschaft von guten, fröhlichen Menschen da, und um elf Uhr, sobald der letzte Gast fort war, ging der Kapitain sogleich auf sein Zimmer.

Fräulein Holsten hatte diese Art zu leben gebilligt, und sah ihr nun mit Lächeln zu. Ganz recht! sagte sie; eine Stunde beim Frühstück, eine bei Tische, und Abends Gesellschaft! Nun, aus der Einen Stunde werden, denk' ich, bald zwei und drei werden, und die Abendgesellschaften sollen am Ende wohl aufhören. Doch zu ihrem Erstaunen blieb das Leben immer so einförmig wie

im Anfange. Es ist nicht möglich! dachte sie; es kann nicht so bleiben! Sie verlängerte das Frühstück und die Tischzeit durch allerlei kleine Künste; doch sobald sie unthätig blieb, sah der Kapitain ruhig nach seiner Uhr, und ging. Elise setzte sich dann ruhig und freundlich an ihre Arbeit, oder fuhr spazieren.

Wartet nur! dachte Auguste; ihr sollt mir nicht entgehen! Sie erzählte beim Frühstück, und ihr Thema war immer die Liebe, oder das Glück der Ehe, das sie mit den schönsten Farben mahlte. Der Kapitain wurde unruhig, und heftete nachdenkend sein Auge auf Elisen, die dann eben so unruhig wurde; doch auf einmal stand er auf, verbeugte sich, und ging, ehe noch die Stunde verlaufen war. Als Auguste es dreimal so gemacht hatte, verbat er sich alle weitere Schilderungen.

Elise hatte Augusten das Versprechen abgedrungen, nie, unter keinen Umständen, von ihrem Verhältnisse ein Wort zu erwähnen. Nein, länger schweige ich nicht, sagte Au-

guste, als der Kapitain eines Tages mit einem Seufzer weggegangen war, und Elise sich tief auf ihre Stickerei beugte, um Seufzer und Thränen zu verbergen. Es ist grausam von dir, Elise, das Leben des besten Menschen zu einer Reihe von Qualen zu machen!

Elise stand auf, lehnte sich an Augustens Brust, und sagte dann ernst: schweig, oder ich verlasse dies Haus auf immer!

Dieser Ton erschreckte Augusten. Elise, ich bitte dich, laß uns mit einander reden! Es wird dein Herz erleichtern; denn du bist nicht glücklich.

Glücklich! überglücklich, wenn du schweigst! rief Elise mit entzückten Augen, die in Thränen funkelten. Ist denn mein Loos nicht beneidenswerth? Ich bin die Freundin des besten, edelsten Menschen!

Du könntest glücklicher seyn, Elise, sagte Auguste sehr bewegt.

Nein; mehr Glück würde mich nur unglücklich machen. Auguste, laß mir die Ruhe meines Gewissens, und die stille Freundschaft des edlen Mannes!

Auguste wiederholte in der Rührung, die sich ihrer bemächtigte, ihr Versprechen; doch eine Stunde nachher bereuete sie es, und nahm sich vor, das Phantom zu vertreiben, das dem Glücke ihrer Freunde im Wege stand. In der That dem Glücke ihrer Freunde. Der Kapitain fühlte sich mit jedem Tage mehr von Elisens Liebenswürdigkeit gefesselt. Wenn er neben ihr stand, und ihre zarte Hand nahm, die in der seinigen zitterte und sie dennoch drückte; wenn ihr schönes Auge voll tugendhafter Liebe, voll seligen Vertrauens und zurückgehaltener Wehmuth auf dem seinigen ruhte; wenn dann Beide schwiegen, und nur leise Seufzer aus ihren Lippen kamen, und die schnelleren Schläge ihrer Herzen die heißere Liebe verriethen: so wendeten sie sich mit einem seelenvollen, traurigen Lächeln von einander ab, als trennten sie sich in diesem Augenblick auf ewig. Warum wäre ich denn nicht glücklich! dachte der Kapitain. Ist denn dieser Engel des Himmels nicht mein? — Elise weinte Thränen in ihrem einsamen Kabinet, und machte sich

reuige Vorwürfe über ihre Empfindungen. Doch edelmüthig verbargen sie einander ihren Kummer, und schienen heiter und glücklich.

Augustens scharfen Blicken entging aber ihr Zustand nicht, und sie gab sich Mühe, die stille Gluth in volle Flammen zu verwandeln. Elise kleidete sich immer nicht bloß einfach, sondern beinahe unvortheilhaft. Auguste drang jetzt darauf, daß sie die Kleider tragen sollte, die der Kapitain ihr geschenkt hatte. Elise gab nach, weil auch der Kapitain dies zu wünschen schien. Auguste kleidete nun Elisen so vortheilhaft, so reitzend, daß der arme Kapitain die Augen nicht von ihr losreißen konnte. Das war ihr noch nicht genug; sie fing an in des Kapitains Hause solche kleine Schauspiele geben zu lassen, wie man sie ehemals am Hofe gegeben hatte, und sie beredete Elisen, Theil daran zu nehmen, damit der Kapitain Zerstreuung hätte.

In der That liebte der Kapitain dieses Vergnügen, doch eigentlich nur darum, weil

Elise immer die Hauptrolle übernahm. Sie spielte bald die Armida, bald eine Fee, eine Schäferin; und in jeder neuen Rolle fesselte sie, ohne es zu wollen, den Kapitain immer stärker: denn zu ihren natürlichen Reitzen kamen noch die fremde, idealische Kleidung, schöne Deklamation, und lieblicher Gesang, oft auch der heroische Charakter ihrer Rolle. Der Kapitain war bloß Zuschauer bei diesen Schauspielen, weil er es nicht wagte, mit der geliebten Elise aufzutreten, um nicht ganz der Raub seiner Leidenschaft zu werden. Und doch wurde er dies. Er sah seine Geliebte als Armida so lockend, so wollustathmend gekleidet, hörte von ihrer süßen Stimme die Töne der Liebe, sah, wie ihr brennendes Auge ihn suchte, und wie sie, halb zu ihm gewendet, ihm die Liebe gestand, die sie ihrem Rinaldo gestehen sollte.

Er war außer sich, und rief das Bild seines Alexander zu Hülfe; doch es stand nur wie ein leichter Schatten neben der hell glänzenden, Liebe athmenden Gestalt der Ge-

liebten. Er verwünschte Augusten, daß sie ihn an einem solchen Abend, wenn die Fremden sich entfernt hatten, immer mit Elisen allein ließ. Sie that das absichtlich, weil sie von einer solchen Stunde das Gelingen ihres Planes hoffte; doch der Kapitain riß sich los von den Zauberfesseln, und Auguste fand, wenn sie endlich wiederkam, Elisen nicht in den Armen des Kapitains, sondern der Kammerjungfer, die sie entkleidete.

Der Kapitain saß längst in seinem Zimmer, und dachte mit schwerer Stirn über seine Gefühle, und über die Möglichkeit, das Gelübde zu halten, welches er Elisen und dem Schatten seines Alexander gethan hatte. Nach wenigen Stunden Schlafs erwachte er seufzend von Träumen, die ihn glücklicher machten, als die Wirklichkeit. Er war jetzt Tantalus, der mitten in den frischen Wellen des Stromes verschmachtet.

Auguste hatte ihn unglücklich gemacht; doch ihn seinem Worte untreu zu machen, wollte ihr nicht gelingen. Sie drückte den Pfeil immer tiefer in sein und Elisens Herz;

aber desto unbeugsamer wurden Beide. Elise fühlte, daß sie von Tage zu Tage schwächer wurde, weil die stille Liebe des edlen Mannes sie rührte. Sie sah, wie er das dunkel glühende Auge nur mit Mühe von ihr abwendete, wie er den Kummer seines Herzens unter einem gezwungenen Lächeln zu verbergen suchte, und sie hatte bei diesem Anblick mit ihrem eigenen Herzen zu kämpfen. Beide entzogen sich jetzt einander, so oft sie nur konnten. Elise besuchte ihre Eltern, und der Kapitain blieb zu Hause; er ging auf seine Güter, und sie blieb in der Residenz. Doch er seufzte nach Elisen; was seine Liebe mildern sollte, wurde nur neue Nahrung für ihre Flammen. Elise war, wenn er zurückkam, blasser geworden, und Auguste sagte ihm: wenn Sie Ihre Frau tödten wollen, so dürfen Sie sich nur oft von ihr trennen.

Mit jedem Tage glaubte Auguste, nun endlich an ihrem Ziele zu seyn; und doch fand sie immer wieder, daß sie noch weit davon entfernt war. Sie dachte zuletzt: nur Geduld! Der nächste Frühling, die Nachtigal-

len, die Einsamkeit, die ganze Natur soll mir helfen, beide Herzen zu vereinigen. Elise, sagte sie, als der März die ersten Knospen hervorlockte: willst du denn nie wieder den Frühling in seiner Heimath, auf dem Lande, empfangen? — „Nein!" erwiederte Elise mit einem bangen Seufzer; und auch der Kapitain gab eine abschlägige Antwort. Auguste wendete sich nun an den Arzt, und dieser drang in den Kapitain, seine Gemahlin auf das Land zu bringen, wenn ihm an ihrer Gesundheit etwas gelegen sey. Der Kapitain bat nun Elisen, auf eins seiner Güter zu gehen, und setzte hinzu: ich kann dich ja von Zeit zu Zeit besuchen. Elise willigte mit niedergeschlagenen Augen ein.

Soll Ihre Frau nicht lange mehr leben, sagte Auguste, so bleiben Sie hier. — Und zu Elisen: soll er denn nicht einmal die Freude haben, dich zu sehen?

Beide reisten nach einem Gütchen des Kapitains, das in einer schönen und einsamen Gegend lag. Auguste hatte sich von Frasern den Grundriß des kleinen Wohnhauses

geben lassen, und dem zufolge Einrichtungen getroffen. Der Kapitain wohnte dicht neben Elisen, und die Zimmer waren nur durch eine Tapetenthür von einander getrennt.

Sie wußte erst seit Kurzem, daß der Kapitain das Klavier sehr gut spielte, hatte ein Instrument in Elisens Zimmer stellen lassen, und bat ihn sogleich, zu spielen. Der Kapitain freuete sich, daß er ein Instrument fand, und erfüllte ihr Verlangen. Elise bewunderte diesen neuen Vorzug an ihm mit dem Vergnügen einer Braut, und bat ihn, auch zu singen. Er sang, indeß Auguste ihn begleitete, mit seiner angenehmen, sonoren Stimme, und mit dem Ausdruck seines gefühlvollen Herzens. Elise stand hinter ihm, und horchte mit gehaltenem Äthem. Das Lied, welches Auguste ihm vorgelegt hatte, schloß mit den Versen:

Die stille Liebe, die mein Herz verbarg,
Verbirgt auf ewig bald der Sarg!

Er merkte nicht genug auf die Worte, die er sang, sondern horchte auf Elisens schweres Athmen, das wie ein leises Weinen klang.

Ihr war das Lied neu, und die beiden letzten Zeilen überraschten ihr Herz gewaltig. Sie legte ihren Arm um Barnecks Schulter, und drückte ihn an ihre Brust. Er wendete sich nach ihr um, und sie sank, ihn küssend, in seine Arme. Auguste wiederholte das Nachspiel des Liedes dreimal hinter einander, und phantasierte noch einige Minuten, bis sie merkte, daß sie sich wieder umsehen dürfe. Nun sprach sie, und weckte die Liebenden dadurch aus einem langen Vergessen.

Auguste sagte aus Muthwillen schon am zweiten Tage: nein, Ihr seyd mir viel zu bedächtig! Ich muß in den Frühling hinein schwärmen, wie eine Mücke. — Sie ging auf den Höhen umher, und ließ die Liebenden allein im Gebüsche zurück; sie stand noch vor Tage auf, und war schon im Freien, wenn Elise noch schlief, und dagegen schon im Bette, wenn der Kapitain Elisen auf ihr Zimmer führte.

Auguste hatte ihren Plan ganz richtig berechnet. Der Frühling, die Dämmerung in den duftenden Gebüschen, das süße Lied

der Nachtigall, und die Einsamkeit machten Beider Herzen mit jeder Minute schwächer. Auguste lächelte, wenn sie noch um Mitternacht Duette singen hörte, oder wenn sie ihre Freunde in der Einsamkeit eines dunkeln Boskets antraf. Jetzt, glaubte sie, wäre es die rechte Zeit, die letzte Hand an ihr Werk zu legen.

Als Barneck eines Morgens mit Elisen nach Hause kam, war Auguste mit dem einzigen auf dem Gute befindlichen Wagen nach der Residenz gefahren, und hatte für Elisen einen Brief hinterlassen, worin sie sagte: sie müsse eine sehr kranke Freundin noch einmal sehen, werde aber nach einigen Tagen wieder kommen. Elise erröthete, gab den Brief aber lächelnd dem Kapitain. Auch er erröthete beim Lesen, und gab ihr den Brief wieder. Beide sprachen fast gar nicht über den Vorfall, und empfanden eine gewisse Beklommenheit. Sie gingen, wie gewöhnlich, nach Tische aus; es war aber ein fremdes Wesen zwischen ihnen, das ihrem Gespräche alles Vertrauen nahm. Als sie wieder zu Hause

waren, machten sie Musik; doch nur mit halber Seele. Sie weckten einander mehrere Male aus Träumereien, und trennten sich heute früher als gewöhnlich. Beide sagten, sie wären ermüdet; und dennoch blieben sie bis nach Mitternacht angekleidet.

Der Kapitain horchte auf Elisens Athmen, und glaubte, sie weinen zu hören. Sehr ängstlich, mit zitternder Hand, öffnete er die Thür, und Elise war noch angekleidet. Beide schwiegen und lächelten; dann war es, als winkten sie einander mit den Augen. Auf einmal trat Barneck vor, warf sich vor Elisen nieder, und sagte in heftiger Leidenschaft: „o, meine Elise!"

Sie umfaßte ihn, drückte ihn an die hoch fliegende Brust, und sagte: mein Karl! Dann aber ließen Beide die Arme sinken, und schlugen beschämt die Blicke zu Boden. Er nahm ihre Hand, hob sie auf, und sagte innig: „nie! nie!" Sie wiederholte mit eben der Innigkeit: nie! . . . O gute Nacht, du einziger Freund meines Herzens! — „Gute Nacht, Elise!" sagte er mit einem starren,

aber zärtlichen Blicke. Er drückte seine heißen Lippen auf ihre Hand, und legte dann seine Hand an die Stirn. Man sah, daß er mit sich selbst kämpfte. „O der Sturm der Leidenschaft!" sagte er laut. „Leidenschaft?" fuhr er leise fort. „So hätte Fraser Recht? Der Niagara-Fall; und ich der Wilde! nur der Wilde! . . . O Elise! Ich bin deiner nicht werth!"

Ja, du bist es, edler Mann! sagte Elise. Wir sind Beide seiner werth! seiner, dessen Schatten uns jetzt umschwebt. — Sie zog Saldorfs Miniaturportrait aus ihrem Busen. Der Kapitain sah es mit nassen Augen an, und küßte es nicht. „O Alexander!" sagte er; „ich war ja nur ein Mensch! . . . Gute Nacht, Elise! gute Nacht! . . . Lebe wohl!" Dies sagte er in einem bedeutenden Tone.

Errathe ich dich? fragte sie, eben so bedeutend. (Er nickte mit dem Kopfe.) Nun denn, so lebe wohl, du edler Mann!

Der Kapitain schrieb noch in der Nacht an Elisen. Er sagte ihr offenherzig, daß er

seit einiger Zeit glaube, der Tod seines Freundes habe sie frei gemacht. „Doch,“ setzte er hinzu, „ich suchte mein Glück auf einem Umwege, ohne die Unruhe meines Herzens zu achten, und ohne die zarte Blüthe deiner Treue zu schonen. Ein wildes Feuer der empörten Begierde hat die reine Flamme, die in meiner Seele brannte, entweihet. Und hieltest du dich nun auch für frei, so liegt doch jetzt zwischen unsern Herzen ein Vergehen. Die Hand, welche die deine fassen darf, muß rein seyn, wie deine Seele.“

Elise las diesen Brief mit Thränen und mit Schmerz, aber doch mit einem hohen Triumphe. Auch sie glaubte jetzt, von der Verbindung mit Saldorf frei zu seyn; doch das heimliche Verlangen, das auf dem Lande in ihrem Herzen entstanden war, schien ihr ein Vergehen, das nichts wieder gut machen kanne, als die Aufopferung eben dieses Verlangens. Sie erfuhr, daß der Kapitain schon am frühen Morgen weggeritten war. Ihn bald wiederzusehen, konnte sie nicht erwarten, und so beschloß sie, auf dem Gütchen

zu bleiben, wo sie mit ihm doch einige Wochen so selig verlebt hatte. Sie fühlte sich stark genug, die Abwesenheit des Mannes, den sie liebte, zu ertragen, und hoffte, daß Briefe von ihm ihren Muth aufs neue stärken würden!

19.

Der Lohn der Treue.

Auguste hatte alle Tage in Barnecks Hause fragen lassen, ob nicht einer von ihnen schon zurück wäre. Sie freuete sich, da man ihr immer Nein antworten ließ, daß alles so gut gelungen wäre, und daß ihre Freunde sich auch so gut bei der Sache benähmen, und ihre Rückkehr abwarten wollten. Endlich mußte sie doch wieder hinaus. Sie fürchtete sich ein wenig vor dem Gedanken, daß Elise bei dem ersten Wiedersehen verlegen und erröthet vor ihr da stehen würde; sie freuete sich aber auch auf den ersehnten Augenblick, wo das junge liebende Weib an

ihre Brust sinken und sagen würde: du hast mich glücklich gemacht, Auguste!

Um Elisen zu überraschen, ließ sie am Bosket halten, und stieg aus. In der großen Allee sah sie Elisen, die ihr mit lauter Freude entgegen kam. Zu ihrem Erstaunen sah Auguste in ihrem Gesichte keine Spur von Schuld, oder von Schmerz, sondern nur ein gewisses Etwas, dem sie keinen Nahmen zu geben wußte: den Muth eines Märtyrers unter seinen Leiden.

Wo ist dein Mann, Elise?

„Verreist."

Wann? —

„Am Morgen nach deiner Abreise."

Am Morgen nach meiner Abreise? (Sie sah Elisen starr ins Gesicht.) Und du so ruhig? so heiter, so fröhlich sogar, könnte ich sagen.

„Das bin ich, Auguste, und mehr als je. Ich hoffe fast nicht, den edlen Mann oft wiederzusehen; doch wenn die reinste Liebe eines Herzens der Lohn eines Tugendhaften seyn kann, so ist er belohnt: denn ich liebe ihn unaussprechlich."

Auguste begriff noch immer nicht, und that Eine Frage über die andre. Als sie endlich alles gehört und dennoch wieder nicht begriffen hatte, sagte sie, ein wenig spottend: ich weiß, er wird wiederkommen. Doch ich werde euch wohl schwerlich überzeugen, daß ihr vergebens gegen ein Gefühl streitet, welches die Natur geheiligt hat, und welches nur von euch in einer thörichten Ueberspannung verkannt wird.

Elise lächelte. „Er wird so bald nicht wiederkommen, und wir wollen hier glücklich leben."

Glücklich? Arme, getäuschte Elise! Aber er wird wiederkommen, weil die Natur sich nicht von ihm wird überwältigen lassen.

Der Kapitain kam nicht wieder. Er schrieb an Fraser: ein unvermutheter, wichtiger Vorfall nöthige ihn zu einer langen Reise. Seine Frau würde ihm von Zeit zu Zeit die Rechnungen abnehmen. — Er ließ sich Wechsel schicken, und war nun so gut wie verschwunden. Man erfuhr das in des Oberhofmeisters Hause. Wie! sagte Eduard;

hast du auch recht gehört, Wilhelm? Gezwungen zu einer Reise? Und die Frau lebt in Berzig? Laß doch sogleich satteln!

Eduard ritt nach Berzig, und hörte da, daß der Kapitain auf einer Reise wäre, die wahrscheinlich lange dauern würde. Er belauerte Elisens Gesicht; doch kein Zug darin gab ihm Licht über diese sonderbare Reise. Man behielt ihn die Nacht; als er am folgenden Morgen um Erlaubniß bat, seine Besuche wiederholen zu dürfen, sagte ihm Elise sehr freimüthig: die müßte sie, so lange ihr Mann verreist wäre, verbitten.

Er erfuhr, daß Elise von dem Kapitain Briefe bekam, und sie beantwortete, auch daß Fraser ihr Rechnung ablegen mußte. Eduard ritt indeß oft in der Kleidung eines Jägers in der Gegend von Berzig umher, und beobachtete das strengste Inkognito; es war ihm aber lieb, daß sein geheimnißvolles Umherstreifen in der Nachbarschaft Aufsehen erregte, weil er dachte, es wäre vielleicht irgend einmal zu brauchen. Er besuchte Elisen nach einigen Wochen aufs neue, wur-

de aber so kalt empfangen, daß er nicht zweifeln konnte, es sey Elisens Ernst, ihn nicht sehen zu wollen.

Sie kam einige Male in die Residenz, weil sie Angelegenheiten für ihren Mann zu besorgen hatte, wozu sie von ihm mit einer Vollmacht versehen war. Eduard erfuhr, daß sie dabei mancherlei Schwierigkeiten fände, und er erbot sich, ihr Dienste zu leisten. Sie schlug sein Anerbieten aus; aber dennoch wurde er ihr so nützlich, daß er sie in der That zu Dank verpflichtete. Da er sich nun überdies sehr artig, sehr bescheiden betrug, und immer in den Gränzen des Verwandten und des feinen Mannes blieb, so vorlor Elise einen Theil ihres Mißtrauens gegen ihn. Amelie, die jetzt wieder einen Liebeshandel mit einem jungen reichen und vornehmen Manne hatte, war so freundschaftlich und artig, daß Elise, so oft sie nach der Residenz kam, ihren Umgang, wenn gleich nicht suchte, doch wenigstens auch nicht vermied. Sie gewann sogar wieder eine Art von Neigung zu dem Hause ihres Oheims,

und vergaß das Vergangene allmählich, besonders als sie erfuhr, daß Eduard sich um eine Verwandte von ihr bewerbe, und daß die Heirath wahrscheinlich zu Stande kommen werde.

Der Kapitain zog, bald lässig auf seinem Pferde hangend, bald finster im Wagen sitzend, langsam und schweigend von einer Stadt zur andern. Der alte Johann ritt still hinter ihm her, und sprengte von Zeit zu Zeit einmal vor, um zu sehen, ob sein Gesicht noch nicht heiterer wäre. Er sann stundenlang darüber nach, was seinen Herrn wohl bewegen könne, so ohne Zweck, und immer schweigend, rings um Berzig her zu reisen.

Ich lasse mich hängen, sagte er jeden Morgen und Abend: es ist etwas vorgegangen, das ich nicht weiß. Doch er unterstand sich nicht, seinen Herrn, an dem er einen solchen Ernst noch nie gesehen hatte, darum zu fragen. Er schüttelte nur den Kopf, wenn es am folgenden Tage denselben Weg zurück ging, den es am vorigen hin gegangen war. Endlich konnte er aber doch nicht länger

schweigen.

schweigen. Es kann mein Unglück seyn, daß ich rede, hob er an, als er von der Post zurückkam; aber jagen Sie mich weg, so gehe ich zu Fuß hinterher. Ich muß reden.

„Was willst du?" fragte der Kapitain.

Sagen Sie mir um Gottes willen, Herr Hauptmann, warum wir so in der Irre herumziehen, wie Geister, die nicht erlöst sind, oder wie Leute, die eine Mordthat auf dem Gewissen haben! Ja, wenn es gerade aus ginge, so würde ich denken: der Herr will die Welt sehen. Aber so in die Runde, hin und her!

„Du dauerst mich, Alter. Doch sey gutes Muths; wir wollen bald umkehren."

Die arme gnädige Frau jammert mich. (Er sah dabei seinen Herrn starr an.) Sie ist ein Engel, Herr Hauptmann: nicht wahr?

„Das ist sie; ein Engel des Himmels, wie Gott zum Segnen alle tausend Jahre einmal einen auf die Erde schickt."

O, Gott Lob! daß nur die gnädige Frau nicht Schuld ist an unserm Umherziehn! Davor war mir bange.

Der Kapitain sah Thränen in den Augen des alten Mannes, und reichte ihm die Hand „Wir wollen bald nach Hause, guter Johann. Ich suche — einen Freund, der hier herum irgendwo leben muß. (Johann schüttelte den Kopf.) Aber morgen wollen wir gerades Weges nach **r. Da lebt der Geist, der mich erheitern wird: der Geist meines Alexander, der Geist meiner frohen Kindheit; da ist das Grab der Mutter, die mich erzog. Dorthin wollen wir. Triff Anstalt, Johann."

Am folgenden Abend erreichte Barneck das Städtchen, das er seit den Jahren seiner Jugend nicht wieder gesehen hatte, und worin ihm jeder Baum, jede Stelle für ein heiliges Andenken an seinen Alexander galt. Er sah die Thür des Kirchhofes offen, und dachte daran, daß hier die edle Frau begraben läge, die ihm mehr als Mutter gewesen war. Johann mußte mit den Pferden an der Thüre bleiben, und der Kapitain ging hinein, das Grab der Frau von Saldorf zu suchen. Er hatte vergessen, an welcher

S. 147.

Seite es war, und konnte den Leichenstein nicht finden. Auf die andre Seite wollte er nicht gehen, weil da auf einem Grabe ein Mann saß, dessen Kopf tief auf die Brust herunter hing, und der in den tiefsten Gram versunken zu seyn schien. So ungern er den Mann auch störte, er mußte sich dazu entschließen, weil er sich besann, daß gerade dort herum das Grab der Frau von Saldorf wäre.

Er ging leise näher, und besah die Inschrift jedes Leichensteines. Endlich erkannte er den Stein an der Form; es war eben der, auf welchem der Fremde saß. Er ging, ohne etwas zu ahnen, näher. Der Fremde hob, so wie er Fußtritte hörte, den Kopf auf, und Barneck rief: heiliger Gott! Alexander! — „Karl!" rief Saldorf, indem er aufsprang. Beide stürzten einander in die Arme, und Barnek sank an der Brust seines Freundes in Ohnmacht. Als er sich wieder erholte, sagte er: Gott sey gelobt! Alexander, du lebst? du lebst? — „Ich lebe, Karl. Doch woher weißt du, daß ich hier bin?"

Hätte ich gewußt, daß du lebtest, ich wäre nach Aegypten gegangen, dich aufzusuchen! — Aber wer hat dich gerettet? wo bist du so lange gewesen?

„Ich habe den Menschen gesehen, und das menschliche Leben," antwortete Saldorf, mit tiefem Ernst: „die unglücklichsten Menschen, und die freiesten, die deshalb nicht glücklicher waren; Tieger in Menschengestalt, die sich über Angstgeschrei freueten, und ihre Sklaven, die nur athmeten und zitterten." — Sein Blick sank finster zu Boden.

Alexander, sagte Barneck wehmüthig: Blicke auf zu dem hellen Himmel! An meinem Herzen sollst du die Hoffnung wieder finden.

Ich begreife mein Wesen nicht; und keiner der Menschen, die ich sah, begriff es. Aber alle — und das ist meine Hoffnung! — alle, die Glücklichsten, wie die Unglücklichsten, richteten sehnende Blicke auf das Grab, auf eine andre Welt, die das dunkle Räthsel des Lebens lösen wird. Alle zitterten vor dem Tode, und setzten doch ihre Hoffnungen nur auf ihn."

Alexander, ich wünschte, daß dein Mund lächelte, wenn er die froheste Hoffnung des Menschen ausspricht! Du bist so ernst!

„Ernst, weil ich von dem einzig Erhabenen im Menschen, von dem Glauben an Gott, rede. Ich habe viele bittre Stunden verlebt; doch jetzt ist alles vorüber, und mein Herz schlägt wieder ruhiger. Was mich in meinem Vaterlande zuerst empfängt, ist deine treue, feste Freundschaft."

Der Kapitain sah ihn aufmerksamer an, und es stiegen Thränen in seine Augen. Saldorf war von der Sonne verbrannt, aber dennoch bleich und hager. Sein Auge strahlte noch von Feuer; doch nicht von der Flamme eines alles unternehmenden Muthes. Seine Kleidung war armselig, seine Hände hart, seine Gestalt gebeugt, seine Stirn voll Falten. — Sieh, Alexander! rief der Kapitain auf einmal begeistert: sieh, nun ist alles gut! du sollst glücklich werden, so glücklich, wie es noch kein Mann gewesen ist. Die treueste und innigste Liebe erwartet dich. Elise . . . —

Alexander fuhr bei diesem Nahmen zusammen, und der Kapitain stockte. „Warum stockst du, Karl? Ja, ich liebte sie, und sie mich. Wir schworen einander ewige Treue; aber ich weiß ja, daß alles vergänglich ist, auch die edelsten, reinsten Gefühle des Menschen.“

Alexander, fuhr der Kapitain in einiger Verwirrung fort, Elise liebt dich, und ist dein, ob sie gleich, wie wir Alle, glaubte, daß du todt wärest.

„Mein?“ rief Saldorf aufspringend, und sein Auge funkelte von einem höheren Feuer. „Mein? O, so soll der volle Strom der Seligkeit sich wieder in diese Brust ergießen?... Wo ist sie, Karl? sie ist mein?“

Dein, Alexander; dein!

„Aber wo lebt sie?“

Der Kapitain wollte der Antwort ausweichen; doch Saldorf drang in ihn. Sie lebt bei mir, in meinem Hause.

„In deinem Hause? Wie versteh' ich das! Auf welche Weise? Ich bitte dich, rede!“

Der Kapitain erzählte, wie er Elisen

kennen gelernt, wie er Saldorfs Testament erbrochen habe, und in welcher Gefahr Elise gewesen sey, die Gattin des Bösewichts Zabern zu werden; wie die Holsten ihm den Rath gegeben, Elisen selbst zu heirathen, und wie Elise eingewilligt, weil sie kein anderes Mittel gewußt habe, ihrem Saldorf ewig treu bleiben zu können; wie es ihr Plan gewesen sey, der Trauung auszuweichen.

„O, Ihr treuen Seelen!" rief Saldorf. „Und es gelang?"

Der Kapitain erzählte, wie der Graf ihn mit dem Prediger überrascht habe.

„Und Ihr wurdet getrauet?" — Er drückte dabei die Hand seines Freundes.

Wir wurden es. Aber sie ist dein, Saldorf; sie war mir so heilig, wie dem Vater die Tochter. (Saldorf sah vor sich hin, wie gedankenlos.) Sie ist dein, Alexander! sagte Barneck noch einmal.

„O, Karl!" rief Saldorf schmerzlich; „täusche mich nicht zum ersten Male. Sag' es mir offen! Ihr hieltet mich ja für todt, und waret also nicht ungetreu! Wem hätte

ich sie lieber gegeben, als dir? Dir gab ich sie ja auch in meinem Testamente. Ich bin unglücklich; aber du bist mein Freund!"

Dein Freund wäre ich, Alexander, wenn ich dein Andenken aus dem Herzen deiner Geliebten gerissen hätte? Sie ist dein; denn die Braut meines Alexander war mir heilig. Alexander, bei der heiligen Asche in diesem Grabe, bei meinem Herzen, bei deinem Leben! sie ist noch Jungfrau, und führt nur meinen Nahmen. Wäre es möglich, daß du mir nicht glaubtest?

Saldorf blickte zu Barneck auf, der ihn mit ernster Feierlichkeit ansah. Dann sagte er: „Karl, verzeihe mir! Ich kannte dich; ja! Aber für so treu, so groß, hielt ich keinen Menschen. O, sag es mir noch tausendmal, daß sie mein ist! Sieh, als ich, ein elender Sklav, in den brennenden Sandwüsten Arabiens auf der nackten Ebene lag: da dacht ich an dich, an Elisen, da nannte ich der unermeßlichen Oede eure Nahmen; und das war die einzige Erquickung meines Lebens. Doch nun bin ich für alle Leiden

belohnt. Karl, du hast, wie ein mächtiger Schutzgeist, die Hand meines schweren Schicksals aufgehalten. Zitternd betrat ich den Boden, auf dem ich einst so glücklich war. Ich hatte nicht den Muth, den Nahmen Elise Forsting zu nennen. Unerkannt wollte ich nach der Residenz. O Gott, wie glücklich ist es, daß du mich hier fandest! Denn hätte ich gehört, daß Elise deine Frau wäre, so würde ich Euch gesegnet, und dann auf immer verlassen haben. O, sie ist mein?"

Dein! ewig dein! Von jetzt an soll die Freude dein ganzes Leben begleiten; denn sie liebt dich.

„Laß uns gehen! Du hast sie bei dir? oder wo ist sie sonst? Was bringt dich hierher? Wie lange ist sie schon in deinem Hause?"

Beinahe ein Jahr. Doch das alles sollst du erfahren. Komm nur! Ich bin schon seit drei Monaten auf Reisen, um Elisen, so viel als möglich, Verlegenheiten zu ersparen.

Beide gingen Arm in Arm nach **r hinein. Der Kapitain ließ sogleich für Saldorf

Kleider bestellen, und zwar, da er Französischer Marineofficier gewesen war, eine prächtige Französische Uniform. Saldorf erzählte nun die Begebenheiten seines Lebens, seine Unglücksfälle, seine Sklaverei unter den Arabern, die ihn aus dem Meere aufgefischt hatten, und seine endliche Rettung. Nun machte der Kapitain einen Plan für die Zukunft. Sein Freund sollte als Französischer Marineofficier auftreten, der durch Handel und reiche Prisen in dem Kriege gegen die Engländer ein ungeheures Vermögen erworben hätte.

Saldorf schüttelte den Kopf. „Karl, ich bin ein Bettler. Laß das!"

Du bist reich, Alexander; denn ich bin es. Der alte Vetter hat mich zu seinem Erben ernannt, und ich werde mit jedem Jahre reicher. Ich reise jetzt allein zurück; du kommst in sechs Wochen nach, und der Scheidungsprozeß zwischen mir und Elisen ist dann schon in vollem Gange.

„Scheidung? Nimmermehr! Sprich mir das Wort nicht wieder aus!"

Alexander, was kann denn sonst geschehen? Wie soll denn Elise sonst deine Frau werden? Oder du bleibst nur ein Paar Tage zurück, damit ich Elisen erst ankündige, daß du lebst. Dann gehen wir zu dem Fürsten, und sagen ihm alles ganz offen. Meine Ehe ist nichtig, weil ich Elisen nur für dich aufbewahrt habe. Du bist reich. Was könnte man also gegen dich haben?

„Dieser Plan ist besser. Wir werden ja sehen! . . . So reise, Karl; ich komme nach. O Gott, welch ein Augenblick erwartet mich!" —

Der Kapitain empfand die reinste Freude darüber, seinen Alexander wieder zu haben. Er liebte Elisen; aber er hatte diese Liebe längst der Treue zum Opfer gebracht, und ein neues Opfer für seinen Freund selbst konnte ihm nicht schwer seyn. Was vorher Großmuth gewesen war, wurde jetzt bloße Gerechtigkeit, da er seinem Freunde dessen Eigenthum nicht vorenthalten durfte. „Nein," dachte er, „der Wasserfall soll mich nicht wegreißen; ganz dicht vor dem Sturze sag' ich:

halt! Und jetzt ist mir ja das nicht einmal schwer. Wenn ich den armen Alexander so vor mir sehe, mit allem seinem Elend, daß mir das Herz in Thränen schwimmt — und liebte er meine eigne Braut, an die er keine Ansprüche zu machen hätte: beim lebendigen Gott! ich würde sie ihm geben, wenn sie anders einwilligte. Ich könnte mit Freuden sagen: da nimm sie, und sey glücklich! Jetzt will ich unglücklich seyn, daß du dein Leiden vergessen kannst. — Elise gehört ihm; da ist gar nichts zu bedenken. Ich wäre ein verächtlicher Schurke, der noch vor einem Lips Tullian den Hut abnehmen müßte, wenn ich hier nicht mit Freuden sagen wollte: da nimm sie, und sey glücklich! Sonst freilich wäre es mir schwerer geworden, Elisen so hinzugeben. Alexander galt für todt, und Fräulein Holsten hatte wohl nicht so ganz Unrecht, wenn sie behauptete: der Tod scheidet alles. Nun, ich danke Gott, daß er seinen Engel sandte, der mir immer leise zurief: der Tod scheidet die Herzen nicht. Denn, wäre Elise nun wirklich meine Frau —

wohin könnte ich blicken, wenn Alexander vor mir stände, und fragte: was macht Elise?"

So sprach er, und sein Herz empfand die Ruhe einer gerechten Handlung. Elisens Bild stand freilich vor seiner Seele; er dachte aber von sich selbst viel zu bescheiden, und von seinem Freunde viel zu groß, als daß er nicht hätte überzeugt seyn sollen, Elise werde seinen Freund ihm vorziehen. „Sie liebt mich, sagt das Fräulein Holsten: das mag seyn. Ich war sein Freund, und meine Liebe fing ja nur dadurch an, daß sie seine Freundin war. Das ist Eins. Ich bin eine ehrliche treue Seele: Zwei. Ich rettete sie; Drei. Aber jetzt ist Alexander da. Wo werde ich bleiben, wenn er dahin tritt in seiner Größe, und mit dem Elende, das er um ihretwillen erduldete! Sie müßte ihn ja schon aus Mitleiden lieben! Gott Lob! der ganze verwirrte Handel lös't sich nun auf, ohne daß wir es merken, wie ein leichter Morgennebel vor der Sonne, wie ein schöner Traum, an den man noch ein

Paar Minuten nach dem Erwachen denkt, und dann auf immer vergißt."

Mit leichterem Herzen stieg der Kapitain in den Wagen, und flisterte seinem Freunde noch mit glänzenden Augen zu: „welch ein fröhlicher Bote werde ich seyn!" Diesen Gedanken hielt er während der Reise fest. Er stellte sich vor, wie Elise freudig aufschreien würde, wenn er ihr sagte: Saldorf lebt! er ist da! — Und doch empfand er bald etwas Unangenehmes, wenn er sich Elisen so fröhlich, so ganz glücklich dachte. „Elise wird in seine Arme sinken, ihn umfassen, nur ihn allein sehen, nur an ihn denken, und alles Andre, auch mich, vergessen." Er mahlte sich, um die unangenehme Empfindung in seiner Brust zu vertreiben, das Glück seines Freundes aus: dessen stilles Leben mit der schönen Elise, und dann Beider Vater- und Mutter-Freuden. Doch das machte seine unangenehme Empfindung nur noch schärfer, und er konnte nicht Herr über seine Eifersucht werden. „Ich eifersüchtig über das Glück Alexanders?" dachte er; „ist das möglich!" —

Er lächelte darüber; das half aber so wenig, als der feste Vorsatz, seine Gefühle zu unterdrücken. So fuhr er, kämpfend zwischen Liebe und Freundschaft, zwischen Pflicht und Leidenschaft, immer weiter. Mit jeder Minute fühlte er immer mehr, wie innig er Elisen liebte, und wie schwer es ihm war, dem reißenden Falle der Leidenschaft zu widerstehen.

„Ich bin ein unglücklicher Mensch!" sagte er zuletzt. „Auch ich werde Tag und Nacht den Nahmen Elise nennen; und er wird mich nicht trösten, wie er Alexandern getröstet hat. Niemand, kein glücklicher Zufall, wird mich erretten, wie Er errettet wurde. O Gott gebe nur, daß ich gern an sein Glück denke, daß ich es ihm gönne, daß ich ihm meinen Gram verbergen kann, und daß ich sterbe, ohne daß er erfährt, warum ich vor Gram vergehe. Gott gebe, daß mein Schmerz sich nicht verräth, wenn ich Elisen sage: wir müssen uns trennen; Alexander ist da! Ach, in den Abgrund des Elends wird mich die Leidenschaft reißen, und ich

kann es nicht hindern. Doch in den Abgrund des Verbrechens? Nein, dahin nicht! Glücklich sollt ihr werden. Und wenn ich dann dein funkelndes Auge voll Freudenthränen, wenn ich dich an ihrem Herzen, in ihren Armen, an ihren Lippen so glücklich sehe, so werde ich ja doch lächeln können! Und könnte ich es nicht — o, es ist mir schon jetzt, als könnte ich es nicht! — so vergebe es mir Gott, und du! Es ist ja mein ernster Vorsatz, mich über dein Glück zu freuen. Ich will nicht seufzen, mich nur abwenden und sagen: mein Alexander ist ja glücklich." — Hier legte er beide Hände vor die Augen, weil er nicht mehr Herr seiner Thränen war. Bald aber fühlte er sein Herz von dem Schmerze so weich, daß er auch wieder Muth empfand, geduldiger zu leiden. Er dachte noch einmal an alles, was Alexander gelitten hatte, und sagte mit den weichsten Tönen: „er muß glücklich werden! Möchte ich es denn seyn, wenn Er es nicht wäre? könnt' ich es seyn?"

Als er in die Residenz kam, war Elise

noch

noch mit Augusten in Berzig. Wir Andern fanden ihn außerordentlich weich, und wehmüthig-freundlich.

Johann, den wir um die Ursache fragten, schüttelte nur betrübt den Kopf, und schwieg, weil der Kapitain ihm verboten hatte, ein Wort von Saldorf zu reden. Ich schmeichelte um meinen Wohlthäter her, weil es mir durch die Seele ging, ihn so — finster nicht — so wehmüthig-lächelnd, so weich zu sehen, als lös'te sich mit jedem Augenblick sein Leben in einem sanften Tode auf. O, liebst du mich nicht mehr, mein guter Vater? fragte ich.

Er lächelte, streichelte mir die Wange, und sagte mit leisen, gehaltenen Tönen: „ich liebe euch ja alle! ich liebe nur zu sehr! . . . Mein Sohn, ich bin sehr betrübt."

Du sagtest einmal, Vater: der Mensch muß Herr über den Schmerz bleiben. Das Leben ist endlich, der Schmerz auch.

„Sagte ich das, mein Sohn? Ich hatte nicht Recht. Denn, mein Sohn, es giebt Stunden im Leben, wo man mehr als das

Leben hingeben muß, die Hoffnung des Glücks. Aber gieb sie hin, mein Sohn, gieb sie hin, und behalte nur Glauben an Gott, und an dich selbst. Das Leben ist endlich, der Schmerz auch." —

Er hielt sich nur einen Tag bei uns auf, um einige nothwendige Geschäfte abzuthun. Dann setzte er sich seufzend in den Wagen, der ihn zu Elisen bringen sollte.

Mit Elisen war in seiner Abwesenheit eine große Veränderung vorgegangen. Trotz der stillen, heißen Liebe, die für den Kapitain in ihrem Herzen war, und trotz der schmerzlichen Trennung von dem geliebten edlen Manne, hatte sie doch die stolze Ruhe, welche die erfüllte Pflicht auch dem zerrissenen Herzen giebt. Mit gelassener Heiterkeit hörte sie Augustens Vorwürfe. „Kind," sagte sie lächelnd in einer Unterredung mit dieser: „daß du über Herz und Treue nicht urtheilen kannst, wußte ich längst; aber du verstehst dich auch eben so wenig auf Glück und Unglück. Ich liebe den Kapitain. Er verließ mich; seine Seele war stark genug, das

zu können; und ich stolz genug, es zu wollen. Rechnest du meinen Stolz, rechnest du dies triumphirende Gefühl für nichts? Sey diese Tugend auch Fanatismus, wie du sagst, oder Ueberspanntheit; nur nicht Falschheit, nicht Ziererei, nicht Heuchelei. Nun, so wirst du doch zugeben müssen, daß dieser Fanatismus, der eine Witwe in Hindostan in die Flamme treibt, der die Märtyrer auf der Folter zu Lobliedern begeistert, der das Leben hinwirft, wie eine Handvoll Spreu — daß dieser Fanatismus das Herz für alle Entsagungen entschädigt."

Aber will denn meine gute, sanfte, menschliche Elise ihr Glück und das Glück eines edlen Mannes zerstören, weil der Fanatismus ein stolzes Gefühl ist?

„Das ist es eben, worüber wir streiten, Auguste. Du nennst Fanatismus, was ich Tugend nenne. Erweise mir, daß es keine Tugend, daß es eine Grille ist, und ich eile zu dem Kapitain, werfe mich in seine Arme, und gestehe ihm, daß ich eine Thörin war."

Wie oft habe ich dir das schon erwiesen, Elise!

„Dir, aber nicht mir. Dächte ich wie du, so würde ich handeln, wie du es foderst. Ich und der Kapitain, wir Beide sind ruhig: was willst du mehr?"

Ruhig? Arme Elise! und da treten dir schon wieder Thränen in die erloschenen Augen!

„Du verkennest mich!" sagte Elise; und wirklich lag in ihrer Brust mehr Ruhe, mehr Zufriedenheit, als Auguste glaubte, da sie sich noch immer einbildete, daß Elisens Herz von dem bittersten Leiden zerrissen würde.

Des Kapitains Briefe enthielten wohl keine Klagen; es lag aber doch eine gewisse Düsterheit auf allem, was er schrieb. Und wer ist Schuld daran? fragte Auguste: wer ist Schuld, daß der edelste Mann wie ein Mörder umher irrt? daß dieser edle Mann, dem die Natur ein Herz für das häusliche Glück und für die schönsten Freuden des Lebens, die Vaterfreuden, gegeben hat, nun in stillem Gram sein Leben ungenützt ver-

ehrt? Und hat er dich endlich vergessen, wie du Saldorfen vergaßest (Elise erröthete), so sind auch die Jahre, die Heiterkeit, die zum Glücke gehören, verschwunden! — Wenn viel Böses an das gränzt, was wir gut nennen, so sollten wir aufmerksam werden, und genau untersuchen, ob es auch wirklich gut sey.

Augustens Schilderungen mit den dunkelsten Farben machten endlich tiefen Eindruck auf Elisen, und ihre Liebe half dieses Gemählde noch mehr verstärken. Sie fing an weniger heftig zu streiten, und antwortete endlich auf Augustens Beweise fast gar nichts mehr. Ewige Treue, sagte Auguste, ist ein Traum, den die Natur zu einer Lüge macht, weil sie unserm Herzen keine ewige Liebe gab.

„Was?" rief Elise; „ich wäre dem Manne keine Treue mehr schuldig, wenn meine Liebe aufgehört hätte? Sieh, wohin deine Beweise führen! Ich versprach Saldorfen meine Treue für die Ewigkeit, und muß sie ihm halten."

Würde er deine Treue wollen, ohne deine

Liebe? Ewigkeit! was weißt du von der Ewigkeit! Die Treue hat ihre Gränzen in diesem Leben. Was jenseits des Grabes liegt, kennen wir nicht. Du bist der Liebe Liebe schuldig, dem Kapitain das Glück des Lebens.

So stritten sie alle Tage, und Elise wurde immer scheuer mit ihren Gründen. Die Sehnsucht nach dem Kapitain brach immer stärker hervor; die Liebe half Augusten siegen. Endlich versprach Elise, daß sie sich, wenn der Kapitain zurückkomme und für Augusten entscheide, ergeben wolle.

Er wird, er muß so entscheiden, sagte Auguste: glaube mir, er hat schon lange so entschieden, und scheuet sonst nichts, als den Schein der Gewalt, die dazu gehört, deine Hand zu nehmen und zu sagen: du bist mein Weib! Sobald er zurück kommt, wirst du es sehen. Aber du sollst ihm nicht verbergen, daß du ihn liebst. Gesteh' ihm das, und die Natur wird ihn lehren, sich und dich glücklich zu machen.

Der Kapitain sprach in seinen Briefen von langer Weile, doch nicht ein Wort vom

zurückkommen. Auguste wollte Elisen bereden, ihn an die Rückkehr zu erinnern. Diese sagte aber: „wenn ich dir nicht versprochen hätte, ihn über mein Schicksal entscheiden zu lassen, so wollte ich ihn heute bitten, zu mir zurückzukehren. Doch jetzt nicht. Würdest du deinen Verlobten an den Hochzeitstag erinnern können?" —

Eines Morgens saß Auguste am Fenster, das eine weite Aussicht in die Gegend beherrschte, während Elise des Kapitains Briefe las. Sie sah eine Weile durch das Fernrohr, stellte sich dann schweigend hinter Elisen, flocht ihr spielend Blumen in das blonde Haar, ringelte die Locken um die weißen Schultern, hielt ihr dann einen Spiegel vor, und sagte: sieh, wie schön du bist, Elise! und wie eine Braut geputzt! Mache mir das Vergnügen, heute so zu bleiben. Gieb mir die Hand darauf. So! Und nun versprich mir noch einmal, was du mir schon längst versprochen hast: wenn der Kapitain kommt, ihm deine Liebe nicht länger zu verbergen. Ich will dir sagen, wie du ihn em-

fangen mußt. So! (Sie breitete die Arme aus, umfaßte Elisen, und drückte sie an die Brust.) Willst du?

Elise sagte lächelnd Ja.

Nun, Elise, du kannst dein Versprechen noch heute halten; denn der Kapitain muß in einer Viertelstunde hier seyn. Ich habe ihn am Walde gesehen.

Elise ward blaß und roth, und ging an das Fernrohr. Sie erkannte des Kapitains Wagen, den er sich aus der Residenz hatte nachschicken lassen, und den alten Johann zu Pferde. Er mußte ziemlich nahe am Hause wegfahren, und dann doch einen großen Umweg über eine Brücke machen; Elise konnte ihn also mit Muße betrachten. Er kam dem Hause näher, und sie erkannte ihn im Wagen. „Er ist es!" rief sie freudig. „Ach er ist es!" wiederholte sie traurig. „Mich dünkt, er ist so blaß, so schwermüthig. O mein Gott! es kommt mir vor, als ob er sich die Augen trocknete."

Auguste sah dasselbe. Je näher er kam, desto deutlicher erkannten sie die Schwermuth

in seinen Mienen. Nun verschwand der Wagen. Dahin ist er gebracht! sagte Auguste wieder; dahin, daß er Thränen vergießt, der Mann, dessen Auge immer vor Freude funkeln sollte! Hier freilich wird er seinen Gram verbergen und sogar lächeln. O, der großmüthige Mann! Ohne sich zu bedenken, opferte er dir alle Hoffnungen seines Lebens, um dich aus den Armen eines Bösewichts zu retten! Und du, Elise? du stehst da, und überlegst, ob es der Anstand wohl erlaube, ihm mit offenen Armen entgegen zu gehen!

„Mit offnen Armen und offnem Herzen!" erwiederte Elise; und auf einmal trat der Kapitain, der über eine Laufbrücke und durch den Garten gegangen war, in das Zimmer. Elise hielt ihr Versprechen: sie eilte ihm mit offnen Armen entgegen, nannte ihn: „mein geliebter Karl!" und drückte ihn mit zitternden Armen an die hochfliegende Brust.

Auguste stand mit einem wohlgefälligen Lächeln erwartend da; der Kapitain aber hob seine Arme nur langsam, Elisen zu umfassen. Er hielt sie so wenig fest umschlossen,

und zog seinen Mund so schnell von ihren Lippen zurück, daß sie betreten wurde. Aus seinen Augen brach dabei unverkennbar die Flamme der Liebe durch kummervolle Blicke, und seine Brust klopfte zitternd der ihrigen entgegen; doch er sagte nicht ein Wort, nicht eimal den Nahmen Elise. Sie sind doch gesund, Kapitain? fragte Auguste bestürzt. Er sah sie mit starren Blicken an. „O Gott! du bist krank!" rief Elise mit der größten Aengstlichkeit. Er sah auch sie eben so starr an. Als er sich endlich von der Ueberraschung des zärtlichen Empfanges erholt hatte, sagte er: ich bin nicht krank. In diesem Augenblick fielen seine Blicke wieder auf Elisen, die mit den Blumen in ihren Locken so unbeschreiblich schön war.

Ist sie nicht schön wie ein Engel? fragte Auguste; und gekränzt wie eine Braut? Oder sollten Sie heute erst . . .

Der Kapitain unterbrach sie mit einem so ängstlichen Gesichte, daß sie nicht vollenden konnte. Aber, Kapitain, warum sind Sie denn so wunderseltsam? Elise, gewiß ist er

krank. — Elise faßte mit allen Zeichen der Angst seine Hand.

Ich bin völlig gesund, sagte der Kapitain in der größten Verlegenheit.

Aber wenn Sie gesund sind, Kapitain, so sollten Sie doch artiger seyn. Wir sehen Sie da hinten am Walde herfahren. Geschwind stecke ich Elisen die Blumen wie einen Kranz in die Haare. Sie springt Ihnen froh entgegen, und Sie begrüßen uns so kalt wie ein Paar Haubenköpfe.

Der Kapitain sah Augusten ernsthaft an, als wollte er ihr jedes Wort vom Munde horchen; dann aber sagte er: ich habe Sie überrascht.

Ganz und gar nicht, fiel Auguste ein; wir haben Sie durch das Fernrohr schon seit einer halben Stunde betrachtet.

Der Kapitain hob wieder an: es giebt Begebenheiten, die uns nur zu sehr überraschen.

Sie haben uns gar nicht überrascht, sage ich Ihnen; aber Ihr seltsames Benehmen setzt mich in Erstaunen. Bis jetzt haben Sie Elisen noch nicht ein Wort gesagt.

Der Kapitain seufzte tief, sah Augusten an, und warf auch einen verstohlnen Blick auf Elisen, die ihn voll Sorge betrachtete. Die Gräfin Forsting . . . hob er ohne Gedanken an.

Die Gräfin Forsting? rief Auguste; und Elise erblaßte. Barneck! um Gottes willen! was sagen Sie da! Sie ängstigen uns zu Tode. Die Gräfin Forsting? Sehen Sie doch, wie bleich Elise wird!

Der Kapitain sprang auf, und flog mit ausgebreiteten Armen auf Elisen zu. Dicht vor ihr blieb er stehen, ließ seine Arme wieder sinken, legte die zitternde Hand an die Stirn, und setzte sich.

Hätten Sie uns unser Todesurtheil anzukündigen, Sie könnten uns nicht ärger martern, rief Auguste.

Der Kapitain, den der Empfang, das Wort Braut, und der Kranz in Elisens Haar um alle Besonnenheit gebracht hatten, erholte sich jetzt wieder, und aus seinem Gesichte verlor sich alle Verwirrung. „Elise," sagte er mit sanftem Ernst, „ich habe Ihnen

eine große Nachricht anzukündigen." (Elise und Auguste standen in ängstlicher Erwartung.) „Nachrichten aus Aegypten . . ." — Elise erblaßte, und der Kapitain schwieg, ebenfalls erblassend.

Leere Gerüchte! rief Auguste; albernes Geschwätz! Nicht wahr: Saldorf soll noch leben?

Er lebt, ich habe ihn gesprochen! sagte der Kapitain mit leiser Stimme; und heftete den Blick auf den Boden.

Elise wurde noch bleicher. Sie rief: heiliger Gott! und schwankte in ihr Schlafzimmer. Heiliger Gott! rief auch Auguste, und ging zitternd in den Saal. „Nun ist es geschehen!" sagte der Kapitain, und ging, den Kopf auf die Brust gesenkt, hinaus, um in dem Garten allein zu seyn.

Auguste war die erste, die sich wieder besann. Sie fand den Kapitain nicht mehr, wo sie ihn verlassen hatte, und öffnete nun Elisens Schlafzimmer, wo die Arme auf den Knieen lag und die Stirn an einen Stuhl niedergebeugt hatte. Ich bitte dich, sagte Elise, fast unhörbar: laß mich!

Auguste sah den Kapitain auf dem Fußgestell einer Bildsäule im Garten sitzen, so unbeweglich wie die Bildsäule selbst, und den Blick in die Wolken gerichtet. Sie hätte ihn gern gesprochen; doch sie wagte es nicht, Elisen zu verlassen, und redete sie wieder an. Siehst du? erwiederte Elise sanft; und Augusten schienen diese Worte ein schwerer Vorwurf. Das war alles, was Auguste, so viel sie auch sprach, von Elisen zur Antwort bekam Sie wurde bei diesem Schweigen ängstlich, besonders da Elisens Wangen ganz bleich und kalt waren. Elise! sagte sie endlich: erbarme dich deiner Auguste! Es ist ja noch nicht alles verloren! Wenn Saldorf erfährt, daß du den Kapitain liebst, so . . .

Elise sprang heftig auf, und sagte mit hartem Tone: Auguste, wenn du das je wieder sagst, so bin ich verloren! Ich liebe den Kapitain nicht. Saldorf ist mein! Bei diesen Worten rollten Thränen über das bleiche, kalte Gesicht.

Auguste ging erschreckt und furchtsam hinunter zu dem Kapitain, der noch immer in

derselben Stellung saß. Sie haben ihn gesehen, lieber Kapitain? Sie selbst? und ihn gesprochen? (Der Kapitain nickte langsam mit dem Kopfe.) Und was ist Ihr Entschluß, guter Kapitain? Elise ist in dem mitleidswürdigsten Zustande. So reden Sie doch, und endigen Sie meine Angst!

„Sagen Sie Elisen, ich hätte alles mit Saldorf verabredet. Es wäre alles gut, alles!"

O, Sie geben uns das Leben wieder! Also Saldorf entsagt Elisen? Ich eile zu der Unglücklichen . . .

„Wo denken Sie hin, Auguste!" rief der Kapitain, sie zurückhaltend: „wollen Sie Elisen tödten? Sagen Sie ihr sonst nichts, als was Sie gehört haben."

Mein Gott! was habe ich denn gehört? Sie ängstigen mich noch mehr. Was soll ich sagen?

„Daß alles gut ist. Ein Wort von dem Fürsten — unsre Ehe ist nichtig. Elise wird glücklich, Saldorfs Gattin."

Glücklich? O guter Kapitain! Elise wird

unglücklich, wenn Saldorf ihre Hand bekommt. Elise liebt Sie mit Leidenschaft.

„Auguste, Sie wollen mich wahnsinnig machen. Wahnsinnig, ehe es der Schmerz thut. Verlassen Sie mich!"

Ich gehe nicht, bis Sie mir ein Wort des Trostes für Elisen geben. Saldorf muß ihr entsagen!

Das muß, das soll er nicht! Eher soll hier die Erde unter mir wanken, eher das Gewölbe des Himmels zerfallen, und die Sonne erlöschen! Saldorf ist hier, und Elise giebt ihm ihre Hand, oder sie hätte nie verdient, von ihm geliebt zu werden. Fräulein Holsten, verräth ein Wort von Ihnen, eine Miene, oder nur ein Wink mit den Augen, was Sie da eben sagten, daß Elise mich liebe, oder daß ich sie geliebt hätte . . ."

Aber, bester Kapitain, so hören Sie doch nur! Um Gottes willen, zerschlagen Sie doch nicht Ihr und Ihrer Freunde Herzen. Sie lieben Elisen.

„Wer sagt das! O, was sagen Sie nicht! Sagten Sie nicht auch, der Tod trenne alle

Bände?

Bande? Aber sagen Sie nicht noch einmal, was mich wahnsinnig machen würde, wenn es wahr wäre. — Gott, da kommt sie selbst!"

Elise kam, mit bleichem, ernstem Gesicht, den Gang herunter. Sie war schwach, das sah man an ihrem langsamen Gange; doch ihr starker Geist unterstützte ihren Körper. Als sie bei dem Kapitain war, fragte sie mit leiser Stimme: Saldorf ist da?

„Er ist da!" antwortete der Kapitain.

Gott sey gelobt, der ihn aus dem Grabe rettete! Dein und mein Freund ist uns wiedergegeben, und aus vollem Herzen sage ich: Gott sey gelobt! Warum soll ich es dir nicht sagen, Barneck, der du mich der Verzweiflung entrissest! Ja, Barneck, ich liebe dich. Deinem Freunde will ich offen sagen: wir hielten dich für todt, Alexander; dein Karl rettete mich, und ich liebte ihn. Und, Karl, von dem Augenblicke an siehst du, und sieht Alexander mich nicht eher wieder, als in einer Welt, wo wir . . .

„Elise," sagte der Kapitain, seine Lippen auf ihre Hand drückend: „dein Herz gehört

mir, wie es Alexandern gehört; deine Hand ist sein Eigenthum. Ich habe dich ihm aufbewahrt. O Elise! soll er immer unglücklich seyn? Entscheide anders!"

Entscheide du für mich, sagte Elise still.

„Ich habe entschieden: du bist seine Gattin. Ich liebe dich, aber von jetzt an mit der Liebe deines Bruders. Sey meine Schwester!" — Sie reichte ihm die Hand.

Ich beschwöre Euch, rief Auguste: entscheidet nicht so schnell über drei Herzen!

„Wer zögert, sucht Gründe nicht zu wollen," erwiederte Barneck.

Er hat entschieden, sagte Elise; und er hat recht entschieden.

Wenn Ihr mich nicht hört, rief Auguste in großer Angst, so wird doch Saldorf mich hören.

Elise bat sie mit heißen Thränen, ihr zu versprechen, daß sie Saldorfen nichts sagen wolle. Auguste weigerte sich. Da erzählte der Kapitain, wie heiß Saldorf Elisen noch immer liebe, und welches gräßliche Elend er erduldet habe.

Elise wurde tief gerührt, und sagte: o, Alexander! warum hörte ich auf, dich zu lieben! Jetzt liebe ich dich wieder. Du Unglücklicher riefst in deinem Elende meinen Nahmen, dich zu trösten; und ich, ich Undankbare, die dich vergessen konnte — ich sollte dich nun verlassen? O nein! ich liebe dich wieder.

Auguste ließ sich endlich das Versprechen entreißen, daß sie schweigen wollte. Ich habe geschworen, sagte sie dann; aber ich fürchte, du wirst meinen Eid oft beweinen. O Gott! wenn Ihr Beide nicht glücklich werdet: wer verdient es denn sonst zu seyn!

Sieh, erwiederte Elise lächelnd: da sagst du selbst, daß wir recht thun.

Recht? Ja recht thut ihr wohl. Aber — du hättest so glücklich werden können!

Das Glück ist eine lachende Minute; das Bewußtseyn, recht gethan zu haben, eine zufriedne Ewigkeit. Was mußte ich wählen, Auguste?

Nun sagte der Kapitain Elisen seinen Plan, dem Fürsten alles zu entdecken. Und ich, seufzte Elise, komme dann wieder in die

Gewalt meines Vaters. Der Kapitain sann nach: doch vergebens; und am Ende wurde beschlossen, alles Saldorfen zu überlassen.

Das schwere Opfer war gebracht, und der Kapitain sowohl als Elise fühlten sich ruhiger, und durch ihre Großmuth erhoben.

Man nahm Abrede für Saldorfs Empfang, und endlich machte der Kapitain sich auf, ihn zu holen. Er bestimmte den Tag, an welchem er zurückkommen würde. An diesem Tage stand Elise schon früh Morgens mit nassem Gesicht am Fenster. Ihre Brust war voll Schmerz; doch sie war Herr darüber. Dort kommen sie, sagte Auguste, und trat langsam von dem Sehrohre zurück. Elise erblaßte bei diesen Worten ein wenig, und legte die Hand auf ihre Brust. „O Auguste! wie ängstlich pocht mein Herz! Ach, und wie seine Nähe wieder so mächtig auf mich wirkt! Ich begreife nicht, wie ich ihn vergessen konnte! Wie wird mir seyn, wenn er mich wieder: liebe Elise, nennt!"

Als der Wagen vor dem Hause hielt, faßte Auguste noch einmal Elisens Hand, und sagte: ich bitte dich, sey nur menschlich!

O, eben darum! erwiederte Elise laut und schmerzhaft. —

Saldorf trat an Barnecks Hand in das Zimmer. Es leuchtete reine Freude aus des Kapitains Augen, und mit zitternd-fröhlicher Stimme sagte er: „nun! Gott hat mich die seligste Stunde erleben lassen! Sieh, Alexander!"

Elise warf einen Blick auf Saldorf, und die Vergangenheit stand wieder neu vor ihrer Seele. Sie schrie freudig auf, und sank, ohne Athem, ohne Besinnung, in seine Arme.

Der Kapitain sagte, mit einem Blick zum Himmel: „und nun, Vater, gieb ihnen deinen Segen!"

Als Elise sich erholte, lehnte sie die Wange an Saldorfs Herz, hob lächelnd, mit der alten Zärtlichkeit, das fromme blaue Auge zu ihm auf, und sagte: so hab ich dich wieder! so bist du nun endlich mein! — Sie umschlang ihn fester und inniger. Saldorf hatte ruhig, beinahe kalt, seine Blicke auf Elisen und den Kapitain geworfen; doch nun glänzten seine Augen in Thränen, seine Ar-

me zitterten, seine Stimme bebte. O, Gott! rief er; es ist wahr, woran ich zweifelte! Elise ist noch mein! Ja, das ist der süße Ton ihrer Stimme! das ihr Auge voll Thränen der Liebe! Ich halte sie in meinen Armen! . . . Und dieser Mann — Karl! wie nenne ich dich! Mein guter Engel! mein Schutzgott!

„Gott segne dich, Alexander! Du bist nicht glücklicher als ich; denn sieh, Bruder, meine Seele schwimmt in Seligkeit. Komm an meine Brust, Alexander!" — Elise legte die Arme um beide Freunde. Auguste war tief gerührt, und in ihrem Herzen regte sich eine vorher noch nie gekannte süße Empfindung. Was vorging, schien ihr jetzt nicht mehr unnatürlich, und sie sah die drei edlen Menschen wie von einem himmlischen Lichte umflossen. Sie empfand zum ersten Male die Erhabenheit der Tugend, und rief: o, ihr seligen Menschen! fodert mein Leben, damit ich doch etwas zu geben habe!

Saldorfs Herz erlag unter der Last des ungehofften Glückes. Er mußte allein seyn,

um Kräfte sammeln zu können. Als er hinausgegangen war, sagte Elise mit einem himmlischen Lächeln: o Barneck, wie ist mir! Was fürchtete ich denn? Welch ein Wunder ist mit mir vorgegangen! Es war ein Traum, ein ängstlicher Traum, den Alexanders Anblick verjagt hat. O, jetzt danke ich dir, Barneck!

„Elise," sagte er freudig, „wir waren es werth so zu träumen, und so in den Armen unsers Alexanders zu erwachen."

Er muß alles wissen, er soll es wissen! Keine Empfindung darf in meiner Seele gewesen seyn, die ich ihm verhehlte! Auguste hat uns mit ihren Träumen geängstigt. Wir zitterten, und waren unschuldig. Seine Gegenwart hat die Zauberei, die Täuschung zerstört. Wie wird er lächeln, wenn ich ihm sage, welche Schwärmerin ich war!

Sagen? fiel Auguste ein. Sahest du nicht, Elise, wie in der ersten Minute sein Auge forschend auf euch Beiden hing, und wie er Euch beobachtete? Willst du eine verzehrende Flamme in sein Herz werfen, und

das Band, das dich wieder an ihn bindet, aufs neue zerreißen? Ich begreife zwar eure Herzen nicht, und jetzt auch mein eigenes kaum. Aber — gestehst du ihm deine Täuschung, so wird er sie für Wahrheit halten, und deiner Hand entsagen. Du bist jetzt zu begeistert, Elise. Erinnere dich doch nur, daß ich dir zuschwören mußte, ihm alles zu verschweigen.

Der Kapitain sagte: „es war ein Traum, Elise. Gott weiß, welch ein böser Dämon uns umgaukelte. Aber wir wollen Alexandern nicht mit unsern Träumen erschrecken. Er ist jetzt so glücklich. Laß es ihn bleiben! Du weißt noch nicht, wie unglücklich er war."

Elise lächelte. Daß ich ihm alles sagen will, beweist ja, wie unschuldig ich bin. Mißtrauen kennt sein Herz nicht.

Der Kapitain und Auguste gaben ihr so viele Gründe an, daß sie endlich versprach, zu schweigen. — Die seltsamen Menschen! sagte Auguste hernach zu sich selbst; ist es nicht, als hätten sie eine ganz andere Welt

und ganz andere Sinne? und ist es nicht, als wäre ich von ihnen bezaubert, diese Welt mit ihren Sinnen zu sehen? — Sie wollte nun die Art und Weise, wie Elise Saldorfs Frau werden sollte, zur Sprache bringen. Barneck sagte aber: „still! das paßt nicht für Elisens Ohr; es ist meine und Saldorfs Sache." —

Scheiden? sagte Saldorf mit einem finstern Gesichte.

„Es ist ein übles Wort," erwiederte der Kapitain; „aber so wie jetzt kann es doch mit uns nicht bleiben."

Wer soll klagen? worüber willst du klagen, Karl? Deine Ehe ist nichtig? Nun so kommt Elise wieder in die Gewalt ihres Vaters. Laß das noch. Wir werden ja Rath finden. —

Beide fühlten, daß es nicht so bleiben konnte, wie es war; und doch dachten sie daran, freilich nur einen Augenblick, es so zu lassen. Ihre Herzen waren jetzt zu voll von hoher Seligkeit, als daß für eine Sorge des Lebens Raum darin gewesen wäre.

Auguste überlegte am folgenden Morgen. Wie? Elisens und des Kapitains Liebe zu einander wäre nur ein Traum gewesen? diese heiße Leidenschaft ein Traum? Das ist nicht möglich; das mag ihnen ein Anderer glauben! Aber der Empfang? Und Elise vorher so unglücklich! Verstellung? Nimmermehr! so falsch ist Elise nicht. Auch hätte mich wenigstens keine Verstellung getäuscht. Und nun! die Liebe zu Barneck wäre so auf einmal verschwunden? Er träte Elisen seinem Freunde so ruhig ab, wie man irgend eine Kleinigkeit weggiebt? Unbegreiflich! . . . Und doch war mir gestern, als begriffe ich es, als wäre mir alles klar! . . . Die Leute machen sich muthwillig unglücklich. Unglücklich? Und gestern schien es mir, als könnte es keine glücklichere Menschen geben. Hm! Mitleiden mit Saldorf, und eine Art von Großmuth, die sie begeistert. Das wird bald genug vergehen; aber zu spät! — Es war nun einmal Augustens Schicksal, daß sie, troß ihrer Menschenkenntniß, in dem, was sie von Elisen und dem Kapitain glaubte, immer nur halb Recht hatte.

Elise ging mit Saldorf um, wie die Geliebte mit dem Geliebten, wie die Braut mit dem Verlobten, und der Kapitain behandelte sie, wie die Braut seines Freundes. Auguste sah nicht, daß Kälte zwischen den beiden Freunden entstand; vielmehr wurde das gegenseitige Vertrauen mit jedem Tage inniger, die Liebe mit jedem Tage größer. Nur von der Scheidung war nicht oft die Rede. Elise und der Kapitain liebten einander noch immer; doch Saldorf gehörte so ganz mit in ihr Empfindungs-System, daß sie sich in der Art der Empfindung, die sie für einander fühlten, leicht irren konnten. Der Kapitain liebte seinen Freund so innig, so herzlich, daß er in der That oft glaubte, er sey nur auf Elisen eifersüchtig, wenn er es auf Alexandern war. Uebrigens lebten alle Drei jetzt durch Liebe und Vertrauen so glücklich, daß selbst ihr Glück sie in ihrer sonderbaren Täuschung erhalten konnte. Auch nahmen der Kapitain und Elise sich wohl in Acht, den tiefsten Grund ihrer Herzen zu untersuchen; und so überredeten sie sich, die Sache sey für sie abgethan.

Indeß am Ende fodert das Herz seine Rechte wieder. Elise war an Saldorfs Seite sehr glücklich; seine Unterredungen und der alte zärtliche Ton seiner Stimme verjagten alle Wolken von ihrer Stirn. Doch sobald sie wieder allein war, stützte sie die Stirn nachdenkend in die Hand; eine Sehnsucht, der sie keinen Nahmen zu geben wagte, bemächtigte sich ihres Herzens, und es drangen unwillkührliche Thränen in ihre Augen. Es fehlte etwas zu ihrem Glücke; und hing sie dem Gedanken nach, so fühlte sie zuletzt, daß ihr alles dazu fehlte. — Und was denn? fragte sie ängstlich sich selbst; doch zur Antwort kam es nicht. Sie nahm eine Arbeit vor, suchte Augusten auf, oder setzte sich an das Klavier; und dies war das Schlimmste, was sie thun konnte: denn das Klavier hatte für sie nur jammernde Töne, und jeder Ton schien ihr sagen zu wollen, was ihr fehlte.

Der Kapitain hatte an seiner höhern Liebe zu Saldorf ein Gegengewicht für seine Liebe zu Elisen; doch wenn er Beide in der

vertraulichsten Stellung neben einander sitzen sah, dann ging er leise hinaus, und es drängte sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust hervor. „Vergessen!“ sagte er leise; „ganz vergessen! Sie sieht mich nicht einmal mehr an! — Gott sey Dank! sie ist sein. Ich gab sie ihm, aber vergessen habe ich sie noch nicht; und ich fühle, daß ich sie nie vergessen werde. Gott segne sie Beide!“ Er ging mit gesenktem Kopfe im Garten hin und her. Nach einer Stunde sagte er wieder: „nein, vergessen kann ich sie nicht!“ denn während der Zeit hatte er keinen andern Gedanken gehabt, als diesen.

Auguste bemerkte nach und nach, was Elise und der Kapitain ihr so gern verbergen wollten. Um ihrer Sache gewiß zu werden, sagte sie zu Elisen: man will es dir verschweigen; ich glaube aber, du mußt es wissen. Es ist von einer Scheidung die Rede. — „Scheidung?“ fiel Elise schnell und mit Bestürzung ein. „Scheidung?“ wiederholte sie langsam. „Freilich, ich weiß nur nicht, wie man die Sache angreifen wird, ohne . . .“

. . . ohne dir wehe zu thun? fiel Auguste bedeutend ein.

Dieser bedeutende Ton machte Elisen aufmerksam. „Geschehen muß es doch einmal, wenn wir ruhig werden sollen, sagte sie mit aller Fassung, deren sie mächtig werden konnte. Dann ging sie in ihr Kabinet, und weinte. „Scheidung!" dachte sie. „O, daß der Tod mich von dem Leben schiede! . . . Werde ich in einer bessern Welt Vergebung finden für eine Liebe, die hier unsre Herzen zerreißt? Scheidung! o nur das nicht, heilige Vorsehung, oder erlösche in meiner Brust die Flamme einer reinen und dennoch" — Sie vollendete nicht, und sank trostlos in ihren Sofa; denn jetzt hatte sie einen hellen Blick in ihr Herz gethan, und darin gesehen, was ihr fehlte.

Saldorf war jetzt der einzige Glückliche. Er glaubte ganz fest, daß Elise ihn liebe, und daß Barneck sie ihm abgetreten habe, ohne ihm dadurch ein großes Opfer zu bringen. Natürlich wünschte er nun mit der größten Sehnsucht, endlich sein Glück entschie-

den zu sehen; aber auch er fürchtete sich vor der Scheidung, weil dadurch Elisens guter Nahme leiden mußte, der ihm doch heilig war. Und doch konnte er auch nicht zugeben, daß sein Freund länger in einem Verhältnisse blieb, welches ihm selbst den Genuß des häuslichen Glückes nicht erlaubte. Er sprach darüber mit dem Kapitain. Beide wendeten die Sache hin und her, stießen aber immer auf Schwierigkeiten. Der Kapitain fragte endlich seinen Konsulenten um Rath, und dieser fand alles ganz leicht, weil er nicht die feinen Bedenklichkeiten hatte, die in dem Herzen der beiden Freunde lagen. Zwar legte der Kapitain ihm den Fall Anfangs unter anderen Nahmen vor; der Konsulent wußte aber, daß Saldorf und Elise einander geliebt hatten, und ließ bald merken, daß er sah, von wem eigentlich die Rede war. Der Kapitain, meinte er, dürfe nur sagen, er habe an dem Tode seines Freundes gezweifelt, und ihm deshalb seine Braut aufheben wollen. Wenn nur die Sache vorher mit Elisens Vater abgemacht werde, so

könne ihre Ehre gar nicht leiden, höchstens nur in den Augen verächtlicher Menschen, die an keine Tugend glaubten, und deren Urtheil nichts als Verachtung verdiene.

Der Kapitain wußte hierauf nichts zu erwiedern, und fühlte mit schwerem Herzen, wie leicht er von Elisen geschieden werden konnte. Er reiste nun zu Elisens Vater. Dieser wußte schon, daß Saldorf zurückgekommen war und bei Barneck lebte. Er gab dem Kapitain zu verstehen, daß sein Freund Elisen einmal geliebt hätte. „Ich weiß das," antwortete der Kapitain ernst.

Aber so scheint es mir doch ein wenig gefährlich, lieber Barneck, daß Sie . . .

„Wenn ich gewußt hätte, daß Saldorf noch lebte: bei Gott! lieber Vater, Sie würden jetzt noch ganz andere Dinge hören, als daß er bei mir ist."

Nun? und das wäre? Ich weiß, Barneck, welche seltsame Menschen Ihr Beide seyd. Nun?

„Ich hätte mich mit Elisen trauen lassen, aber als Bruder mit ihr gelebt; dann bekäme

er

Er sie jetzt, und mein halbes Vermögen dazu."

Und die Welt hielte Sie für unklug!

„Ja, die Welt; aber Sie gewiß nicht, lieber Vater: Sie hätten das Glück Ihrer Tochter bestätigt."

Ich weiß nicht, was ich gethan haben würde. Das ist freilich wahr: ich kann zuweilen für eine solche Handlung einen rechten Sinn haben. Damals, z. E., als Saldorf, so mir nichts, dir nichts, nach Amerika ging, und das bloß auf ein Paar Worte von Elisen, da fehlte nicht viel . . . —

Barneck brach ab, da er nun wußte, daß der Graf nicht viele Schwierigkeiten machen würde. Als er wieder zu Hause war, sagte er seinem Freunde: es ist alles gut, alles richtig. Wir gestehen die reine Wahrheit, lieber Alexander, bis auf die einzige kleine Abänderung, daß ich noch immer an deinem Tode gezweifelt hätte. Ich übergebe dir deine Braut. Elisens Vater willigt ein, dafür stehe ich dir jetzt; und wir Alle sind glücklich."

O, so laß uns eilen, du treuer Freund!

„Ja, das wollen wir!" sagte Barneck mit einem kleinen Seufzer.

Saldorf kündigte Elisen ihre nahen Hoffnungen an. Diese unerwartete Nachricht überwältigte sie, so daß sie erblaßte, und die ersten Minuten unruhig und zerstreuet blieb. Er fragte nach der Ursache ihrer Unruhe. Sie behauptete erröthend, keine zu fühlen, und er ahnete jetzt zum ersten Male etwas Geheimnißvolles in ihrem Herzen. Sie ging in ihr Kabinet, so bald sie konnte, und Saldorf trat an ein Fenster, um über sein Schicksal nachzudenken. Auf einmal war es ihm, als hörte er Elisen seufzen. Er näherte sich der Thür, die Elise hinter sich nicht fest zugemacht hatte, und sah, daß sie, mit allen Zeichen des tiefsten Grams, ihr Taschentuch in die Augen drückte. Erschrocken ging er leise zurück. So eben trat Elisens Mädchen herein, und durch dieses ließ er sie bitten, ihn einige Augenblicke zu sprechen. Sie kam lächelnd und heiter; doch er sah in ihren Augen Spuren von Thränen, und erinnerte sich, daß er sie schon oft so gesehen hatte.

„Elise," sagte er nach einigen gleichgültigen Reden; „ich fürchte beinahe, Sie haben einen geheimen Gram, den ich nicht mit Ihnen theilen soll."

Erröthend antwortete sie schnell: ich bin ja so glücklich, mein Alexander! Wie kommen Sie darauf?

„Ich weiß selbst nicht wie," sagte er lächelnd, und brach ab. Doch von jetzt an beobachtete er Elisen aufmerksamer, und seinem hellen Auge entgingen ihre Thränen, ihre Seufzer nicht mehr. Er suchte nun unvermerkt Augusten auszuholen; doch diese leugnete dreist, weil sie nicht mehr daran zweifeln konnte, daß Elise Saldorfen ihre Hand geben würde. Nun drang er in Elisen selbst; doch sie blieb bei ihrer Versicherung, daß sie keinen Kummer habe.

„Karl," sagte er; „Elise hat einen Gram, dessen Ursache ich nicht kenne."

Der Kapitain wurde blaß, und schwieg.

„Einen gefährlichen Gram, der ihrem Leben, der ihrem Glücke droht. (Der Kapitain schwieg noch immer.) Interessirt ihr Gram dich so wenig, Karl, oder so viel?"

Der Kapitain wurde über diese Frage bestürzt, und leugnete Elisens Gram. Alexander sagte nur noch: „es ist möglich, daß ich mich geirrt, daß ich die Sehnsucht der Liebe für ihren Kummer gehalten habe."

Er wendete sich an Augusten, und ließ sich von ihr des Kapitains Bekanntschaft mit Elisen vom ersten Tage an ausführlich erzählen. Dann foderte er dasselbe von Elisen, und endlich auch von dem Kapitain. Als er die drei verschiedenen Erzählungen mit einander verglich, fand er in jeder mehrere kleine Umstände, die nicht zusammen paßten, Lücken, die nicht ausgefüllt waren. Er sah nun, daß man ihm ein Geheimniß verbergen wollte, fürchtete sich, den Schleier wegzuziehen, und ahnete beinahe, was er finden würde; denn der Kapitain, der gar nicht für Verstellung taugte, hatte sich, als Salsdorf sich auf einzelne Umstände einließ, mehrere Male sehr deutlich verrathen.

Er ging in die Residenz, um sich dem Fürsten vorzustellen. Hier ließ er sich von dem alten Johann, von Frasern und von mir

erzählen. Als er die einzelnen Umstände zusammen nahm, errieth er alles Frühere ganz richtig. Nun kam es aber darauf an, zu erfahren, ob Elise und Barneck noch jetzt einander liebten.

Er beschloß, was es auch kostete, Beiden ihr Geheimniß zu entreißen. Von dem Augenblicke an, da er Elisens Thränen gesehen hatte, war er traurig umher gegangen. Sein Gram wurde immer stärker, und er gab sich nicht einmal mehr Mühe, ihn zu verbergen. Auguste hatte endlich den Muth, ihn zu fragen, warum er sich gräme. Er antwortete: „über das Unglück eines schönen weiblichen Herzens." — Elise erblaßte; der Kapitain sah vor sich nieder, und Niemand fragte weiter. — „Ueber das Unglück einer jungen, schönen, gefühlvollen Griechin."

Welcher Griechin? fragten alle Drei sehr eifrig. Wer war sie? Was ist ihr begegnet? —

Sie hieß Helene, und war die Tochter eines Kaufmanns. O Elise, Sie sollten dieses edle Mädchen gesehen haben! Ihr Va-

ter, ein sehr reicher Mann, schickte sie nach Venedig, um sie dort erziehen zu lassen, und dann nach Wien, wo sie ihren Geist noch weiter bildete. Sie schifft sich in Trieste ein, um in die Arme ihres Vaters zurückzukehren. Im Archipelagus überfällt ein Seeräuber das Schiff, und erobert es. Helena wird in Smyrna verkauft. Ihr Vater handelt von Konstantinopel aus um ihr Lösegeld. Der Sklavenhändler steigert den Preis, täuscht aber den Vater, weil sie schon für den Harem eines Bassa bestimmt ist. Ich sah sie in Smyrna in der Kirche, wo sie, von einer alten Aufseherin begleitet, vor dem Altare knieete, und die Stirn zur Erde niederbeugte. Als sie sich aufrichtete und ihren Schleier herunterschlagen wollte, warf ich einen Blick auf sie, und erstaunte über ihre himmlische Schönheit. Sie sah mich an, und ihr Auge schien Mitleiden von mir zu fodern. Dies zeigte ich ihr durch Mienen und Bewegungen, so deutlich ich konnte. Nun fragte sie Italiänisch: „du bist ein Franke?" Ein Deutscher, antwortete ich. „Ein

Deutscher?" erwiederte sie freudig in Deutscher Sprache. „Morgen auf dem Altare ein Brief!" Sie gab mir jetzt ein Almosen, und sagte Arabisch: „Gott ist barmherzig, armer Mann!" Die alte Aufseherin zog sie gebieterisch fort.

Ihr Auge voll Thränen schwebte die ganze Nacht hindurch vor meiner Seele. Ich war früher als sie in der Kirche. So wie sie in die Thür trat — sie hatte dies Mal eine Sklavin bei sich — legte ich schnell einen Brief auf den Altar, und trat seitwärts in eine Halle. Sie sah sich um, erkannte mich, nahm meinen Brief, legte einen andern dafür hin, betete dann, und entfernte sich wieder. In meinem Briefe hatte ich ihr geschrieben: ich wäre ein Deutscher und so eben der Sklaverei entronnen. Was aber Muth und ein menschliches Herz vermöchten, wollte ich thun, ihre Thränen zu trocknen. Sie schrieb mir ihre Geschichte, und setzte hinzu: der Sklavenhändler werde von ihrem Vater gewiß kein Lösegeld nehmen, aus Furcht, es zurückzahlen zu müssen, weil sie eine Unter-

thanin des Großherrn sey. Nur durch die Flucht könne sie sich von Sklaverei und Schande retten. Zuletzt fragte sie mich: ob ich Muth habe, etwas zu wagen.

Ich antwortete ihr am folgenden Tage: sie möchte mir nur Mittel angeben, wie ich sie retten könnte; an Muth fehle es mir nicht. So wie sie mich sah, winkte sie mir mit der linken Hand, ließ einen kleinen Beutel fallen, nahm dann meinen Brief, und ging, als sie gebetet hatte, auf der andern Seite des Altars hinunter.

In dem Beutel war ein goldener Ring mit einem Rubin, zwei Zecchinen, und ein Brief. Sie schrieb mir: „Du bist ein Deutscher, und wirst mich nicht betriegen. Ich gab alle meine kostbaren Steine einem Menschen, der mich hinterher verlachte, und sich nicht um mich bekümmerte. Hier ist alles, was ich noch habe. Schaffe mir ein Matrosenkleid, und Farbe, mit der ich mein Gesicht verstellen kann. Wenn du siehst, daß ich mit einem Türkischen Sklaven komme, so wirf mir d.. Kleider in die Kapelle der heiligen

Agnes. Dort darf ich ohne Zeugen beten. Ich kleide mich an, und entfliehe. Am Seethor erwarte ich dich. Christ! eine Unglückliche setzt ihre ganze Hoffnung auf dich. Du wirst sie nicht betriegen."

„Ich kaufte die Kleidung eines Matrosenknaben, und ging damit nach der bezeichneten Kapelle in der fast immer unbesuchten Kirche. Helene kam, von einem Türken begleitet. Ich warf die Kleider in der Kapelle nieder, und knieete dann vor dem Altare, mein Auge immer auf den Türken gerichtet. Er wartete mit gerunzelter Stirn auf die Christin. Endlich trat sie, durch Kleidung und Farbe ganz entstellt, muthig aus der Kapelle hervor, ging hinter dem Türken weg, und verließ die Kirche. Ich folgte ihr langsam nach, und am Hafenthore erreichte ich sie. Wir flohen sogleich in das Gebirge. Hier sank sie zitternd vor mir nieder, umfaßte meine Kniee, blickte zu mir auf, und rief: „Gott sey gelobt! ich bin gerettet!" Dieser Ausbruch begeisterter Dankbarkeit lockte Thränen in meine Augen. „Du

hast Thränen?" rief sie; „o, es sind die ersten, die ich wieder um mich fließen se- he!" Sie sprang auf, und warf sich in mei- ne Arme. „Ich bin deine Tochter, mein Retter, mein Schutzgott!"

Gerettet sagst du? Wohin sollen wir flie- hen? Das Gebirge ist voll räuberischer Be- duinen und Kurden! (Sie zeigte auf das Meer.) Auf einem Schiffe kommen wir nicht fort; denn gewiß werden alle visitirt, um dich zu suchen. Man wird jedes Boot beob- achten, das auslaufen will. — „Und den- noch bin ich gerettet!" rief sie, aufs neue vor mir niederfallend; „denn ich kann ster- ben." Sie zog einen kleinen Dolch hervor. Ich sagte mitleidig: wäre das doch Gold! dann könnte es uns retten. — „Gold," er- wiederte sie, „kann uns retten? O, so nimm! nimm!" Sie nahm aus dem zusammenge- flochtenen Haar einen Ring von Werth, und gab ihn mir. „Geh, rette mich!" — Erst will ich dich in Sicherheit bringen, sagte ich. Folge mir. Hast du auch Muth, in die Woh- nung der Todten zu gehen? — „Ueberall

hin," erwiederte sie, „wo ich Rettung hoffen kann."

Ich führte sie eine Meile weit von der Stadt nach den Ruinen eines ehemaligen Klosters, in deren Nähe das Grab eines Santons war. Auf meiner Reise nach Smyrna hatte ich mich bei einem schrecklichen Sturme in dies Grabmahl geflüchtet. Ich wußte, daß man einen Stein aufheben konnte, der den schmalen Eingang in das leere Grab bedeckte. Sie stieg beherzt hinein. Ich gehe, sagte ich, dir Lebensmittel und Kleidung zu holen; am Abend bin ich wieder bei dir. „Kommst du nicht wieder," sagte sie, „so ist dies morgen mein Grab."

Ich lief mehr, als ich ging, um die Errettete nicht lange in ihrer ängstlichen Ungewißheit zu lassen. Zu dem Ringe fand ich bald einen Käufer. Nun kaufte ich zwei Mäntel, und Speise auf einige Tage, eilte so schnell als möglich zurück, und kam mit der Nacht bei Helenen an. Sie gab mir das verabredete Zeichen, daß alles sicher wäre, hüllte sich in den Mantel, aß, und war sehr

fröhlich. Wir schlummerten endlich neben einander ein, und schliefen, bis die Sonne aufging.

Ich sagte ihr nun, daß ich nach Smyrna gehen müsse, um Anstalten zu der Ueberfahrt nach Griechenland zu treffen. Sie möchte das noch übrige Geld behalten, auf den doch immer möglichen Fall, daß ich von ihr getrennt würde. — „Wirst du von mir getrennt," erwiederte sie, „so brauche ich kein Geld, sondern dieses Eisen. Geh! ich erwarte dich hier."

In Smyrna erfuhr ich heute, daß die Regierung die strengsten Maßregeln genommen hatte, die entflohene schöne Griechin nicht auf ein Schiff kommen zu lassen. Ich durfte es nicht wagen, mich irgend einem Schiffer zu entdecken, und mußte mich entschließen, zurückzukehren, ohne schon etwas gethan zu haben. Doch machte ich Helenen Hoffnung, daß man nicht immer so strenge seyn würde.

„Ich bin gerettet," sagte sie mit festem Muthe; „denn warum hätte Gott mich un-

ter den Tausenden den Einzigen, der mich retten wollte, finden lassen? Je mehr ich darüber nachdenke, mit desto größerer Zuversicht glaube ich, daß Gott mich wieder in mein Vaterland führen wird."

Ein Sturm verhinderte mich am folgenden Tage, nach Smyrna zu gehen, und wir saßen verborgen in einer Höhle, die sie entdeckt hatte und zu der kein Weg führte. Jetzt erzählte sie mir ihre Lebensgeschichte, und mit einem Eifer, einem Feuer, einer tugendhaften Begeisterung, einem so geistigen Leben, daß ich nicht müde wurde, sie zu hören und zu bewundern. Sie hatte die weiche Seele eines Kindes, und den Muth eines Helden. Es waren glückliche Stunden, als ich neben ihr saß, und von ihren Lippen die Gefühle des tugendhaftesten Herzens und die Gedanken des hellsten Geistes hörte. Einzelne Beduinen ritten unten am Wege vorüber, und räuberische Kurden trieben ihre Heerden am Fuße der Felsen hin. Sie lächelte nur, und fragte mich leise, als Hunde anschlugen: „fürchtest du dich, zu sterben?" —

Für dich, und in deinen Armen zu sterben, fürchte ich nicht, holdes Mädchen! antwortete ich. Ja, Elise, das sagte ich in der schönen Begeisterung einer reinen Liebe. Ich faßte ihre weiche Hand, und drückte sie an meine Lippen. Sie lächelte. „Wenn wir sterben müssen, dann sollen diese Arme dich umfassen, und diese Brust dein Leben vertheidigen!"

In dem hintern Theile, wo wir aus Vorsicht unser Lager aufschlugen, war die Höhle eng. Sie schlummerte neben mir ein, und ihr Athem erwärmte meine Wange. Ihre Hand lag in der meinigen, und so schlief sie, wie ein Kind an der Brust der schützenden Mutter.

Noch immer wurden alle Schiffe genau beobachtet. So mußten wir denn einen Monat lang in der Höhle zubringen, da eine Reise zu Lande, ohne die Begleitung mehrerer Bewaffneten, uns gewiß das Leben gekostet hätte. Endlich versprach ein Schiffer, uns aufzunehmen, wenn ich selbst mit einem Boote in eine Rhede kommen wollte, die

eine Stunde weit von unserm Zufluchtsort entfernt war. Ich kaufte einen Fischerkahn, und brachte ihn mit unsäglicher Mühe durch die Brandung in die Nähe der Felsen, wo Helene sich aufhielt. Die Brandung am Ufer war sehr gefährlich. Ich verhehlte ihr das nicht. „Hast du Muth, mit mir zu sterben?" fragte sie lächelnd, und folgte mir an die Küste. Sie setzte sich ein, und wollte mir rudern helfen. Ich schüttelte schweigend den Kopf, und nahm das Ruder. Schon hörte ich das Brausen der Brandung. Da riß eine Strömung den Kahn mit sich weg, und führte ihn gegen die Felsen. O Gott! rief ich verzweifelnd, wir sind verloren! Jetzt sprang sie auf, umfaßte mich, drückte ihre heißen Lippen auf meinen Mund, und sagte: „so stirb an meinem Herzen!" Wir kamen dem Felsen immer näher. Doch als die Gefahr am größten war, ging der Mond auf, und zeigte mir, zwischen der Brandung auf beiden Seiten, eine ruhige, ebne Stelle. Ich bot meine letzten Kräfte auf, und der Kahn glitt sanft hinter den Felsen weg in das Meer.

Gott ist barmherzig! rief ein Türk auf einem vorübersegelnden Schiffe. Gott ist barmherzig! wiederholten wir Beide. Ich ruderte aus allen Kräften, und Helene trocknete mir von Zeit zu Zeit den Schweiß ab. Um Mitternacht erreichten wir die Rhede, wo das Schiff kreuzte. Ich ruderte darauf zu, und man nahm uns auf.

Unsre Ueberfahrt war schnell und glücklich. Wir gingen zu Lande nach Konstantinopel, und Helene führte mich da in ihres Vaters Wohnung. O Elise, welch ein Wiedersehen zwischen diesem Greise, und dieser Tochter! Sie sank vor ihm nieder. Er legte die Hand segnend auf ihr Haupt, blickte gen Himmel, und sagte: o Gott, vergieb mir meine Zweifel! . . . Bist du es auch, Helene? (Sie hatte die entstellende Farbe noch im Gesicht). Er fing an zu weinen, als er sie und ihre ärmliche Kleidung genauer ansah. Man führte sie weg, und nach einigen Minuten kam sie zurück, in weißen mit Gold gestickten Atlas gekleidet, schön wie eine Göttin. O, wie hast du dich gerettet? fragte der

der Vater. „Nicht ich," antwortete sie: „dieser Mann hat es gethan." Sie hob den Schleier auf, und ihre Schönheit strahlte mir wie ein glänzender Frühlingstag entgegen. „In meinen Armen wolltest du sterben," so wendete sie sich zu mir. „Damals schwieg ich. Doch jetzt, du mein Schutzengel, bitte ich dich: stirb in meinen Armen, und laß mich in den deinigen leben und glücklich seyn!"

Da stand das schöne, edle, vortreffliche Mädchen vor mir, mit ausgebreiteten Armen, mit hochfliegender Brust, und mit Thränen in den leuchtenden Augen. Der Vater sagte: hast du meine Helene gerettet, o so lebe in ihren Armen, und Gott segne dich!

Elise, ich konnte nicht hoffen, dich unverheirathet wiederzufinden. Man mußte nach Europa gemeldet haben, daß ich todt sey; denn das Schiff ging nicht weit von der Afrikanischen Küste unter. Ich war für euch alle todt! Daher — ich sank in die Arme des edelsten Mädchens, und der Va-

ter segnete uns. Mich umfassend erzählte sie ihrem Vater die Geschichte ihrer Rettung. — Sie ist dein, Fremdling, sagte der Vater laut. — Und du fragst nicht erst, wer er ist? sagte ein naher Verwandter. — Wer er ist? Der Retter ihrer Ehre und ihres Lebens! Sie war mein, weil ich ihr das Leben gab; jetzt ist sie sein, weil sie ihm Leben, Glück, Ehre und Alles verdankt. Jede heitre Minute, die sie noch haben wird, ist sein Werk. Wäre ich der Fürst unseres unglücklichen Vaterlandes, sie gehörte dennoch ihm. — Sie gehört ihm! wiederholten alle Verwandten.

Jetzt hob Helene die vor Freude funkelnden Augen zu mir auf, und sagte: „ich war schon vorher dein; doch nun bin ich es ganz. Hätte mein Vater Nein gesagt, ich wäre dennoch dein; ich folgte dir, wohin du mich führtest, und verließe dich nicht, wie du mich nicht verließest. Kein Schicksal, nur dein Wille kann mich von dir entfernen. Doch auch dann wären nur unsre Körper getrennt; mein Geist würde dich immer um-

schweben, bis ein glückliches Grab uns wieder vereinte! — So bin ich dein!" sagte sie nun leise. „Jetzt entscheide zum zweiten Mal über mein Leben, über mein besseres Seyn. Ich habe noch nicht nach deinem Nahmen gefragt, und weiß nicht, ob du arm bist. Aber gieb mir deine Hand, und ich folge dir, wohin du gehst. . . . Entscheide!"

Entscheide! sagte auch der ehrwürdige Greis. Und ist dir dein Vaterland, das du verließeſt, dennoch mehr werth, als dieser schöne Himmel, als diese Herzen, die dich lieben, als mein Vermögen, das ich dir anbiete: so nimm meine Helene mit dir, und laß mich, ehe ich sterbe, nur noch Einmal von ihr hören, daß sie glücklich ist. — Er nahm die Hand seiner Tochter, führte sie langsam weg, und alle ihre Verwandten folgten ihr.

Man ließ mich allein mit meinem aufgeregten Herzen. Helene war schön wie ein Engel; ich bewunderte ihren Geist, und ihre Hand wurde mir angetragen. Sie liebte mich mit der Leidenschaft ihres heißen Him-

mels; und diese Liebe hatte ich durch meine Ehrfurcht, durch meine Anbetung ihrer Seelengröße entzündet. O Elise! ich mußte für Sie todt seyn; denn ich war nicht zu der bestimmten Zeit zurückgekommen. So zweifelte ich denn nicht, daß ich Sie als die Gattin eines Andern wiederfinden würde, und so mußte ich denn meine Liebe zu Ihnen der Pflicht und Ihrer Ruhe zum Opfer bringen. Das dachte, das fühlte, das glaubte ich. Und nun, Elise! Karl! laßt mich die innerste Stimme Eures Herzens hören! Was sollte, was konnte ich thun? Redet!

„Du gabst ihr deine Hand!“ sagte der Kapitain mit stiller Rührung. — Sie gaben Helenen Ihre Hand! sagte zu gleicher Zeit Elise mit einem heitern Blicke.

Auguste sprang fröhlich auf. Das war ganz natürlich, Herr von Saldorf. Und nun, erzählen Sie weiter.

O, ich bin erschöpft, und muß mich erst erholen. Laßt mich jetzt! Ich bitte euch um eurer Liebe willen! — Mit diesen Worten ging er hinaus.

Die drei Zurückgebliebenen sahen einander schweigend und verlegen an. Der Kapitain schüttelte den Kopf, und trat mit finstern Augen und ängstlichem Herzen in ein Fenster. Auguste öffnete die Lippen; Elise sagte aber: ich muß mich erholen. Laß mich. Sie verließ traurig das Zimmer. Der Kapitain schwieg. Auguste hob sehr ärgerlich an: er hätte doch erst die Paar Worte sagen können: ich gab ihr meine Hand! Nicht wahr, Kapitain? Nun läßt er uns da in der Ungewißheit sitzen!

Der Kapitain wendete sich zu ihr, und sagte mit leiser Stimme: Fräulein, er wollte uns nicht noch tiefer beschämen; darum ging er, ohne zu enden. Er hat mich auf einer Armseligkeit ertappt, und wird mich nun verachten. Doch nein! das wird er nicht.

Auguste sah ihn starr an. Auf einer Armseligkeit? Das begreife, wer kann! Sie haben ja nicht ein Wort gesagt.

Der Kapitain ließ sie stehen, und ging demüthig weg. Auguste sah ihm sich verwundernd nach, und ging zu ihrer Freundin.

„O," sagte Elise, mit halbverhülltem Gesicht: „jetzt habe ich sein Herz und seine Hand verscherzt! Wohin soll ich nun fliehen? Auguste, jetzt bin ich unglücklich! Er wird mich verachtend von sich stoßen!"

Auguste erstaunte, als sie Elisen ungefähr eben das sagen hörte, was der Kapitain gesagt hatte. Werde ich denn, dachte sie, diese Menschen niemals verstehen lernen? — Verachtend? sagte sie nach einer Pause. Die Geschichte mit der Griechin, die er ja am Ende erzählen kann, wie er Lust hat, entwickelt alles, und jetzt, hoffe ich, soll die Sache sehr gut auslaufen. Wenn er nur die Erzählung vollendet hätte!

„Er hat sie vollendet! o, er hat sie vollendet! Sahst du denn nicht, wie stolz er sich abwendete, und daß er ging, um uns die Schamröthe zu ersparen?"

Ja, er ging; ich glaube aber, um seine eigne Schamröthe zu verbergen. Das hätte er indeß wenigstens bei mir nicht nöthig gehabt; denn, Elise, hangen wir nicht immer von dem Zusammentreffen der Begebenheiten, von dem Willen des Schicksals ab?

„Schmerz und Freude hängt von dem Schicksal ab, mehr nicht; sonst wäre der Mensch ein Sklav, und noch niedriger, als das Thier. O, er stand unerschüttert bei seinem Schicksal da, und behielt seine Freiheit mitten unter der lastenden Hand, die auf ihm lag. Ich gab meine Freiheit hin, und habe ihn verloren!"

Hier öffnete der Kapitain die Thür. „Saldorf und ich, wir müssen sogleich nach der Residenz." — Elise sah ihn erschrocken an. — Er fuhr fort: „Elise, es ist nichts von dem, was du fürchtest. Glaub mir, er liebt uns. Das Kriegsgericht hat ihn citirt wegen seines Entweichens von dem Regimente." —

So war es wirklich. — Eduard hörte von Amelien, daß Saldorf wieder da wäre. Diese Nachricht überraschte ihn. Saldorf? sagte er. Führt den ein guter Geist oder der Teufel aus dem Meere zurück? Ist es auch gewiß, Amelie? Wo ist er denn? Weiß er schon, daß seine überirdische Göttin ihm ungetreu geworden ist? und daß sein Freund

. . . Herrlich! Da habe ich ja diese Menschen in meiner Hand! Wenn nun nicht ihr Glück in Trümmer fällt, so will ich in den Orden La Trappe treten. Freund und Freund, Geliebter und Geliebte, und nur drei Personen. Ich will den diable à quatre machen! Wo ist er, dieser Saldorf? O, daß er sie nur noch liebte, diese Tugendprinzessin, die, wie eine junge Witwe, kaum das Trauerjahr abwartete! Freilich, sieben Jahre können selbst eine Leidenschaft, wie die meinige, vernichten. Aber er hat sie geliebt, und sie ist jetzt schöner, als jemals; es müßte seltsam zugehen, wenn dieser Saldorf mir nicht zu meiner Rache behülflich seyn sollte.

Er fing sogleich an zu spioniren, und erfuhr: Saldorf sey bei Arabern in Sklaverei gewesen; er wohne bei Barneck im Hause, und die beiden Freunde ständen noch immer in dem alten Verhältniß; ja, ihre Liebe, ihr Vertrauen zu einander schienen sich noch vermehrt zu haben.

O, je einiger jetzt, dachte er: desto besser in der Folge für mich! Die Thoren, und

die Thörin! sie gehen auf dem glatten Eise so dreist, als wären sie auf festem Lande. Aber ich will euch zu Boden strecken, ihr — Heuchler oder Dummköpfe! Meint ihr, daß eine bekämpfte Leidenschaft darum schon besiegt ist? O, ich sehe sie nie, ohne zu fühlen, daß ich ihr für eine Umarmung alles verzeihen könnte! Und er — dieser Thor, der gewiß auf seinen Wanderungen den Nahmen der geliebten Zauberin bei jedem Schritte anrief; er, der es schon für Hochverrath an seiner Liebe hielt, ein andres Weib nur anzublicken: er sollte dieses Ideal der weiblichen Reitze täglich sehen, er sollte ihres Vertrauens, ihrer Freundschaft genießen, ohne mehr zu wollen? Unmöglich! Ich habe sie, und brauche bloß Zuschauer zu seyn. Ihre eigenen Herzen werden sie verderben, und vielleicht erhalte ich am Ende noch, was ich so lange und so sehnlich wünsche.

Barnecks kamen in die Stadt. Eduard wollte sie mit seinen Blicken durchdringen; doch er sah weiter nichts, als Freundschaft, Vertrauen und Liebe. Er ließ sie beobach-

ten, und alles, was er durch bestochene Domestiken erfuhr, waren Nachrichten zum Verzweifeln: daß die beiden Freunde und Elise in der glücklichsten Zufriedenheit lebten. — Fast glaube ich, sagte er zu seiner Schwester: diese Leute sind nur Gestalten von Menschen, die eine Zauberei hervorgerufen hat, mich zum Besten zu haben!

Auf einmal verbreitete sich in der Residenz das Gerücht, Barneck wolle sich von seiner Frau scheiden lassen. Man widersprach, und fand das unmöglich; denn es wurden Umstände dabei erzählt, die zu seltsam waren, als daß sie etwas andres als eine Erfindung seyn konnten.

Das Gerücht wurde immer lauter. Eduard suchte die Quelle desselben auf, und kam zuletzt an eine vertraute Freundin des Fräuleins Holsten, und an Barnecks Konsulenten. Auguste war nicht ganz verschwiegen gewesen, und auch der Konsulent hatte geplaudert. Daraus war das Gerücht entstanden, welches jetzt, sich immer vergrößernd, in allen Gesellschaften umlief. Sobald Eduard die

Quellen desselben kannte, kostete es ihm fast gar keine Mühe mehr, zu erfahren, wie viel daran war. Nun? fragte Amelie: weißt du etwas Bestimmtes?

„Hm ja!" antwortete er, ohne aufzublicken.

Und das ist?

„Unglaublicher als ein Feenmährchen. Der Onkel will, da Saldorf gar nicht wieder kommt, Elisen verheirathen. Sie glaubt, auch dem todten Geliebten eine unverbrüchliche Treue schuldig zu seyn, und giebt sich in Barnecks Schutz. Dieser, ein Freund, wie Elise eine Geliebte, heirathet die Braut seines Freundes zum Schein, und lebt mit ihr, wie ein Bruder mit der Schwester. Saldorf kommt zurück, und Barneck tritt ihm die Geliebte durch eine Scheidung ab."

Ha ha ha! Und das glaubst du? das lässest du dir aufheften?

„Ich glaube es, wie ein Feenmährchen, das vor meinen Augen vorgeht, und worin ich mitspiele. Barneck, dachte ich, ist Elisens überdrüßig, oder eifersüchtig, oder toll

vor Großmuth. Man dichtet nun den Umstand mit der scheinbaren Heirath hinzu. Aber, Amelie, die Erzählung von der scheinbaren Heirath ist nicht eine Erfindung von jetzt, sondern so alt wie die Heirath selbst, und noch älter. Sie schreibt sich von der Holsten her, die ihre geschäftigen Hände sehr tief in diesem Spiele hat. Und glaube nur nicht, sie hätte die Sache zum Lobe des Kapitains oder gar Elisens erzählt; nein, zu ihrem eignen Triumphe. Die Sache ist unglaublich, wie das Mährchen von der Zauberlampe, und dennoch wahr."

Hm! nun ja! Was kann man in einem bittersüßen Anfalle von Großmuth nicht wollen! Aber jetzt ist es anders.

Eduard zog ein Päckchen Briefe hervor. „Da lies Briefe von der Holsten, die ich mir zu verschaffen gewußt habe. Du lachst? Diese Briefe kosten viel Geld, das versichre ich dir. Da lies! Erstlich, wie geschäftig die Holsten gewesen ist (was sie gereuen soll); zweitens, daß die Heirath nichts als ein Blendwerk ist; drittens ein Blendwerk, trotz dem, daß

der Kapitain und Elise einander lieben. Lieben! das steht da, Amelie, nicht mit Worten, aber doch in Thatsachen, mit einem Detail, das die Holsten nicht erfunden haben kann. Ich bitte dich, lies nur die Briefe."

Amelie las, und sagte dann: beinahe weiß ich nicht, ob ich den Briefen trauen soll; so sehr sieht alles einem Mährchen ähnlich! — Aber was ist dein Entschluß?

„Fast möcht' ich sagen, ich zittre vor diesen Menschen, wie vor Geistererscheinungen, oder wie vor Wahnwitzigen, die man für vernünftig hält. Es sind gefährliche Menschen. Laß tausend ihrer Art in den Geschäften thätig seyn, und wir sind um unsre Existenz gebracht. Aberglaube, Fanatismus, wie du willst. Genug, es sind die gefährlichsten Menschen von allen, weil sie die intoleranteſten sind. Ich könnte sie neben mir stehen lassen, so lange sie mir nicht in den Weg träten; sie aber können und dürfen uns nicht dulden, auch wenn wir sie nicht hindern. Sie würden die Welt zu einem Kloster, Pönitenz zu dem schönsten Genusse

des Lebens, und die Hoffnung einer künftigen Welt zu dem höchsten Glücke machen."

Aber was ist dein Entschluß, Eduard? Ich muß gestehen, so viel Edelmuth fängt an mich zu interessiren.

„Nun ja! wie ein Schauspiel! Auch ich muß gestehen, daß ich dabei nicht kalt geblieben bin. Gieb mir zehn solche Freunde, und ich bin allmächtig. Aber, Amelie: wenn jemand sich selbst Tugenden heuchelt, die der Mensch nicht hat — ist er dann weniger ein Heuchler? Willst du eine Mahomedanerin werden, weil es Mahomedanische Märtyrer giebt? willst du künftig mit deinem verstorbenen Manne auf dem Scheiterhaufen liegen, weil in Hindostan hundert Witwen ihn mit fröhlichem Muthe bestiegen haben? Was ist denn der Charakter des Klugen, als daß er sich nicht irre machen läßt, auch nicht durch Ausnahmen von seiner Regel? Ich begreife diese Menschen nicht, so wie ich den Wahnwitzigen nicht begreife, der sich für Gott hält, und in den Ketten, die ihn fesseln, Beweise seiner Allmacht sieht."

Nun, so überlaß sie ihrer Narrheit, und störe sie nicht in ihrer Ruhe!

„Auch du bist eine Närrin, Amelie!"

Bin ich das? So ist doch wohl noch etwas Gutes an mir! . . . Eduard, ich finde immer mehr, daß diese Menschen, trotz allen Opfern, die sie bringen, manches haben, was uns fehlt: eine Ruhe des Herzens, mitten im Leiden, und ein Vertrauen, das wir nicht kennen. Sieh, ich weiß, du würdest ohne Bedenken mein ganzes Glück einem deiner Wünsche aufopfern; und wenn es Klugheit ist, daß ich das zuverlässig weiß, und daß wir Alle das von einander wissen: so ist das Menschengeschlecht eine Räuberbande, die Erde eine Mordhöhle, und das Leben ein Metzeln auf der Landstraße. Es giebt Augenblicke, in denen ich fühle, daß der Mensch etwas Besseres ist; und in diesen Augenblicken ist mir kein Mensch verächtlicher, als eben du, und keiner ehrwürdiger, als eben der Saldorf, der mich so schwer beleidigt hat. Begreifst du das?

„O, warum nicht? Ich habe nie gezwei-

felt, daß du schwache Stunden hast, in denen deine Phantasie deinem Kopfe Streiche spielt."

Phantasie? Denkst du nicht etwa gar an meine Katechismuszeit? Ich weiß gewiß, daß ich lieber ein Saldorf seyn möchte, als ein Eduard.

Eduard lächelte. „Der Saldorf ist dir doch noch immer interessant! Wenn du Saldorf wärest? Das Erste, was dieser neue Saldorf thun würde, wäre eine Untreue an seiner treuen Elise. Er müßte dir zu Fuß fallen. Nicht wahr, Amelie?"

Du mußt nun einmal auf jede Empfindung eines menschlichen Herzens deine Schande drücken! —

Eduard lächelte. Er wußte wohl, daß Amelie jetzt ernstlich sprach; aber auch, daß sie Saldorfen wegen seiner Kälte gegen sie unversöhnlich haßte. Daher konnte er denn auf ihre Hülfe, wenigstens auf ihr Stillschweigen, rechnen. Sobald er sicher wußte, daß Barneck sich wollte scheiden lassen, (und das erfuhr er bestimmt von dessen Konsulenten),

lenten), besuchte er Elisens Vater, und erzählte ihm, unter andern lächerlichen, unglaublichen Possen, auch das Gerücht von Elisens Scheidung als die unglaublichste.

„Den Teufel auch, Vetter!“ sagte der Graf; „das ist nicht so unglaublich, als Sie denken.“ — Eduard reitzte ihn durch Widerspruch, und der Graf erzählte, daß Barneck vor Kurzem bei ihm gewesen sey, wahrscheinlich, um ihn über diesen Punkt auszuholen.

Ja freilich! da scheint etwas daran zu seyn. Aber Sie, Herr Graf, Sie würden doch Nein sagen?

„Gerade umgekehrt! Ich würde Ja sagen. Nennen Sie mir doch einmal zwei edlere Menschen, als Barneck und Saldorf!“

Das ist wahr, Herr Graf. Aber freilich würde man sagen, Barneck wäre seiner Frau überdrüßig, und er hätte sie dem Bettler, dem Saldorf, mit einer Summe Geldes abgetreten. Denn man weiß, trotz der reichen Uniform, die Saldorf trägt, daß ihn der Kapitain in **r als einen Bettler angetrof-

fen hat. Dabei würde denn der gute Nahme Ihrer Tochter unfehlbar leiden.

„Die ganze Sache brauchte nur so bekannt gemacht zu werden, als möglich; so fiele die üble Nachrede weg. Man kennt ja Barneck und Saldorf schon."

Man hielt sie bisher für edle Männer, lieber Onkel. Seitdem man aber weiß, daß Saldorf die Französische Seeuniform trägt, ohne jemals Französischer Officier gewesen zu seyn . . .

Was? die trüge er ohne Fug und Recht? Vetter, wer sagt das!"

Die Stadt. Freilich, kann er sie wohl mit Recht tragen; aber der Französische Resident zuckt die Achseln, und spricht von Abentheurern. Und Saldorfs Desertion vom Regiment in Amerika . . .

„Desertion? Verdammt! Ich dächte, Sie wüßten so gut, wie ich . . ."

Ohne Hitze, Herr Oheim. Ich weiß sehr wohl, daß man sein Weggehen vom Regimente nur uneigentlich eine Desertion nennen kann; er hat aber nichts Schriftli-

ches aufzuweisen. Seine ehemaligen Kameraden bedienen sich des Wortes. Der Fürst scheint nicht geneigt, das Gerücht niederzuschlagen, und mag wohl die Uniform scheuen, die Saldorf jetzt trägt. Glauben Sie denn, man wolle gern bekannt werden lassen, was damals vorging?

„Aber, zu allen Teufeln! Herr, es ist Ihre Sache, das bekannt zu machen. Ich werde in die Residenz kommen und meine Zunge gebrauchen, dafür stehe ich Ihnen. Das ist ja unerhört! Ich will reden, daß euch Allen die Ohren gellen sollen!"

Dann werden Sie den Fürsten aufbringen. Man wird Beweise fodern, die Sie nicht haben, und Ihnen Schuld geben, Sie billigten den Tausch Ihrer Tochter.

Der Graf war von der Treue Saldorfs und seiner Tochter gerührt, und bewunderte Barnecks Edelmuth; doch er überlegte, daß Saldorfs Ehre in der Hand des Fürsten und seiner Feinde stand. Ich war auf dem Wege, sagte er halb vor sich, einem braven Kerl zu dem Glücke zu helfen, das er hun-

dertmal verdient hat; da steh' ich aber und muß schweigen, und Schurken machen lassen, was sie für gut finden. Wäre ich der liebe Gott, ich schlüge mit Blitzen dazwischen."

Eduard lächelte; denn nun wußte er, daß der Graf sich nicht leicht entschließen würde, Saldorfen seine Tochter zu geben. Bald machte er nun auch den Französischen Residenten aufmerksam, daß Saldorf, über den das Gerücht gehe, er sey von seinem Regimente desertirt, der Französischen Uniform keine Ehre mache. Der Resident ließ sich nicht zu einem raschen Schritte verleiten, sondern fragte in Paris an. Er bekam zur Antwort: Saldorf sey allerdings berechtigt, die Uniform zu tragen; doch wenn seine Ehre verdächtig wäre, so möge der Resident ihn auf eine gute Art dahin bringen, die Uniform abzulegen. Der Resident fragte nun den General, unter welchem Saldorf gestanden hatte, über das Gerücht von der Desertion; und der General antwortete zweideutig, weil man ihm in Zaberns

Hause die Antwort in den Mund gelegt hatte.

Der Resident schrieb nun an Saldorf sehr höflich, und gab ihm zu verstehen, daß er die Französische Uniform ablegen möchte, bis seine Ehre gegen ein Gerücht, das auf seine Kosten umliefe, gerechtfertigt wäre. Saldorf antwortete: er trage die Uniform mit Recht, und wünsche zu wissen, wer seine Ehre verdächtig gemacht habe.

Der Resident bat den Fürsten um Vermittelung. Nun bekam Saldorf den Befehl, vor dem Krieges-Direktorium zu erscheinen, und alle Papiere, die ihn als Französischen Officier legitimirten, mitzubringen. Er und Barneck wußten sehr bestimmt, wie geschäftig Eduard in dieser Angelegenheit gewesen war, so geheim er auch die Sache getrieben zu haben glaubte. „Das ist ein böser Handel," sagte der Kapitain, als Saldorf ihm die Citation gezeigt hatte. „Du hast ja nicht ein Schnitzelchen Papier aufzuweisen."

Ich werde sagen, was wahr ist: daß

man mir, als man mich an der Afrikanischen Küste auffischte, alles genommen hat, auch mein Portefeuille.

„Man wird dir nicht glauben, Alexander, weil man dir nicht glauben will; denn Zabern . . ."

Eine Abschrift meines Patents ist in Marseille bei den Marine-Gerichten.

„Man wird hinschreiben, oder wohl gar schon hingeschrieben haben, und dir antworten: dort wisse man von nichts. Denn dieser Zabern . . ."

Ich werde mir von dem Krieges-Direktorium beurkunden lassen, daß ich nicht desertirt bin, daß ich den Abschied schon hatte, als ich zu Schiffe ging.

„Man wird dir das Dokument nicht geben; denn Zabern . . ."

Nun denn, sagte Saldorf lächelnd; so will ich mit diesem Zabern selbst reden. Ich weiß, Bruder, wie er zu behandeln ist. Er hat, wie du meinst, diese Fäden aufgewunden, und soll sie Faden für Faden auch wieder abwinden. Was wollen wir uns auch

mit dem Kriegsgericht, und dem Residenten zu schaffen machen! An der Uniform liegt mir übrigens gar nichts. Ich trage sie ja nur dir zu Gefallen. Doch — jetzt habe ich meine und Elisens Ehre zu vertheidigen.

„Ich begleite dich," sagte Barneck. (Saldorf stutzte.) „Denn ich habe deine Ehre zu vertheidigen, wie du die meinige."

Ich wollte, du ließest mich allein gehen; in deiner Gegenwart werde ich mich scheuen, diesen Affen in Menschengestalt so zu nehmen, wie er genommen werden muß. Ich werde nicht lustig genug seyn.

„Ich begleite dich; doch werde ich nicht eher ein Wort sagen, als bis es nöthig ist." —

Sie ließen Pferde satteln, und hielten vor der Stadt in einem einzelnen Wirthshause. Saldorf schrieb mit verstellter Hand einen Zettel an Zabern, worin er diesen bat, auf eine Viertelstunde, aber ganz allein, in das Wirthshaus zu kommen, weil man ihm in der bewußten Sache etwas Wichtiges mitzutheilen hätte, das man einem

Billet nicht anvertrauen dürfe. Man gab dem Boten seine Rolle, und versprach ihm eine ansehnliche Belohnung, wenn er den Herrn von Zabern mitbringen würde.

Eduard befragte, als er das Billet gelesen hatte, den Boten. Dieser wußte nichts zu sagen, als daß ein ärmlich gekleideter Mensch ihm das Billet zu bestellen gegeben, und sehr ängstlich gethan hätte. Zabern dachte an eine Büberei, die er jetzt eben vorhatte, und fragte: sah der Mensch etwa so und so aus? und der Bote bejahete das. Zabern zog nun einen Ueberrock an, drückte einen runden Hut tief in's Gesicht, ritt bis in die Nähe des Hauses, und ging dann mit dem Boten weiter.

Saldorf und Barneck gingen ihm entgegen. So wie er sie erkannte, trat er ganz dreist auf sie zu, und sagte ruhig: sieh da! die beiden Freunde!

„Kommen Sie!" flisterte Saldorf ihm in's Ohr; „wir haben etwas Wichtiges mit einander abzumachen."

Zabern ging mit ihnen in ein Zimmer,

und dann in ein zweites, die Barneck beide hinter sich abschloß.

„Mich soll nur wundern,“ sagte Saldorf endlich, „wie lange Sie diese freundliche, unbesorgte Miene behalten werden.“

Ich hoffe ja, immer! erwiederte Zabern lächelnd. Nun, meine Herren, was soll ich denn hier erfahren?

„Sie sollen mir nur einen kleinen Gefallen thun, Herr von Zabern.“ (Barneck setzte sich, und hatte Beide in den Augen.) „Der Resident des Französischen Hofes zweifelt, ob ich diese Uniform mit Recht trage, oder vielmehr mit Ehre. Um das zu beweisen, brauche ich ein ganz kleines Stückchen Papier von dem Krieges-Direktorium, worauf mit deutlichen Worten geschrieben steht, daß ich nicht desertirt bin, sondern meinen Abschied gefodert und ihn bekommen habe. Und dieses Stückchen Papier, Herr von Zabern, sollen Sie die Güte haben, mir von heute an in drei Tagen zu verschaffen.“

Herr von Saldorf, Sie glauben doch

immer, gegen mich einen besondern Ton annehmen zu müssen! Warum gerade hier, warum überhaupt noch jetzt, begreife ich nicht. Der Krieges-Direktor, Ihr ehemaliger General, weiß ja so gut wie ich, daß Ihrem Abschiede weiter nichts als die Form fehlte. Er wird Ihnen ein Zeugniß nicht verweigern, da er die Wahrheit nicht leugnen kann, ohne seine Ehre bei vielen Leuten aufs Spiel zu setzen. Ich selbst war ja zugegen, als er den Befehl erhielt, Sie, sobald Sie Amerika erreicht hätten, in voller Freiheit gehen zu lassen, wohin Sie Lust hätten.

„Wollen Sie mir das wohl schriftlich geben? Hier ist Papier und Tinte."

Recht gern, sagte Eduard. Er zog einen Stuhl an den Tisch, und nahm die Feder. Ich begreife zwar nicht, wozu das helfen soll; aber . . .

„Aber Sie wollen es geben? Nun denn, so schreiben Sie: Ich bezeuge freiwillig, auf meine Ehre, daß ich zugegen war, als Se. Durchlaucht dem Herrn General . . ."

Nein, Herr von Saldorf, das schreibe

ich nicht! Se. Durchlaucht können Ursachen haben, nicht wissen zu lassen, welchen Antheil Sie an dieser Sache nahmen; und Sie können nicht verlangen, daß ich Dieselben kompromittiren soll.

„Feiger, elender, verächtlicher Mensch! Schreib, oder wähle zwischen diesen beiden Pistolen!"

Zabern griff rasch nach einer.

Ueberlaß den Bösewicht mir! rief Barneck aufspringend. Saldorf, ich bitte dich, gieb mir die Pistole!

Schurke! rief Zabern, und sprang mit aufgehobener Pistole ein Paar Schritte zurück, während beide Freunde noch mit einander stritten. Ich schieße zuerst.

Halt! rief Barneck, den Degen ziehend. Schießest du jetzt, so stoße ich dich nieder! . . . Alexander, dieser hämische, grinsende und feigherzige Bösewicht soll jetzt mit seinem Blute büßen; doch ich will sein Richter seyn! Ich entfliehe, und du heirathest Elisen. Bist du mein Freund, Alexander, so laß mich diesen Teufel bestrafen!

„Karl!“ rief Saldorf laut, und drängte ihn zurück. „Du versprachst mir, nicht eher zu reden, als bis es noth thäte. — Laß mich! Miß die Schritte! Zehn, mehr nicht!“ —

Barneck maß zehn kleine Schritte. Zabern erblaßte, und zitterte. Er hatte einen Augenblick den Muth des Zorns gehabt; doch jetzt war der schon verschwunden.

„Nun schieß, verächtlicher Mensch! sagte Saldorf kalt, und hielt ihm die Mündung der Pistole gerade auf die Augen. Zabern hob den Arm auf, und ließ ihn kraftlos wieder sinken. Ich kann nicht, sagte er in dem boshaftesten Tone; hier bin ich in Mörderhänden.

„Elender!“ rief Saldorf, und hielt mit fester Hand die Pistole auf seine Brust. — Hülfe! Mörder! schrie der feigherzige Bösewicht. „Ruhig!“ sagte Saldorf jetzt kälter. „Es wäre auch Schade um das Pulver.“ Er legte die Pistole weg; Barneck nahm die andre aus Zaberns bebender Hand, und öffnete dann noch eine Thür, aus der

zu Saberns großem Schrecken vier sehr angesehene Edelleute hervortraten.

„Meine Herren," sagte Saldorf, „ich hatte hier einige Zeugen, Männer von Ehre, nöthig. Sie alle haben mir versprochen, zu schweigen, bis ich Sie auffodern würde. Wie Sie sehen, ist hier vom Schießen nicht mehr die Rede, und was ich noch mit dem Herrn von Zabern abzumachen habe, bedarf keiner Zeugen. Wir sprechen einander diesen Abend bei dem Kapitain Barneck."

Die Herren machten, ehe sie gingen, einen Versuch, Zabern mit den beiden Freunden zu versöhnen; doch Saldorf schwieg, und Barneck äußerte seine Verachtung des feigherzigen Bösewichts ganz unverhohlen. Saldorf sagte endlich mit großer Ruhe: „Herr von Zabern, Sie haben mir, ich weiß nicht warum, meine Ehre rauben wollen, und dem Residenten gesagt, ich sey von meinem Regimente desertirt. Nun werden Sie es, denke ich, nicht unnatürlich finden, daß ich meine Ehre vertheidige. Das Krieges-Direktorium wird Schwierigkeiten machen,

mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; und daran sind Sie Schuld. Sie also, Herr von Zabern, sollen mir von dem Krieges-Direktorium eine deutliche Erklärung verschaffen, daß meine Ehre ohne alle Flecken ist; auch sollen Sie dem Residenten eine schriftliche Erklärung geben, die in den bündigsten Ausdrücken sagt, daß Sie mich für einen Mann von unverletzter, unbefleckter Ehre halten. Unser Auftritt hier im Zimmer hat Zeugen gehabt. Die Herren schweigen, so lange ich will, und sie mögen ewig schweigen; mir liegt nichts daran, ob man Sie für feigherzig hält, oder für muthig. Jetzt sind wir ohne Zeugen; denn mein Freund Barneck ist nur hier, damit Sie wissen sollen, daß, wenn ich etwa ermordet würde, noch immer Jemand lebt, der Sie zu finden weiß. Zögern Sie, oder zögert das Direktorium, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; wird meine Ehre durch Sie nicht ganz wieder hergestellt: dann, Herr von Zabern, suche ich Sie auf. Am Hofe, in Ihrem Hause, auf der

Straße, wo es auch seyn mag, jage ich Ihnen eine Kugel durch das boshafte Herz. Und nun sind wir fertig, Herr von Zabern. Von jetzt an haben Sie es mit den beiden Freunden zu thun."

Wenn ich gewiß seyn könnte, sagte Eduard zitternd, daß diese unglückliche Begebenheit verschwiegen bliebe . . .

„Zweifeln Sie an meinem Worte? Ich halte sogar, was ich einem Bösewicht verspreche."

Ich bin so schlecht nicht, wie Sie glauben, Herr von Saldorf. Sie haben mich übermüthig behandelt; das hat mich gereitzt. Ich kann Ihnen Vorwürfe machen, so gut, wie Sie mir. Vergessen Sie das Geschehene. Ihren Wunsch hoffe ich erfüllen zu können. — Er verbeugte sich, und Barneck öffnete ihm die Thüren.

Zwei Tage nachher bekam Saldorf von dem Krieges-Direktorium das verlangte Zeugniß, und von dem General, unter dem er gedient hatte, seinen Abschied in den ehrenvollsten Ausdrücken. Der Resident ließ

ihn zu Tische bitten, und er ging in der Uniform hin. Von dem Tage an trug er sie nicht mehr, Troß allem, was Barneck dagegen sagte.

Eduard kam, die Zähne knirschend, zu Hause. Was er hatte hindern wollen, mußte er nun befördern. Seine Ehre war in der Gewalt mehrerer Menschen, und der verhaßte Saldorf konnte nun doch die Hand der schönen Elise bekommen.

Barneck sagte, als diese Sache abgethan war: „und nun, Alexander — du gabst der Griechin deine Hand nicht. Wie konnten wir das auch nur einen Augenblick von dir glauben! Du bliebst Elisen treu; dafür wirst du aber auch belohnt!"

Mit dem schönsten Glücke auf Erden! Ihr waret treuer als ich, Karl; doch jeßt bin ich so treu, wie ihr.

„Alexander, du warest treuer; bei Gott, treuer! Aber laß das gut seyn. Was wäre das menschliche Leben, wenn es gar keinen Tropfen Bitterkeit hätte? Wir lieben einander, und das ist genug. Nun aber laß

uns

uns Anstalten treffen, daß alles in Ordnung kommt, ehe der Teufel, oder ein Zufall wieder etwas dazwischen bringt. Ich rede mit dem Fürsten mit Elisens Vater; und machen sie nur die mindeste Schwierigkeit, so gehen wir mit meinem Vermögen ganz heimlich nach Amerika, nach Asien, oder wohin Ihr, du und Elise, sonst wollt. Vor Gott ist unsre Ehe nicht geschlossen. Elise ist dein!"

Weißt du denn, ob ich nicht die Hand der schönen Griechin annahm? fragte Salzdorf lächelnd, in einem scherzenden Tone.

„Ich weiß, Alexander, du nahmst sie nicht. Aber jetzt, da mein Herz so ruhig, so klar, so still, so freundlich ist, und so unermeßlich, Bruder, wie das Meer während der drei schönen Tage im Kanal — weißt du noch? — jetzt erzähle mir deine Geschichte mit der Griechin vollends."

Am Morgen nach Elisens Hochzeitstage, Karl, nicht eher! Jetzt müssen wir doch überlegen. Elisens Vater wird durch Zabern gegen mich eingenommen seyn. Das Weg-

gehen ist leichter gesagt, als gethan. Wir haben ja Zeit genug, Karl! Die Griechin ...

„Ich weiß, du gabst ihr deine Hand nicht, Alexander!"

Wenn ich sie ihr nun gegeben, und wenn der Tod das Band zerrissen hätte, das meine Leidenschaft knüpfte: Karl, würde Elise mir verzeihen können?

Barneck seufzte. „Bruder, das fängt an ernsthaft auszusehen, ordentlich betrübt. Aber du thust die Frage gewiß nicht in Ernst."

Ich frage dich: würde Elise mir verzeihen? Und, Karl — würdest du mir verzeihen?

„Alles auf der Welt. Was würde ich dir nicht verzeihen! Sie ist also todt? Und du liebst doch Elisen noch?"

Ich liebe sie. Aber laß das; es bewegt uns zu sehr. Erst muß Elise mir verzeihen. Wollen wir bald wieder zu ihr hin? —

Auguste hatte während der Zeit Elisen das Versprechen abgenöthigt, daß sie Salldorfen um das Ende seiner Erzählung bitten

sollte; und sobald er wieder da war, fing sie sogleich davon an. Elise schlug die Augen nieder, als sie sah, daß Saldorf sie mit flammenden Augen anblickte. Elise, sagte er, sobald er mit ihr allein war: wenn ich der Griechin meine Hand gegeben, und wenn der Tod dieses Band wieder getrennt hätte — würden Sie mir verzeihen? Elise erschrak, und antwortete nicht. Saldorf wiederholte seine Frage. „Ich verzeihe Ihnen!" antwortete sie sanft, doch mit einem unbeschreiblich tiefsinnigen Blicke. Und Sie gäben mir dennoch Ihre Hand? fragte er.

Ein kleines, kaum merkliches Zittern durchfuhr sie, als er ihre Hand faßte, und der schöne Purpur ihrer Wangen erbleichte einen Augenblick; doch sogleich wendete sie lächelnd ihr Auge auf ihn, drückte seine Hand, und sagte mit festem, muthigem Tone: „ich bin die Ihrige, Saldorf! Dieser Händedruck sey das Unterpfand meiner ewigen Treue!"

Saldorfs Auge funkelte von überirdischer Begeisterung. Hatte denn nicht mein Tod

die Bande zwischen uns zerrissen? O, du edles, du treues Herz! Du liebst meinen Karl, und dennoch giebst du mir deine Hand, mir, der ich dich vergaß, ohne daß die Bande zwischen uns getrennt waren! Du vergabst mir: und ich sollte dir nicht vergeben? Sey frei, Elise!

Elise schwankte, beugte die blasse Stirn auf Saldorfs Schulter, und war einer Ohnmacht nahe. Endlich hob sie langsam das bleiche Gesicht zu ihm auf. „Hören Sie mich, Saldorf. Ich — entzog Ihnen den Anblick meines Herzens; aber . . .“

Sie verbargen mir nichts, Elise, als Ihren Schmerz. Edles Mädchen! ich sah ja deine Treue, deinen Muth, alle deine Tugenden, wie deinen Schmerz, deine Liebe zu Karln. (Sie verbarg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust.) Erröthe nicht, Elise! Du liebtest meinen edlen Freund. Wie konntest du anders? Und überdies war ich ja todt! O, du wolltest meiner Schwäche verzeihen, und trautest mir nicht zu, daß ich dir verzeihen würde? Elise, was wolltest du aus

mir machen! Das allein kann ich dir kaum verzeihen! Ich sollte der Würgeengel Eurer Liebe und Eures Glückes werden. Erröthe nicht mehr: denn warst du nicht treu? verziehest du nicht, und gabst mir dennoch deine Hand? Was kann ich weniger thun, als verzeihen und Euch glücklich machen!

Elise richtete sich auf. „Glücklich? O, was ist das Glück für den Beschämten, den Besiegten! Ich bin beides, Saldorf, und fürchte, niemals glücklich werden zu können; denn ich verdiene es nicht! . . . Saldorf, lassen Sie mir meine Thränen für meine Schwäche. Was Sie Glück nennen, könnte die Strafe meiner Untreue werden; denn es würde nie aufhören mich zu beschämen."

Elise, ich fodre jetzt den Lohn meiner Treue, meiner Liebe von deinem Herzen. Liebst du den edlen Barneck?

„Ich liebe ihn!" sagte sie, mit niedersinkendem Haupte. „O Saldorf, war das nicht hart? Aber ja, ich liebe ihn!"

So gieb ihm den Lohn seiner Liebe, seiner Treue gegen mich; gieb dir den Lohn

deiner Liebe, deiner Treue; mache uns Alle glücklich! Ja, uns Alle, und mich am meisten! Sey ganz sein, Elise!

„Ich will es!" sagte sie, und ihr Kopf sank noch tiefer. „Doch erst bedenken Sie, daß ich nicht eher glücklich seyn kann, als bis auch Sie es sind."

Elise, ich hoffe es zu werden. Aber fühlen Sie nicht, daß Ihr Glück der Weg zu dem meinigen seyn muß?

Hier trat Barneck in das Zimmer. So recht! sagte er, als er Elisen in Saldorfs Armen sah. So recht! und hier, Bruder, auf den Fall, der mit Gottes Hülfe nun doch bald kommen wird. (Er gab ihm ein Papier.) Steck ein, lies nachher. Es ist nichts, gar nichts, nur eine Kinderfreude. Ei, so steck' endlich ein! Weißt du noch? ich mußte immer erst ordentlich mit dir theilen, was wir hatten, Kuchen und Obst, obgleich alles gemeinschaftlich war.

Saldorf hatte flüchtig gelesen. „Du meinst es gut; aber behalt es nur. Was soll ich damit? Ich mag es nicht. Wozu das unter uns!"

Freilich! Aber es wird eine Freude für mich seyn, eine kindische Freude, wenn du sagst: mein Gut, mein Vermögen. Ich bitte dich, nimm!

„Nein! Trauest du mir oder dir nicht, daß du mir einen Theil deines Vermögens schenken willst?"

Trauen? Guter Gott! — Nun so zerreiße den Bettel, wenn du es so meinst. Aber du kommst mir seltsam vor, Alexander, recht seltsam. Was würde ich nicht von dir geschenkt nehmen! Gieb mir — das Beste hast du mir gegeben: dein Herz! — Aber gäbe es noch etwas Besseres, etwas Kostbareres, und hättest du es dir mit Gut und Blut erworben: sieh! ich würde es annehmen, ohne alle Bedenklichkeit, ohne zu spintisiren.

„Ist das wahr, Karl?"

Gott sey meine Zeuge!

„Nun denn! so schenke ich dir etwas Besseres, etwas Kostbarers, als meine Freundschaft: die Hand deiner Geliebten, die Hand deiner Ellse." — Bei diesen Worten faßte

er Elisens Hand. Barneck trat, erblassend und erröthend, zurück. Endlich rief er: halt, Alexander! so war es nicht gemeint!

Saldorf sah ihn starr an. „Karl, willst du mir dein Wort nicht halten? Elisen mußte ich bereden; aber von dir fodere ich. Ich will, Elise soll dein seyn! Nimm ihre Hand. Das fodere ich von deiner Freundschaft, von deiner Liebe. Ich kann nichts Schlimmes fodern, das weißt du. Aber gieb mir jetzt den Beweis deiner Freundschaft, ohne zu streiten. Nimm Elisens Hand, und sag: sie soll mein seyn!"

Sie soll mein seyn! sagte Barneck mit funkelnden, beinahe wilden, Augen. Nun aber laß mich reden, Alexander!

„Das Opfer deiner Freundschaft habe ich. Nun magst du reden, und dann will ich, wenn du darauf bestehst, Elisens Hand ohne Bedenken nehmen. Elise liebt dich, und du liebst Elisen. Sag Nein, wenn du kannst! Elise hat mir gestanden, daß sie dich liebt. Karl, soll ich nun Elisens Hand noch nehmen? Rede; aber rede einfach!

Darf ich Elisens Hand nehmen? Entscheide für dich und mich!"

Du darfst nicht, sagte Barneck, da du nun einmal weißt, daß ich Elisen liebe, und daß sie mich liebt. Aber Saldorf, auch du liebst sie, auch du. Und da hast du nun meine innerste Seele verwundet, daß sie niemals heilen wird. Aber, du hast dich verrechnet. Meinst du denn, — du Unmensch, möchte ich sagen — daß ich nicht wußte, was du zu thun hattest, wenn du erfuhrest, daß wir einander lieben? Das wußte ich so gut wie du. Aber hier stehe ich nun vor dir, wie ein armer Sünder. So mußte ich nie vor dir stehen! Darum verbarg ich dir das gefährliche Geheimniß meiner Liebe, nur darum. Elise wurde deine Frau. Ob ich dann glücklich werden konnte, weiß ich nicht; sie mußte es in deinen Armen werden. Doch, wenn auch nicht; so warst du glücklich. Und wenn auch nicht — denn über lang oder kurz konntest du erfahren, was wir dir verborgen hatten; von Glück konnte bei uns gar nicht mehr die Rede seyn, das war

längst dahin. Aber ich stand wie ein König vor dir, und Elise wie eine Königin; denn wir waren getreu gewesen bis ans Ende. Hier stehe ich nun wie ein Verbrecher, mit einer unheilbaren Wunde in der Seele. Und sieh nur, wie Elise, die immer aufrecht stand, die Augen zu Boden schlägt! Wir waren nicht glücklicher, wenn Elise dir ihre Hand gab; aber wir waren gerechter. Nenne unsere Liebe, mit welchem Nahmen du willst: Schwäche oder Thorheit. (Untreue oder Verbrechen war sie nicht.) Wir hätten unsre Schwäche gebüßt, und das wäre recht gewesen. Jetzt willst du aus unserer Schwäche einen Triumph machen; aber nur du triumphirst: wir gehen hinter deinem Triumphwagen gefesselt und beschämt. Bruder, soll Elise mein seyn? Rede!

„Sie soll! War ich nicht todt? War ihr Herz und ihre Hand nicht frei? Du hast Recht, Karl, das sehe ich. Aber bedenk, daß auch ich Recht habe, und daß die Vorsehung es gut machte, mir Euer Geheimniß zu offenbaren. Wir sind ja alle Drei

unschuldig. Und, Karl, stehe ich nicht jetzt vor deinen zornigen Blicken, deinen Vorwürfen, wie ein armer Sünder? Sehe ich denn nicht, daß meine Hand deiner Seele eine Wunde geschlagen hat, die ich erst heilen muß? Ich bin jetzt mehr gedemüthigt, als Ihr, Ihr edlen Seelen. Muß ich mich nicht schämen, daß ich triumphirend dachte, Ihr solltet Euch begeistert in die Seligkeit hineinstürzen, die ich Euch geben konnte? Nun stehe ich hier, und bitte Euch: verzeihet mir, daß meine ungeschickte Hand, mein Mangel an zarter Empfindung, Euch diese Wunden schlug! O, ich dachte nur an Euer Glück, und nicht an Eure Herzen!"

Barneck warf sich an seine Brust. Ach, meine Beschämung hebt nicht erst jetzt an. Sie war schon in dem Augenblicke da, als du deine Geschichte mit der Griechin erzähltest, und ich rief: du gabst ihr deine Hand! Schon damals zitterte ich vor dieser Stunde.

Elise gestand von ihrer Empfindung dasselbe. Saldorf sagte: „ja, dieser Augenblick war es, der mir Eure Herzen verrieth.

Verzeihet mir. Ich wollte ja nichts als Euch glücklich machen. O, ich bitte Euch, seyd es. Auch ich werde glücklich werden, und bald, sehr bald!"

Jetzt legte Barneck seine Arme zärtlich um seine Gattin, und sein Herz voll Liebe, Schmerz und Edelmuth schlug an dem ihrigen. Sie drückte ihre Lippen, vielleicht zum ersten Male mit den Flammen der Liebe, auf seinen Mund. „O," sagte Saldorf; „nun habe ich die schönste Minute meines Lebens gehabt." Elise und Barneck fühlten eben das, doch ohne es zu sagen.

„Sie ist dein!" sagte Saldorf, und legte Beider Hände in einander.

Ich nehme mein Glück aus deiner Hand, sagte der Kapitain. Beide Liebende sanken einander noch einmal in die Arme, und genossen den Lohn der Treue in unaussprechlichem Glücke. Alle Drei waren tief bewegt. Ihre Seelen hoben sich zur Unendlichkeit empor. Eine bessere Welt schimmerte vor ihren Augen, und sogar ihr Schmerz wurde eine Seligkeit: denn sie waren tugendhaft.

20.

Das Wiedersehen.

Auguste wußte von gar nichts. Sie wollte am folgenden Morgen früh zu Elisen gehen, um ihr zu sagen, daß sie Saldorfen an das Ende seiner Geschichte erinnern sollte. Auf das Ende dieser Geschichte bauete sie nehmlich Hoffnungen, die in diesem Augenblick schon erfüllt waren. Elise war noch in ihrem Schlafzimmer, und auf einmal trat aus diesem der Kapitain hervor. Bald nachher kam auch Elise. Auguste warf einen mißtrauischen Blick auf sie. Elise erwiederte ihn erröthend mit einem holden, beschämten Lächeln, fiel ihrer Freundin um den Hals, und sagte leise: deine Elise ist glücklich. Ich bin nun meines Barnecks Gattin. Sie erzählte Augusten Saldorfs Edelmuth. Gott Lob! sagte diese, sie freudig umarmend. Aber siehst du nun wohl, Elise, daß Ihr Schwärmer am Ende eben so bürgerlich fühlt und denkt, wie wir armen prosaischen Menschen,

die wir von Eurer inneren Welt und Euren Strahlen aus der Ewigkeit nichts wissen? Siehst du nun wohl, daß es von dir eine kleine empfindsame Ziererei war, die am Ende doch dahin führte, wohin dich mein Rath schon längst geführt hätte: in des Kapitains Arme? — Elise küßte sie, als ob sie ihr Recht gäbe; sie war aber jetzt — mit ihrer Seele voll der höchsten Seligkeit — fester als je überzeugt, daß Auguste Unrecht hatte.

Und, sagte Auguste lachend, die Geschichte der Griechin weiß ich an den Fingern abzuzählen. Er liebte sie, und nahm ihre Hand.

Elise schüttelte leicht den Kopf. „Auguste, er wird die Geschichte nie vollenden."

Das wird er jetzt; oder er wäre ein eitler Thor.

Als Elise angekleidet war, kamen Saldorf und Barneck in ihr Zimmer. Saldorf beugte sich mit funkelnden Blicken auf ihre Hand, und sagte: „meine Elise! meines Freundes Elise!" — Sie verbarg das erröthende Gesicht in einer Umarmung, und Sal-

dorf wendete sich nun schnell an Augusten. Diese erinnerte ihn an das Ende der Geschichte mit der Griechin. „Habe ich denn,“ erwiederte er lächelnd, „noch nicht gesagt, daß es ein Traum war, ein schöner, jugendlicher, lebendiger Traum, den ich Ihnen schon zu Ende erzählt habe? Ich erwachte, und alles, was mir von dem Traume zurückblieb, war das Bild des Mädchens, das tief in meine Seele gedrückt ist: so tief, daß ich, so oft mir eine sehr edle, schöne Gestalt vorkommt, immer glaube, ich sehe sie wieder! Auch wird der Traum noch erfüllt werden.“ — Auguste lachte und neckte ihn; er blieb aber dabei, es sey ein Traum gewesen. Elise und Barneck schwiegen. O, flisterte Elise heimlich ihrem Manne zu: ich weiß den Ausgang seines Traums. Er war treuer als ich.

Treu, wie du, Elise! sagte Barneck. Aber sein Traum ist, hoffe ich, noch nicht aus. —

Barneck wußte das Ende der Geschichte schon. Er war an diesem Morgen zu Saldorf gegangen und hatte ihm mit freudig

funkelnden Augen gesagt: erzähle mir das Ende deiner Geschichte mit der Griechin. — „Gott segne dich, glücklicher Mensch!" sagte Saldorf. „Elise ist dein, und nun will ich dir meine Geschichte erzählen. Schon in Smyrna, als ich Helenen in der Kirche einen Augenblick unverschleiert sah, drückte sich die edle Schönheit ihres Gesichtes tief in meine Seele. Barneck, sie ist schön, so schön wie Elise. Ich könnte sagen: schöner; denn ihre Figur ist noch edler, und in ihrem Gesichte liegt die Erhabenheit eines höhern Wesens, in der schönsten Vereinigung mit der rührenden Unschuld eines Kindes. Ihr Vaterland, an welchem sie den feurigsten Antheil nahm; ihre Kindheit, die sie auf der schönsten Insel des Archipelagus zugebracht, unter Hirten und Fischern, umgeben von der lieblichsten, einfachsten Natur, unter Menschen, die nichts kannten, als ihre Insel und ihr Meer; ihre Jugend, die sie in Italien und in Wien verlebt, wo ihre edle Abstammung, ihr Reichthum und ihre Schönheit sie sogar in den Kreis der Oestreichischen Fürsten

sten gebracht hatte; ihre Schicksale auf der Rückreise: das alles hatte jede Kraft ihrer schönen Seele geweckt und vollendet, und nun war sie ein Ideal der weiblichen Vollkommenheit. Mit der Begeisterung ihrer unter Hirten verlebten Kindheit verband sie den feinsten Anstand eines reichen Mädchens von vornehmer Abkunft; mit der Zucht der keuschen Jungfrau die Freiheit eines gebildeten, über das Vorurtheil erhabenen Geistes; mit der Demuth ihrer kindlichen, weichen Seele den festen Muth eines freien Geistes, der seinen eigenen Werth empfindet.

Sie hielt mich Anfangs für einen gutherzigen, gemeinen Menschen, den ihres Vaters Geld und ihre freundliche Dankbarkeit hinlänglich belohnen würden. Auf dem Wege nach dem Grabmahle des Santons — sie hatte mir in wenigen Worten ihr Unglück erzählt — ging ich schweigend ihr zur Seite, und übersann mein Schicksal. „Zu einem Grabmahle führst du mich?" fragte sie. „Und es liegt fern von dem Wege? einzeln?" Ich bejahete das. Sie sprach von der großen

Belohnung, die mir ihr Vater geben würde, wenn ich sie glücklich zu ihm brächte. Ich antwortete nichts als einzelne Worte; doch nannte ich sie einige Mal: schöne Helene. Sie sah mich mißtrauisch an, und fragte: „hast du mich gesehen?" — Du hobst den Schleier in der Kirche; da strahlte mir deine Schönheit entgegen. Auf einmal sprach sie wieder von dem Gelde, das ihr Vater mir geben würde. Ich lächelte und schwieg. Bei dem Steigen in den Klippen nahm ich einige Mal ihre Hand, oder legte meinen Arm um ihren Leib, damit ihr das Steigen leichter würde. Sie schien das nicht gern zu dulden, und sagte endlich, wieder mißtrauisch: „du schweigst? woran denkst du?"

Ich überdenke, antwortete ich, was dich hier in Asien rettete. Die Bosheit eines Wollüstlings in Europa rettet dich in Asien aus den Händen eines wollüstigen Despoten. Warst du um keinen geringern Preis zu retten, so sey der Bösewicht gesegnet, der mich hieher an diese Küste trieb!

Sie blieb stehen, sah mich an, und er-

griff meine Hand. „Wie! das mußte geschehen, um mich hier zu retten? Stolz soll mich das nicht machen; aber muthiger, zutraulicher gegen den Mann, der mein Retter wurde." Sie hängte sich nun in meinen Arm, und ihr großes schwarzes Auge blickte von Zeit zu Zeit nach den Wolken, die über dem Gebirge aufstiegen. „Ja!" rief sie auf einmal: „um einen geringern Preis konnte ich nicht gerettet werden! Fast alle Franken führt Golddurst nach Asien; dich führte das Unglück dahin: dich, einen Deutschen, einen edeln Mann. So mußte es seyn, so, und nicht anders. Die Vorsehung führte uns Beide in die Kirche. Kamst du, oder ich, eine Minute später, so mußte dieser Dolch mein Retter werden. Du kannst stolz seyn, daß die Vorsehung dich wählte, zu verhindern, daß nicht ein schuldloses Herz in Jammer bräche." — Jetzt sagte sie nicht ein Wort mehr von dem Gelde ihres Vaters. Unsre Gespräche betrafen die Schicksale, die uns in dem Grabe des Santons zusammengeführt hatten. Sie sprach mit hoher Begeisterung,

und ich verlebte mit ihr Tage des heiligsten Friedens, Stunden der höchsten Seligkeit. Als ich mit ihr an der Küste stand, und den Nachen, der uns retten sollte, an dem Seile fest hielt; als die brandenden Wogen rings um mich her so fürchterlich tobten — da fragte sie mich: „warum zauderst du, mein Retter?“

Ich wand das Seil um einen Stein, faßte ihre beiden Hände, und sagte: hier stehen wir Beide; über uns ist der stille Himmel, vor uns das unergründliche Meer, hinter uns tausend räuberische Menschen! . . . Weißt du, daß dieser Nachen ein Spiel der schrecklichsten Brandung ist? daß ein Ruderschlag zu viel oder zu wenig uns gegen die Felsen wirft, und in den Tod, in das unergründliche Meer stürzt? — „Sieht nicht,“ erwiederte sie, „das Auge des Allgütigen auf uns? Ich höre das Brausen der Wogen unerschrocken, und zittre jetzt nur für dich. Könnte ich allein durch die Brandung rudern; wüßte ich den Weg durch die Klippen: sieh, ich spränge in den Nachen, riefe

dir Lebewohl zu, ließe dich am sichern Ufer, und schwämme muthig durch die drohende Brandung." Sie sprang in den Nachen, und löste das Seil ab. Ich faßte es, stieg ein, und reichte ihr die Hand, die sie mit Heftigkeit drückte. Meine Kräfte ermatteten, noch ehe ich die Brandung erreichte, und als die erste Woge den Nachen faßte, sagte ich leise: leb wohl! Zum Glück hörte sie es nicht. Als dann der Nachen hinausflog in das stille Meer, da nahm ich sie freudetrunken in meine Arme, an meine Brust. Jetzt hatte ich sie gerettet, und sie war mein, auf ewig mein: das fühlte, das wußte ich; und auch sie fühlte, daß nichts ihr Herz von dem meinigen trennen könnte. Sie saß mit mir auf dem Verdeck des Schiffes, das uns aufgenommen hatte, und hielt meine Hand, weil sie sich vor dem Schwanken des Schiffes fürchtete. „O," sagte sie, nach Norden zeigend, und mit Thränen in den schönen Augen: „wenn wir erst da wären, wo der Segen meines Vaters und noch manches andren dankbaren Herzens dich erwartet!"

— Dann lehnte sie das Gesicht an meine Schulter, und drückte meine Hände.

Wir kamen endlich an; doch das habe ich ja schon erzählt. — Sie ist dein! sagte der Vater; dein! riefen Alle; und Helene hing in meinen Armen, an meinen Lippen. Mein Herz schlug laut und ängstlich. Ich drückte sie schweigend an meine Brust; denn ich konnte keine Worte finden, ihr zu sagen, was ich ihr doch sagen mußte. Sie hielt meine innige Umarmung für eine Erklärung meiner Gegenliebe. „O," sagte sie, „jetzt kann ich dir gestehen, mein Retter, daß mir dieser Augenblick noch schöner ist, als der, da ich in deinen Armen hing, und die tobenden Wellen uns begraben wollten! Er ist mein, dachte ich da; wir sterben zusammen!"

Helene, hob ich stockend an: das Schicksal verband unsre Herzen auf ewig; aber diese Hand ist das Eigenthum . . .

„Einer Gattin?" fragte sie schnell.

Einer Braut!

„Einer geliebten Braut?" fragte sie wieder, mit großen Augen mich anstarrend.

Einer geliebten Braut.

Ihre Arme sanken nach und nach von meinen Schultern weg. „O ich danke dir!" sagte sie, und ging zu ihrem Vater. „Unsre Dankbarkeit, lieber Vater," sagte sie, „wählte nicht das rechte Mittel. Der edle Mann ist schon in seinem Vaterlande verlobt! ... Nun, so sey das Herz deiner Gattin die höchste Fülle der Seligkeit für dich! und mir, deiner Tochter, deiner Schwester, deiner Freundin, erhalte deine Freundschaft!"

Niemals, rief ich, wird sich das Bild des edelsten Mädchens aus meiner Seele verlieren. Wärest du die Gattin meines Todfeindes: du gehörtest mir mehr, als ihm; denn ich habe dich mir mit Gefahr meines Lebens erworben. Ich bin ewig dein, wie du ewig mein bist.

„Ja, so mein' ich es; so! Das Schicksal trennt uns; doch nie kann ein Mensch mir mehr seyn, als du: denn die Liebe dieses Herzens hat keine irdische Flamme entzündet. Hinge ich vor den Augen deiner Braut an deinen Lippen: sie könnte ruhig

lächeln. Du bist der Retter meines Lebens. Was in der Natur heilig und edel ist, hat unsre Herzen vereinigt. Ich bin dein! Darum laß mich diese Kniee umfassen. Laß mich diese Hände an mein schlagendes Herz drücken, das vergebens strebt, dir zu sagen, wie es dich liebt." — Sie faßte meine Hände, und sank ohnmächtig nieder.

Man trug sie weg. Ihre Verwandten umringten mich, und ihr Vater bot mir sein ganzes Vermögen an. Ich lächelte, und konnte ihnen kein Wort erwiedern, weil ich nur an Helenen dachte. Sie kam nach einer Stunde wieder. „Ich erlag," sagte sie, „unter den Gefühlen meiner Dankbarkeit, und dem Schmerze, dich so bald zu verlieren." Ich erwiederte tröstend: noch bleibe ich einige Tage bei dir, meine edle Helene.

Sie antwortete mir so ruhig und freundlich, daß ihre Verwandten dadurch getäuscht wurden. Alle glaubten, was sie für die Leidenschaft der Liebe gehalten hätten, wäre nur das Aufwallen der höchsten Dankbarkeit gewesen. Ich dachte anders; doch nach eini-

gen Tagen täuschte sie auch mich durch ihre Ruhe und ihre lächelnde Heiterkeit. Sie saß schon bei dem Aufgange der Sonne mit mir in einem schattigen Gebüsch von Oel- und Citronen-Bäumen. Ich mußte ihr von Elisen und von unsrer Bekanntschaft, unsrer Liebe, alles, bis auf die kleinsten Umstände, erzählen. Sie hörte mir lächelnd zu, und täuschte mich noch immer durch ihre Ruhe, an die sie alle Kräfte ihres Herzens wendete. „Und," sagte sie einmal, ihren Blick fest auf mein Auge heftend — „als du für sie nach Amerika gingest, da folgte sie dir nicht?" — Nie kam irgend ein andrer Vorwurf gegen Elisen über ihre Lippen. Trotz dem Tadel ihrer Verwandten, die sie in die Weiberwohnung einschließen wollten, sobald ich ihre Hand ausgeschlagen hatte, war sie dennoch den ganzen Tag, und ohne Schleier, bei mir. „Es sind," sagte sie in meiner Gegenwart zu ihrem Vater, „die letzten, die einzigen Tage meines Lebens: denn, Vater, was ich vorher empfand, war der Traum eines halberwachten Kindes,

der erste Schlag eines lebenden Herzens; und was ich nachher empfinden werde, wird nichts seyn, als das Stillestehen des Herzens."

Nicht so, mein Kind! sagte der ehrwürdige Greis; du wirst noch glücklich werden: das hoffe ich zu dem Gott, der dich gerettet hat.

„Glücklich? das bin ich! — das bin ich jetzt! Bitte ihn, Vater, daß er ein Jahr, einen Monat, einen Tag, eine Stunde länger bleibt; und ich bin um so viel länger glücklich. Aber nein; sag ihm nichts. Sein Freund und seine Braut hoffen auf ihn. Ich habe gelebt! Ja, ich habe gelebt, wie Millionen nicht leben, o! von dem Augenblick an, da in der Kirche seine Augen sich hülfreich auf mich wendeten. Vorher war eine duftende Blume hinlänglich, den Zauber des Glücks in meiner Seele hervorzurufen; ein schönes Kleid, ein Stein in meinem Haar, der Händedruck einer Freundin, der lächelnde Blick eines Jünglings waren die Bande, an denen das Glück mich führte. Träume

waren meine Gedanken, ein Lächeln meine Wünsche, ein Scherz mein Glück. Doch nun trat das Schicksal zornig auf mich zu, und ich erwachte. Der Himmel war für meine Gebete taub, das Leben meiner Kraft zu schwer. Da kam dieser Engel des Himmels, aus Europa her gesandt, mir zu Hülfe. Alles mußte er für mich wagen, alles mir geben, wenn ich wieder lächeln sollte. Habe ich nun nicht gelebt? habe ich nicht? Jetzt will er mich verlassen. Er nimmt nichts von mir mit, als eine Blume aus meiner Hand, ein Lächeln meiner Lippen, einen dankenden Blick meiner Augen. Für so viel, so wenig! O, könnt' ich nur vorher für ihn sterben!" —

Sie ging mit diesen Worten tiefer in das Gebüsch. Karl, du hättest sehen und hören müssen, wie ihr Schmerz in Thränen ausbrach! Und dann täuschte sie mich aufs neue durch ihr Lächeln, durch ihre zauberische, kindliche Heiterkeit, und durch die Liebe, womit sie von Elisen sprach. Ich dachte: es ist nur die begeisterte Dankbarkeit eines glühenden Herzens.

Der Tag meiner Abreise kam näher. Wir fuhren oft auf dem Meere vor Konstantinopel spazieren, und immer saß sie neben mir auf dem Verdeck. Da brach einmal die Liebe mächtig hervor. Sie stand in einem finstern, tiefsinnigen Schweigen neben mir an der Gallerie, indem ich mit Vergnügen meine Augen auf den schönen Küsten von Europa und Asien umher irren ließ. Noch kurz vorher hatte sie mit mir von Elisen gesprochen, lächelnd ihren Gürtel um mich und sich gewunden, und scherzend gesagt: „könnte ich dich auf immer so an mich fesseln!" Dann war sie in ein finstres Schweigen versunken, das ich, in den Anblick der zauberischen Naturschönheiten verloren, nicht bemerkte. Sie faßte ein Paarmal meine Hände, und drückte sie. Dann öffnete sie schnell die Thür der Gallerie, und rief mit einer heftigen Bewegung: „laß mich sterben!" Doch sogleich trat sie einen Schritt zurück, sagte matt: „verzeihe mir!" und lag ohnmächtig in meinen Armen.

Es durchfuhr eine schreckliche Empfindung

meine Seele. Ich fürchtete beinahe, sie hätte mich mit in das Meer hinab reißen wollen. Als sie erwachte — wir hatten sie in die Kajüte hinunter gebracht — stürzte sie in meine Arme, und rief: „nein, ich kann das Leben nicht ertragen, denn du gehst von mir. Ach eine Andere wird dich besitzen! Ich kann das Leben nicht ertragen, und doch nicht sterben; denn das würde dich betrüben, und du sollst glücklich seyn."

Du hättest mich, sagte ich lächelnd, mit in den Abgrund gezogen; denn du hattest mich mit deinem Gürtel fest an dich gebunden. Sie erblaßte, als sie sich erinnerte, daß sie es spielend gethan hatte. Nun gestand sie mir, daß sie mich unaussprechlich liebte, und eben das sagte sie allen ihren Verwandten. Man machte mir neue Anträge; sie sagte aber: „schweigt! Vater, er bleibt nicht; er kann nicht bleiben. Was bietet ihr ihm? Gold? Ich biete ihm mehr, mein Herz. Aber er kann nicht. Bliebe er, so hätte er mich nicht gerettet; denn daß er ein Mann und treu ist, war meine Rettung."

So lebte ich noch einige Tage in ihrem Hause. Der Vater äußerte die Besorgniß, daß Schmerz und Verzweiflung seine Tochter tödten würden. Ich bat sie, noch einen Abend mit mir allein zu seyn.

„Du willst mich bitten," sagte sie lächelnd, „daß ich leben soll."

Dich bitten, Helene, mir von Zeit zu Zeit Nachricht von dir zu geben. Ich werde dir jeden Monat unausgesetzt schreiben. Und nach zwei Jahren — denn, Helene, wie könnte ich mich auf immer von dir trennen! — nach zwei Jahren sehe ich, dich hier unter deinen Citronenbäumen wieder.

Sie sprang auf. „Und wenn du mir nicht schriebest," rief sie mit begeisterten Blicken: „was dann?"

Dann bin ich todt, oder ein Bösewicht.

„Und kommst du nach zwei Jahren nicht, dann . . ." — Sie fiel in meine Arme, und sagte entzückt: „o, du kamst ja, als ich dich, und als du mich noch nicht liebtest. Du kamst und riefst mich aus dem Grabe. Du wirst auch nach zwei Jahren wiederkom-

men!" — Laß mich über die Stunde des Abschieds wegeilen. Nie wird das bleiche Gesicht, mit dem sie vor mir stand, aus meiner Phantasie verschwinden. —

Barneck blickte zu Boden, und seufzte. Du schriebst? fragte er endlich.

„Zweimal von Wien aus; doch ich bekam keine Antwort. Auch von hier habe ich schon geschrieben."

Ich mag dich nicht fragen, obgleich . . . Ich drücke dir nur die Hand, und sage: Gott führe alles zum Guten! . . . Du schriebst ihr schon von hier?

„Ja, ehe ich Euch ihren Nahmen genannt hatte. Ich habe an den Oestreichischen Minister in Konstantinopel geschrieben, der ein Freund ihres Hauses war, und hoffe nun auf Antwort. Du magst mich nicht fragen, Karl? Und ich mag dir nicht gestehen, was sich in meiner Seele bewegt. Sie ist zu edel, als daß wir ihr Schicksal entscheiden dürften. Das allein will ich dir aus dem Innersten meines Herzens sagen: daß sie frei entscheiden muß; daß ich stumm, selbst ohne Wün-

sche, vor meinem Schicksal stehen werde. Ich liebte Elisen wahrhaftig, und liebte sie allein. Jetzt bin ich wie neugeboren, ein andrer Mensch. Aber mit Helenen ist es nicht vorüber. Ich erwarte, daß sie entscheiden wird, wenn ich sie wiedersehe."

Ich wünschte, Alexander, du müßtest das nicht. Aber du mußt!

„Und wenn ich sie auf das innigste liebte: sie würde nicht einmal in meinen Augen einen Wunsch lesen."

Aber darf sie nicht wissen, wie alles gekommen und zugegangen ist?

„Nicht von uns, Karl. Laß die Zeit, laß das Schicksal thun, was sie können, was sie sollen; uns laß gerecht seyn." —

Saldorf lebte noch einige Monate mit seinem Freunde, und Beide waren glücklich; denn eine stille Wehmuth, die sie fühlten, war vielleicht die schönste Krone ihres Glükkes. „Elise," sagte der Kapitain zu Augusten, „ist meine Frau. So oft ich das denke, fühle ich den Himmel in meinem Herzen. Und mein Alexander ist von den Todten

ken erstanden, ich habe ihn wieder. Guter Gott! wenn mir Jemand vor Jahr und Tag gesagt hätte, daß ich noch so glücklich seyn sollte; ich hätte ihm, glaube ich, geantwortet: nein; sonst werde ich wahnwitzig vor Freude. Nun ist es so, und ich kann doch keinen Ehrensprung machen. Ach, ich weiß wohl, warum nicht. Weil ein Gewicht von Schuld an meinem Gewissen hängt. Sehen Sie, Auguste, manchmal denke ich, das alles würde anders werden, wenn . . . wenn . . . — So leichtsinnig ist der Mensch, daß er den Ehrensprung macht, sobald das Schicksal die Folgen seiner Schuld wegnimmt.„

Wie ist denn das Ende von Saldorfs Geschichte mit der Griechin? Denn Ihr Wenn, Wenn — betrifft doch die gewiß!

„Es giebt noch viele Wenn, ehe wir bis dahin kommen, liebe Auguste." — Er verließ sie, ohne ihre Neugierde befriedigt zu haben. —

Saldorf bekam Antwort aus Konstantinopel. Helene war nach dem Tode ihres Vaters, ohne Wissen und gegen den Willen ih-

rer Verwandten, nach Wien gegangen. Er schrieb nun nach Wien. Helene hatte dort nur Geldgeschäfte in Ordnung gebracht, und war dann wieder abgereist: man wußte nicht, ob in das Innere von Deutschland, oder nach ihrem Vaterlande. „In das Innere von Deutschland!" sagte Barneck freudig. „Wie lange ist sie schon aus Wien weg?" — Er wurde kleinlaut, als sich fand, daß es schon zwei Monate her war. „Du hast ihr doch wohl alles genau gesagt: Stadt, Nahmen, Umstände? Sonst kann dich das arme Mädchen nicht finden." — Saldorf versank in Nachdenken, und der Kapitain begegnete jetzt keinem Frauenzimmer von ausgezeichnet edler Figur, ohne mit Herzpochen zu denken: das ist unsre Helene! Doch immer riß ihn dann ein häßliches Gesicht, oder ein Paar blaue Augen aus seinem Irthum.

Helene kam nicht; und dennoch sagte Barneck: „ich wette, sie ist in unsrer Nähe." Seine Vermuthung war richtig. Helene blickte dem geliebten Saldorf mit gebrochenem Herzen nach. Dann sagte sie mit ei-

ner Stimme, der sie Festigkeit zu geben suchte: „nun ist er fort, mein Vater! Jetzt erreicht er den Hafen, jetzt besteigt er das Schiff. Bald liegt ein Meer zwischen uns, bald ein halber Welttheil. O, Vater, nun bin ich wieder deine Tochter! Dir gehört dies Herz wieder, das ich dem Fremdling anbot, und das er von sich stieß. Die Leidenschaft — nicht wahr, mein Vater? — lebt vom Anschauen, und vergeht durch Trennung. O, hätte ich seine funkelnden Augen, seine hohe Stirn nicht . . . Doch was wäre das ohne seinen Geist! Es giebt in unserm Vaterlande, dünkt mich, schönere Männer. Aber seine sanfte, liebliche Stimme, die so schmeichelnd, wie ein Gnadenruf des Himmels, in meine Seele floß! O, wie von ihm ausgesprochen der Nahme Helene klang! Vater, als er in Smyrna nur das helfende Auge auf mich wendete: sieh, da wußte ich schon, daß ich gerettet war. Ich könnte stundenlang von ihm reden; doch das würde die Leidenschaft in meinem Herzen nur noch mehr entflammen."

Das würde es, mein Kind. Aber wenn es dich tröstet, so erzähle mir, wie er dich rettete.

„Ja, das will ich! Nie werde ich aufhören zu fühlen, daß mein Herz nur durch ihn noch schlägt. Sieh, Vater, ich will denken, Gott habe einen Engel vom Himmel gesendet, mich zu retten, und ihm die Gestalt eines Mannes gegeben. Könnte ein Engel in einer edleren Gestalt erscheinen, als dieser Fremdling? Und wer weiß, mein Vater, wer weiß! Eben als ich zu dem Himmel um Rettung flehete, stand er bei mir, und es floß ein himmlisches Vertrauen in meine Seele, als er das feurige Auge auf mich warf. Meine Brust war auf einmal voll Hoffnung, meine Seele muthig. Alles gelang, alles! Selbst der Sturm an der Küste schwieg, wie der Sturm in meiner Brust, und der Nachen, der uns trug, glitt sanft auf den Wellen dahin." — Der Vater lächelte. — „O, laß mich glauben, daß er ein Engel war; dann wird die Leidenschaft meines Herzens ruhiger werden. Ich werde

danken, anstatt zu lieben, beten, anstatt zu seufzen, Loblieder singen, anstatt zu jammern. Und sey er auch ein Mensch — mir ist er dennoch ein Engel. Von dem Herzen seiner Geliebten riß ihn die Vorsehung, und brachte ihn nach Asien, um mich zu retten. Warum mußte ich ihn lieben? warum nur ihn sehen? Warum heftete ich meine Blicke auf ihn, und nicht auf den rettenden Himmel? O, in seinen Augen lag die Ruhe eines schönen Herzens, das die Tugend liebt und dem Unglücklichen zu helfen bereit ist. Er drückte nur die Unglückliche an seine Brust; nur der Unglücklichen sagte er, daß er für sie sterben wolle. Als er mich gerettet hatte, wendete er den Blick auf sein Vaterland, auf seine Verlobte. Er war nicht Schuld. Ich Thörin, ich glaubte, er müßte von dem Augenblick an, da er mich sah, nichts thun als für mich leben! Ich liebte ihn, nicht er mich. Da kehrte der Engel wieder gen Himmel zurück."

Denke das, mein Kind! Er war ein höherer Geist, und hatte eine andere Heimath.

„Ja, er war ein Engel! Aber, mein Vater, — ist nicht der Mensch, der nur die Erscheinung eines Heiligen sieht, auf immer Gott geweihet? Um wie viel mehr, wer einen Engel gesehen hat! Ich bin sein; oder ich gehöre seiner Heimath, dem Himmel. Zu welchem Manne könnte ich je wieder sagen: ich liebe dich! Mein Leben, das Gott so wunderbar rettete, ist zu heilig, als daß es einem Andern gehören könnte, als ihm."

Der Vater streichelte ihr die Wange. Sey nur ruhig, mein Kind! Ich hoffe, du wirst noch glücklich werden.

Der Vater hoffte, die Leidenschaft seiner Tochter würde sich mildern. Er hatte sie schon als Kind halb und halb mit dem Sohne seines Schwagers verlobt; und die Familie seiner verstorbenen Gattin war unzufrieden darüber, daß einem Fremdling die reiche Erbin eines edlen Nahmens angetragen wurde. Man äußerte laut sein Mißvergnügen darüber, daß der Vater seiner Tochter erlaubte, mit dem Fremden ohne alle Einschränkung umzugehen, und der Schwager

drohete, die Verbindung mit seinem Sohne abzubrechen. Thut das! sagte der Vater. Brecht sie ab; sie ist ja noch nicht einmal fest geschlossen. Man gab nach, und hoffte auf den Augenblick, da der Fremde abreisen würde.

Der alte Dukas Leo — so hieß Helenens Vater — war in Wien und Italien erzogen worden, wie seine Tochter. Er liebte sein Vaterland mit Leidenschaft; und eben so haßte er auch die Unterdrücker desselben. Auf jeden möglichen Fall hatte er den beträchtlichsten Theil seines sehr großen Vermögens in Wien und Venedig belegt, und bei einigen Barbareien, welche sich die Türkische Regierung gegen seine Familie erlaubte, war er schon Willens gewesen, sein unterdrücktes Vaterland zu verlassen und in Italien oder Deutschland zu leben. Nur die engsten Familienverbindungen hatten ihn zurückgehalten. Er sah ein, daß seine Tochter, bei ihrem edel-stolzen Herzen, sich in der Frauenwohnung seines Neffen nicht glücklich fühlen würde; und so freuete es ihn,

daß ein edler Deutscher sie gerettet hatte, und daß sie ihn liebte. Schon war er entschlossen, mit seiner Tochter nach Deutschland zu gehen, als Saldorf diesen Plan zertrümmerte.

Nach Saldorfs Abreise hofften die Verwandten, Helene würde ihre Liebe zu dem Fremdling vergessen, und sich bereden lassen, ihren Vetter zu heirathen. Doch diese Hoffnung war vergeblich. Helenens Leidenschaft wurde zwar stiller, aber nicht schwächer, und sie erklärte ihren Verwandten zuletzt, daß sie den Schleier nehmen würde, wenn man nicht aufhörte in sie zu dringen. Als ihr Vater wieder mit ihr allein war, sagte er: du hast mich betrübt, meine Tochter. Der Nonnenschleier wird dein Herz und dein Leben nicht heiliger machen. Das glaubtest du ehemals auch.

„Ich glaube es noch. Der Schleier soll mich nur gegen die Anmaßungen meiner Verwandten schützen."

Mein Kind, keine Leidenschaft ist ewig. Wird der Schleier dich auch gegen die Wün-

sche schützen, die in deinem Herzen wieder erwachen können, wenn du den geliebten Fremdling vergessen hast?

„Vater, mein Herz hatte nur Einen Wunsch! . . . Der Schleier wird der Welt meine ewige Liebe, meine ewige Schwäche verbergen. Giebt es nicht Unglück, das ein Herz auf immer für die Freude verschließen kann? Ich habe nicht deine Erfahrung, mein edler Vater, und weiß nicht, wie schwach das menschliche Herz ist; doch ich würde mich verachten müssen, wenn ich je nur eine Minute lang den Mann vergessen könnte, durch den ich noch bin. Vater, läß mir das Gefühl, daß ich an seiner Seite, oder einsam leben muß."

Das ist dein fester Entschluß, Helene? Bedenke, du bist der Welt eine Mutter schuldig.

„Das weiß ich, Vater. Aber der Himmel ist mir vorher die Liebe eines Mannes schuldig; und niemand wird mich lieben, weil ich ihn nicht wiederlieben kann. Und hier, mein Vater, hier, wo die Frau eine Skla-

vin ist? Warum ließest du mich in Deutschland erziehen, wo das Weib mehr als eine Magd, wo sie Frau und Mutter seyn kann! Hier werde ich nie einem Manne meine Hand geben. Ich bin zu etwas Besserem geboren, und muß meine Tage an meines Retters Seite, oder in heiliger Abgeschiedenheit zubringen."

Nun denn, lieber an seiner Seite, Helene, wenn du groß genug bist, ihn ruhig in den Armen einer Andern glücklich zu sehen.

„Vater, ich kann alles aufopfern, nur nicht die Freiheit meines Geistes." —

Der alte Dukas machte nun heimlich Anstalten, seine Tochter der Gewalt seiner Verwandten zu entziehen. Helene sah aber, wie viel Ueberwindung es ihm kostete, das Land zu verlassen, worin er alt geworden war, und worin die Asche seiner Gattin und seiner Kinder ruhete. Darum täuschte sie ihn durch heitre Laune, durch nachgebende Sanftmuth, und hinderte seine Abreise von einem Tage zum andern. Zu eben der Zeit erwarb

sie sich aber die Achtung des Oestreichischen Gesandten und seiner Gemahlin, die ihren Vater schon lange kannten, um sich ihren Schutz für die Zukunft versprechen zu können. Sie bekam keinen Brief von Saldorf, weil ihre Verwandten ihn aufgefangen hatten. Nun schrieb sie nach Wien, und auch diesen Brief schlugen ihre Verwandten unter.

„Er ist todt!" sagte Helene, als der zweite Monat verlaufen war, ohne daß sie einen Brief bekommen hatte.

Ihr Vater lächelte. Aber begreifst du denn nicht, sagte er sanft, daß du dem Manne, der Vaterland, Freunde, Verwandte und eine Verlobte wiederfindet, weniger wichtig bist, als er dir? Dem Glücklichen vergeht jetzt ein Monat, wie ein Tag.

Helene wurde tiefsinniger. „Er ist todt!" wiederholte sie am Ende des dritten Monats, mit fester Gewißheit.

Warum eben todt? sagte der Vater. Wie, wenn er dich nun vergessen hätte? —

Sie sah ihren Vater flehend an. „Der Mann, der mich rettete?" —

Helene, unsre Tugenden sind zur Hälfte Früchte des Ortes, an dem, und der Zeit, in der wir leben, der Laune, die wir haben, des Schmerzes, den wir dulden, oder der Freude, mit der wir kämpfen. Dein Retter war in Asien ein Bettler, so eben dem Elende entronnen, ohne Freunde, ohne Hülfe, ohne Hoffnung. Er gab ein Leben Preis, das er nicht achtete. Der Zufall bot ihm die Gelegenheit, dich zu retten; und so vertauschte er die lange Weile, die ihn drückte, mit einer Thätigkeit, die ihm vielleicht nützlich seyn konnte.

„Was wäre die Tugend, Vater, was das Edelste des Menschen, wenn ich so urtheilen dürfte!"

Recht, mein Kind. Aber nun kommt er in sein Vaterland; und alles ist ganz anders. Er findet Freunde, ist glücklich, thätig, und erzählt auch wohl deine Rettung. Dich, deinen Dank, deine Liebe hat er vergessen. Daß er dir nicht schreibt, rechnet er sich als Großmuth an. —

So sprach der Vater oft, und zuletzt

machte er dadurch den tiefsten Eindruck auf Helenen. Sie wurde immer stiller, und sprach selten von Deutschland, oder von Saldorf. Ihre Familie faßte wieder neue Hoffnungen, und es schien, als würde sie sich ergeben. Jetzt starb ihr Vater in ihren Armen. Ihr Oheim wollte sie sogleich in sein Haus nehmen; sie bat ihn aber, ihr nur noch drei Tage zu gönnen, an denen sie ihren Vater beweinen wollte. Während der drei Tage saß sie fast unbeweglich auf dem Grabe des geliebten Todten, und bildete den Plan ihres Lebens aus. Am dritten, Abends, ging sie rasch, nur von einer treuen Armenierin begleitet, in das Haus des Oestreichischen Gesandten, zu dem ihr Vater den Tag vor seinem Tode alle Dokumente über sein Vermögen geschickt hatte. Sie begab sich förmlich in dessen Schutz, und einige Tage nachher segelte sie auf einem Genuesischen Schiffe nach Italien ab.

In Wien suchte sie eine ihrer Freundinnen auf, mit der sie erzogen war; und ihr allein entdeckte sie sich. — Was ist denn dein

Zweck, Helene? fragte diese. — „Nichts, als in seiner Nähe zu leben. O, mache mir keine Einwendungen! Hab' ich denn allein ein Herz? . . . Fürchte nichts! Kein Seufzer soll mich verrathen. Ich bin reich. Vielleicht kann eine Handvoll Gold zu seinem Glücke beitragen. O Gott! wenn er doch mehr bedürfte! Ich will ihn umschweben, wie sein Schutzgeist. Können ihn nicht seine Freunde vergessen haben, oder verstoßen? Und kann ich jemals genug für den Mann thun, der mich rettete?" —

Sie reiste unter dem Nahmen einer Madame Treuwart mit ihrer treuen Armenierin nach der Residenz ab, worin Saldorf lebte. Ihrer Freundin in Wien gab sie den Auftrag, ihr zu bestimmten Zeiten die Zinsen ihrer Kapitale zu schicken.

Sie wurde immer unruhiger, je mehr sie sich der Residenz näherte, und blieb in einem kleinen Städtchen, einige Meilen weit von derselben, um erst einen Plan zu entwerfen, wie sie in Saldorfs Nähe leben und sich dennoch vor ihm verbergen könnte.

Da ihre Armenierin hier krank wurde, so ließ sie einen Arzt rufen, und belohnte ihn mit ungewöhnlicher Freigebigkeit. Er äußerte von ungefähr einmal, daß er in der Residenz und in der ganzen umliegenden Gegend bekannt sey. „Das ist mir lieb," sagte Helene. „Ich habe ein kleines Geschäft mit einem Grafen Forsting, der hier umher wohnen muß."

Ich kenne ihn sehr wohl, erwiederte der Arzt.

„Wenn es der ist, den ich meine. Er hat eine einzige Tochter aus der ersten Ehe, die einmal an dem Hofe des Fürsten Oberhofmeisterin gewesen ist."

Ganz recht. Sie ist verheirathet an den reichen Kapitain Barneck.

Helene zog ihren Schleier über das Gesicht, um den Arzt nicht sehen zu lassen, wie sie die Farbe wechselte. Nach einer Pause sagte sie, aber fast zitternd: „so ist es doch nicht die, welche ich meine. Die war, wenn ich nicht irre, mit einem Herrn von Saldorf versprochen."

Das eben ist diese Gräfin Forsting. Man sagte allgemein, sie wäre verlobt. Aber, Madame, sie war es ohne Wissen, und sogar wider Willen ihres Vaters; denn dieser Saldorf — um mich recht mild auszudrükken — war ein lustiger Bruder, ein Bonvivant, der überall, wie es die jungen Herren nennen, sein Glück suchte. Daß er ein schlechter Mensch gewesen wäre, kann man nicht sagen; er hatte vielmehr seine guten Eigenschaften. Doch über gewisse Punkte dachte er ein wenig leichtsinnig.

Helenen fehlte der Athem. „Vielleicht reden Sie von einem ganz andern," sagte sie. „Der, den ich meine, ging nach Amerika."

Richtig, und von da nach der Levante. Etwa vor einem halben Jahre ist er zurückgekommen. Die Gräfin stand mit ihm in einer Art von Verbindung; denn er war außerordentlich einnehmend, so lange man ihn nicht näher kannte. Da erfuhr sie denn aber so allerlei, und brach mit ihm. Nun ging er aus Verzweiflung, oder aus Lust am

Schwär-

Schwärmen, in die weite Welt. Die Gräfin, oder die nunmehrige Frau von Barneck, ist übrigens eine unsrer vortrefflichsten Damen. Ich weiß einen Zug von ihr, der kaum bekannt ist, und dessen vielleicht nur Wenige in ihrer Stelle fähig wären.

„Ich höre mein Geschlecht gern loben," sagte Helene, und bat den Arzt, sich zu setzen. „Nun? diese Gräfin?"

Saldorf hatte . . . Kurz, er hatte ein Mädchen aus einer guten Familie verführt. Sie wird Mutter, und stirbt einige Jahre nachher vor Gram. Ihr Kind, ein Mädchen, wurde hier in Pension gegeben, und Saldorf kam von Zeit zu Zeit, sich nach seiner Tochter umzusehen. Endlich, wie schon gesagt, ging er in die Welt, und seitdem hat die Gräfin, die vor ihrer Heirath in der That eben nicht reich war, die Pension für das Kind bezahlt. Das wird denn wohl die Ursache gewesen seyn, warum sie mit ihrem Liebhaber gebrochen hat.

Helene mußte alle ihre Kräfte aufbieten, sich nicht zu verrathen. „Sie starb vor

Gram!" sagte sie endlich, mehr an sich, als an Saldorfs Geliebte denkend.

Das arme Mädchen lebte hier fünf Jahre, und welkte in ihrer Jugendblüthe hin. Ihre einzige Freude ... Glauben Sie mir, es kostete mir Mühe, an mich zu halten, wenn ich sah, wie der treulose Mann noch ihre einzige Freude war, wie sie ihm, wenn er kam, die Arme entgegen streckte, und ihn mit Thränen in den Augen empfing. Sie zerfloß in Schmerz, wenn er wieder wegritt, und er sah das alles mit der größten Ruhe an, als wäre ein Menschenleben gar nichts. — Er ging nach Amerika, und die Unglückliche starb, als ihre Tochter acht Jahre alt war. O Madame, noch in ihren letzten Stunden drückte sie das Kind an ihr Herz, und sagte: Saldorf wird dich nicht verlassen, meine Tochter. Bete für ihn! Er wird dein Vater seyn, wenn ich nicht mehr bin.

„Dieses feste Vertrauen zu ihm," sagte Helene weinend, „ist doch sehr rührend. Sie mußte ihn kennen!"

Es beweist für die schöne Seele der Unglücklichen, aber für den Mann weiter nichts, als daß er die Opfer seiner Lüste sehr stark zu fesseln wußte.

„Ich fürchte, daß Sie ungerecht gegen ihn sind,“ sagte Helene sanft.

Wahrhaftig, nein! Ich lasse seinen Talenten Gerechtigkeit widerfahren. Aber ein Bubenstück verzeihe ich keinem Manne. Er lebte lustig, er trank, spielte, und war ein Schläger. Das lasse ich hingehen. Mit einem andern Fräulein hatte er eine Geschichte, die man unterdrückte, die aber fast noch häßlicher ist. Er opferte ihren guten Ruf seiner Eitelkeit auf. Jetzt hat er sich wieder eingefunden, und trägt Französische Uniform. Da sprach man denn schon von Scheidung, und allerlei Teufeleien. Nein, ein guter Mensch ist er gewiß nicht.

Helene brach ein Gespräch ab, das ihr Dolche in die Seele gedrückt hatte. Sie erkundigte sich bei ihrem Wirthe ganz unbefangen nach der Mamsell Schenk, (so hieß Zaberns Tochter); und der Mann bestätigte

die Erzählung des Arztes. Nun ging sie nach dem Hause, wo die kleine, jetzt zehn Jahr alte, Schenk wohnte. Sie glaubte in dem Gesichte des Kindes Saldorfs Züge zu sehen. Die Erzieherin desselben war die Witwe eines Predigers, die von einem geringen Einkommen, kleinen Arbeiten, und dem Kostgelde des Kindes lebte. Helene bestellte bei ihr einige Arbeiten, und bezahlte dafür sehr reichlich. Sie schloß eine Art von Freundschaft mit der Witwe, und zog das Kind durch kleine Geschenke, durch zärtliche Liebkosungen immer stärker an sich.

„Sie sind nicht reich, liebe Frau," sagte Helene zu der Wittwe; „aber Sie sind eine sehr glückliche Mutter. Ich beneide Sie um Ihre Tochter."

Das Kind erröthete, warf sich in die Arme der Pflegemutter, und drückte das Köpfchen an ihre Brust. Die Witwe gab dem Kinde einen Wink, daß es hinausgehen möchte, und nahm dann das Gespräch wieder auf. Es ist nicht meine Tochter, Madame. Nun hörte Helene von der Witwe dieselbe

Geschichte, die sie von dem Wirth und dem Arzte gehört hatte.

Sie konnte nichts anders hören; denn das ganze Städtchen war überzeugt, daß die Kleine Saldorfs Tochter wäre. Er hatte ja die Mutter, als sie ihrer Entbindung nahe gewesen war, hieher gebracht. Sie gab sich wohl für die Witwe eines Jägers aus; doch wenn Saldorf kam, ging sie ihm immer mit offnen Armen entgegen. Auch erzeigte er ihr alle Dienste, die nur ein Liebhaber zu erzeigen pflegt. — Er hatte dem Fräulein strenge verboten, je den Nahmen Zabern zu nennen; übrigens dachte er gar nicht daran, was das Städtchen von ihm sagen würde. Kurz, er galt für den Vater des Kindes, und Hannchen sagte ganz ehrlich, daß sie es von ihrer Mutter selbst gehört hätte.

Helene war nach diesem Besuche tief erschüttert, und in finstrer Schwermuth. Der Mann, in welchem sie das Ideal männlicher Größe geliebt hatte, stand nun da in der Gestalt eines lachenden Bösewichts. Was sie nur in den geheimsten Träumen gewünscht,

was sie nicht zu hoffen gewagt, was sie sogar zu wünschen für unrecht gehalten, war wirklich: er hatte seine Freiheit; denn Elise war die Gattin eines Andern. Doch eben das sprach sein Urtheil. Elise hatte seine Verbrechen entdeckt, und darum ihre Hand einem Andern gegeben. — Ihre Seele verlor sich in dem Labyrinthe ihrer jetzigen Vorstellungen, die mit den ehemaligen von seiner Größe so heftig kämpften.

Sie legte bei der Pflegemutter Hannchens — so hieß die kleine Schenk — eine Menge Kostbarkeiten nieder, weil sie glaubte, daß sie in ihrem Wirthshause vielleicht nicht sicher genug wären. So gewann sie das Vertrauen der Witwe in einem immer höheren Grade. Hannchen ging schon Morgens zu ihr, blieb den Mittag, und fuhr nach Tische mit ihr spazieren. Das Kind hing mit großer Liebe an Helenen; und diese entschädigte sich durch die Liebe der Tochter, da sie das Herz des Vaters verloren geben mußte.

Und dennoch liebte sie ihn; dennoch blieb er ihr Retter, der edelste aller Menschen!

„Nein," sagte sie; „es kann nicht seyn: er ist kein Bösewicht." Aber wenn sie dann wieder seine Tochter sah, deren Mutter er in das Grab gestürzt hatte, fielen ihr die Worte ihres Vaters ein: „er gab sein Leben Preis, weil er es nicht achtete." Und doch, wenn sie sich seiner Augen, seiner Stimme, seiner Bewegungen, aller kleinen Handlungen von ihm erinnerte, hob sie beide Arme gen Himmel, und rief: „es ist unmöglich! Aber wäre es auch: — mich hat er gerettet, und ich bin ihm ewig verpflichtet! O, ich kann dir wiedergeben, was du mir gabst, du räthselhaftes Wesen, nach dessen Nähe mein Herz sich ewig sehnt, und in dessen Nähe es ewig erstarren würde. Du warst der Retter meines Lebens; ich will die Mutter deiner Tochter seyn."

Sie bat die Witwe, Hannchen auf einige Tage mit nach der Residenz nehmen zu dürfen. Die Witwe gab das gern zu, und Hannchen freuete sich sehr, daß sie zum ersten Mal eine Reise machen sollte. Helene gewann auf dieser Reise die Liebe des Kin-

des so ganz, daß es sie bat, immer bei ihr bleiben zu dürfen. In der Residenz zeigte sie sich nie anders, als mit einem dichten Schleier vor dem Gesicht, und gab sich gar keine Mühe, Saldorfen zu sehen, so sehr auch ihr Herz danach verlangte. Nein, dachte sie; ich will ihn nicht wiedersehen, wenn er meiner Hülfe nicht bedarf. Seine Tochter ersetzt ihn mir. Diesem unschuldigen Kinde soll meine Liebe, meine Dankbarkeit, mein ganzes volles Herz gehören.

Ihr Entschluß, ihn nicht zu sehen, wurde noch fester, als sie hörte, welche Gerüchte in der Residenz auf seine Rechnung umliefen. Er hatte aus Eitelkeit die Französische Uniform getragen, bis es ihm von dem Residenten untersagt worden war. —

Er hat ja bei dem Residenten in eben der Uniform gegessen, sagte Jemand an der table d'hôte.

Ganz recht! Er schießt vortrefflich, und an seinem Muthe hat noch nie ein Mensch gezweifelt. Ohne sich zu besinnen, holt er aus Feuer und Wasser. Er ist der seltsam-

ste Charakter: ein Gemisch von dem Größten, und von dem Kleinsten; eitel wie ein Kind, und stolz wie ein Gott. Er könnte eine Million hinwerfen, und sich um einen Gulden schießen, den man ihm abtrotzen wollte. — (Helene sah mit Beben dem Manne in's Gesicht, der das sagte. Er schien Saldorfs Charakter wahr gezeichnet zu haben.)

Es ist ein verteufelter Mensch! zu gut für einen Bösewicht, zu schlimm für einen ehrlichen Mann. Ich möchte sein Freund nicht seyn, aber noch weniger sein Feind.

Lieber sein Feind, sagte ein Andrer; denn sein Freund, der ehrliche Baron Barneck — Geben Sie Acht, dem trotzt Saldorf noch seine schöne Frau ab.

Was man von der Scheidung sagt, ist ein Mährchen, das der Herr von Zabern erfunden hat, dem Herrn von Barneck ein Ridikůle zu geben.

Es ist kein Mährchen, sagte ein bisher stiller Mann. Aber es wird nichts aus der Sache, weil man sich höhern Orts dergleichen Dinge verbeten hat.

In diesem Punkte kennt er keine Freundschaft. Seiner Eitelkeit opfert er alles auf. Erinnern Sie sich nur an das Fräulein Zabern. Die ließ er am Ende sitzen. Und was wurde daraus? Mein Herr, sagte er zu ihrem Bruder: ich stehe Ihnen mit ein Paar Pistolen zu Dienste. Die Sache ward unterdrückt; aber daß ihn das Zabernsche Haus haßt, wie den Teufel, ist sehr natürlich.

Helene hörte das alles mit wundem Herzen. Sie blieb endlich allein mit dem stillen Manne, der die Scheidung für kein Mährchen erklärt hatte. „Ich bin hier fremd,“ sagte sie. „Man ist wohl ein wenig ungerecht mit dem Herrn, von dem die Rede war, umgegangen.“

Der Mann schüttelte den Kopf. Es steckte ein großer Mensch in dem Saldorf. Ich habe ihn gekannt, als er ganz jung hieher kam. Die Weiber — es giebt Ausnahmen, Madame — die Weiber haben ihn eitel gemacht, und so das schönste Herz verdorben. Hat er einen Wunsch, sey es nun eine große Handlung, oder der Kitzel einer

kindischen Eitelkeit: so setzt er alles daran, ihn zu erreichen, und müßte sein Weg auch über die Herzen seiner Freunde gehen. Was die Herren hier vorhin von ihm sagten, ist wahr. Freilich wer ihn nur Einmal sähe, könnte ihn für einen Engel halten.

Helene ging mit schwer gedrücktem Herzen auf ihr Zimmer. Hier nahm sie Hannchen an ihre von Angst gequälte Brust, und überströmte sie mit zärtlichen Thränen. „Ich will ihm vergelten! O, wie will ich dich lieben, mein Kind!"

Ich will Ihre gute Tochter seyn! sagte das Kind. Meine Mutter ist todt. Ach, ich darf nur nicht viel sagen.

„Mir doch, mein liebes Hannchen. Deine Mutter ist todt; und dein Vater?" —

Ach! ich muß sagen, er ist todt. Aber er lebt noch; er heißt Herr von Saldorf, und ist ein Officier.

„Kind, woher weißt du das?" fragte Helene ängstlich.

Meine Mutter hat es mir auf dem Sterbebette gesagt. Vorher verschwieg sie

es mir. Da aber sagte sie: Saldorf wird dein Vater seyn. — Ach, meine Mutter hat mir noch viel anvertrauet, viel, recht viel Schlimmes. Das Kind fing an bitterlich zu weinen.

„Viel Schlimmes? O, so sage es Niemanden, mein Kind! Deine Mutter verbot es dir.“

Ach, ich möchte es so gern einem Menschen sagen, der mich recht lieb hätte; denn es liegt mir schwer auf dem Herzen. Manchmal weine ich fast die ganze Nacht.

„So erzähle mir, Hannchen. Ich habe dich ja recht lieb, das weißt du wohl.“

Wenn meine Mutter so allein saß, dann weinte sie oft, und schluchzte, daß mir das Herz brechen wollte. Da fiel ich einmal vor ihr nieder, und sagte: o liebe Mama, warum weinen Sie so! Da knieete auch meine Mutter nieder, und sagte: daß du so unglücklich bist, mein Kind, das bricht mir das Herz! — Ich war aber gar nicht unglücklich, wenn meine Mutter nicht weinte; und da sagte ich: o liebe Mama, ich will

recht froh und glücklich seyn. Da nahm sie mich an ihre Brust, und schluchzte, und da sagte sie mir . . . — Hier brach die Kleine ab.

Helene trat in tiefer Bewegung an ein Fenster.

O, sagte die Kleine nun: ich besann mich nur, ob ich es sagen dürfte. Aber ich muß es sagen; mein Herz wird mir nicht mehr so weh thun, wenn Sie es wissen. Meine Mutter sagte leise, ganz leise: dein Vater ist ein Bösewicht! — Helenen schauderte. „O Gott!" sagte sie leise; „höre nicht, was dieses Kind von seinem Vater sagt!"

Sie nahm das Kind ängstlich an ihre Brust, und schluchzte. Auf einmal sagte sie: „meine Tochter, dein Vater ist auch ein edler Mann; er hat deiner Mutter das Leben gerettet. O, sage das nie wieder, mein Kind! nie!" — Sie legte den Finger auf Hannchens Mund, und dachte: so ist es denn wahr! ach, so schrecklich wahr! Sein eignes Kind verdammt ihn! —

Ich will ganz still seyn, sagte Hannchen.

Noch nie habe ich auch etwas von dem gesagt, was mir meine Mutter anvertrauet hat. Wenn ich es nur nicht einmal im Schlafe sage! Ich rede zuweilen im Schlafe. Meine Mutter . . . — Nein, nein! ich will nichts sagen. Und doch hatte sie ihn so lieb, so lieb! Auch ist er wieder so gut, so gut gewesen, hat mir die Frau Pastorin erzählt. Er hat mich auch schon besucht, und da war er so freundlich, und nannte mich wohl hundertmal seine Tochter. Ach, ich dachte immer daran, daß meine Mutter sagte: er ist . . . — und da konnte ich ihn nicht so recht lieb haben, und ihm keinen Kuß geben. Er lachte darüber.

„Er lachte darüber?" fragte Helene. „O, schweig; mein Herz bricht sonst zu früh!" — Sie besuchte mit dem Kinde, um es zu zerstreuen, das Schauspiel. Am folgenden Tage fuhr sie nach dem Städtchen zurück, und that der Predigerwitwe den Vorschlag, Hannchen ganz zu sich zu nehmen. Sie versprach, die Pension, welche die Frau bisher bekommen hatte, fort zu bezahlen, und ihr das Kind

wiederzugeben, sobald der Vater es fodern würde. Die Witwe versprach dagegen, Niemanden zu sagen, wo sie sich mit Hannchen aufhielte. Helene nannte das Kind, mit einem zärtlichen Andenken an dessen Vater: meine Tochter; denn die Liebe zu Saldorf hatte eben so viel Antheil an ihrem Schritte, als das Wohlgefallen an dem Kinde selbst. Auch der Aufenthalt, den sie nun wählte, hing mit ihrer zarten, stillen Liebe zusammen. Sie ging nach **r, wo Saldorf seine Kindheit zugebracht hatte, und kaufte für einen hohen Preis das ehemalige Haus der Frau von Saldorf. Als sie es in Besitz genommen, als sie die drei Linden im Garten gesehen, von denen ihr Saldorf erzählt hatte, glaubte sie nicht mehr, ganz von ihm getrennt zu seyn. —

Die Freunde in unserm Hause fühlten indeß die stille, süße Ruhe, die nur durch tugendhafte Aufopferungen erworben werden kann. Der Kapitain und Elise wurden mit jedem Tage glücklicher. Saldorf gestand Elisen, daß er eben so glücklich seyn würde,

wie sie, wenn er Helenen wiederfände. „Laß uns sie suchen!“ sagte der Kapitain; „wir werden ja in Wien wohl ihre Spur finden, und vielleicht sie selbst.“

Ja, sagte Saldorf; ich gehe, und du bleibst hier. Dies veranlaßte einen Streit, den Saldorf dadurch entschied, daß er heimlich abreiste, und einen Brief an Barneck zurückließ, worin er Rechenschaft von seinem Schritte gab. Noch ehe er uns verließ, wurde mein Schicksal gewissermaßen entschieden. Fraser, der noch immer mitsprach, war der Meinung, ich müßte in eine Klosterschule gebracht werden; denn es sey nöthig, daß ich mich in die Menschen finden lernte.

Saldorf schwieg gewöhnlich, wenn Fraser sprach. „Hm!“ sagte der Kapitain; „der Mensch ist Mensch. Sein Kopf muß sich in die Menschen finden lernen . . .“

Nicht einmal der Kopf, Bruder, fiel Saldorf ein.

„Aber das Herz,“ fuhr der Kapitain

sanfter

sanfter fort, „muß ein Ding seyn, woran die Menschen nichts ändern dürfen."

Nicht wahr? sagte Saldorf lächelnd: man sollte den Menschen alle Jahre sechs Monate in eine Bastille sperren, damit er sich gewöhnte? — Schicke den Burschen mit dem alten Johann und dem nöthigen Gelde in die Welt: das wird ihm Kopf und Herz bilden.

„Den Kopf wohl. Aber das Herz, Bruder? Das will mit Liebe, in der Hand der Freundschaft, gebildet werden. Reisen macht den Menschen fremd in seiner Heimath. Er muß etwas haben, das er lieben kann; und man liebt nur, was man immer bei sich hat, wäre es auch nur ein Baum, unter dem man alle Tage eine Stunde lang sitzt. Meinst du nicht, daß ich Recht habe?"

Saldorf lächelte, und drückte dem Kapitain die Hand. Er muß, wie wir, erst lieben, und das kann er auf Reisen freilich nicht. Wo fände er da seines Gleichen, und wo hätte er Zeit, sich ein Herz zu gewinnen?

„Meinst du nicht, daß es gut wäre, ihn nach **r zu bringen, wo wir als Kinder glücklich waren? Dahin soll er. Fraser kann ihn hinbringen, und seine Einrichtung machen. Aber nicht zu sparsam, Fraser! Der Junge und die Leute in dem Städtchen sollen wissen, daß er mein Sohn ist."

Er muß sich vor allem in die Umstände schicken lernen, sagte Fraser.

„Zum Teufel, Fraser! in den Reichthum so gut wie in die Armuth. Zu beiden gehört eine starke Seele."

Und Freiheit vom Zwange, setzte Saldorf hinzu.

Wann ist denn der Mensch frei? fragte Fraser ärgerlich.

„Wenn er Muth zu sterben hat," erwiederte der Kapitain.

Und Muth, gerecht zu seyn, sagte Saldorf.

„Dann, Gott Lob, wird er vor nichts fallen, kriechen oder anbeten, nicht vor Gold oder Wollust, nicht vor einer Krone.

Dann, sagte Saldorf, kann er jeden Schurken züchtigen.

„Fraser, viele weinende Augen sehen sich nach einem solchen Menschen um, viele unterdrückte, wunde Herzen seufzen nach ihm, viele gefesselte Hände strecken sich ihm entgegen, viele bange, verzagte Seelen hoffen auf ihn."

Wie die Juden auf den Messias! antwortete Fraser spöttisch.

„Da haben Sie nicht Unrecht, Fraser. Ach, sie hoffen vergebens, das weiß Gott! Wo ist ein solcher Mensch? Aber wenn alle gedrückte Herzen auf einen solchen hoffen, so muß es doch einen geben können. Und so geht mir Ihr Spott durch die Seele. Es wäre aber schon gut auf der Erde, wenn nur jedem gequälten Menschenherzen ein Mann nahe stände, wie ich einen kenne." — Er drückte seinem Freunde die Hand. Saldorf warf einen verachtenden Blick auf Frasern, und dieser verließ das Zimmer.

„Er hat dir das Leben gerettet, Alexander. Du bist zu hart gegen ihn!"

Und du zu weich, zu gut.

Der Kapitain legte, mit einem Blicke auf

mich, den Finger auf die Lippen. „Ich ließe einen Hund, der mein Kind gerettet hätte, nicht scheel ansehen. Und er ist ein Mensch, und hat dir das Leben gerettet!" — Saldorf lächelte, und schwieg.

„Du sollst nach **r, Ludwig," hob der Kapitain wieder an. „Gott gebe, daß du dort einen Alexander findest, wie ich einen fand! Und, Bruder, in dem Hause deiner Mutter soll er wohnen, in eben den Zimmerchen, die wir hatten." (Ich faßte seine Hand; mir fielen die Erzählungen von seiner Jugend wieder ein.) „Wenn es möglich ist, so wiederhole dort unsre ganze Jugendzeit, und der Genius der Freundschaft, der Tugend begegne dir da in einer eben so schönen Gestalt, wie mir!"

Wie mir, sagte Saldorf; denn du warst es mir, Karl, und ich vergalt dir wenig. Ich war, wie noch jetzt, finster, wortarm, selbstsüchtig.

„Selbstsüchtig? ja! denn fremdes Glück nahmst du für eignes. O, wir waren glückliche Kinder! So schön ist das Leben nicht mehr."

Alles war noch Hoffnung; die Wirklichkeit ist nie so freundlich geworden.

„Ja, du sollst nach **r. Und, Bruder, Fraser hat das Recht mitzureden; denn Ludwig ist vielleicht der einzige Mensch, den er liebt."

Laß ihn die Einrichtung machen, und gieb dem Burschen heimlich, so viel du willst: dann ist jeder zufrieden.

„Und Johann soll mit dir, Ludwig. Der alte Mann liebt dich. Ich hoffe, du wirst ihm nie ein rauhes, hartes Wort sagen; denn du wirst nicht viele Menschen finden, die dich so lieben, wie er. — So eben kam der Alte herein. Ich lief auf ihn zu, und er selbst war außer sich vor Freude, als er hörte, daß er mich begleiten sollte.

Der Kapitain gab mir seinen Nahmen von Barneck, und ließ die Adoption von dem Fürsten bestätigen. Fraser machte Einwendungen dagegen, so lieb er mich auch hatte. Der Kapitain runzelte aber die Stirn, und sagte kalt: „er heißt Barneck. Basta!" Als Fraser hinaus gegangen war, sagte er

zu mir: „mein Sohn, Neid ist das Schlimmste von allem. Gott behüte dich davor!"

Ich wurde ausgestattet, wie der Sohn eines reichen Mannes. Den Tag vor meiner Abreise nahm der Kapitain mich allein. „Du trittst bald in die Welt, mein Sohn. Ich habe dir nur ein Wort zu sagen: sey tugendhaft! Das ist viel, sehr viel; aber weniger darf es doch nicht seyn. Die Menschen um dich her — ich wollte, sie wären besser; doch liebe sie, mein Sohn, wie sie sind. Liebt doch Gott dich, wie du bist; und zwischen dir und Gott liegt eine Unendlichkeit. Manchmal scheint mir Strenge die nöthigste Tugend, wenn ich so auf das Treiben der Schurken um mich her sehe. Aber duldet sie Gott im Leben, denk ich dann: warum ich Wurm nicht? Und so verzeihe ihnen alle ihre Fehler, und liebe sie. Ich habe mich dabei wohl befunden. Wenn es seyn kann, so thu das auch. Hasse die Laster der Menschen, doch die Menschen nicht. Siehst du ein trübes Auge oder ein wundes Herz, so hilf, ehe du fragst: wer bist du? Oder

noch besser: unterlaß das Fragen lieber ganz. An Gelde soll es dir nicht fehlen, so lange ich noch einen Heller habe. Denke recht oft an Gott; denn das macht einem guten Menschen Muth, nach Menschen nicht zu fragen. — Und nun geh zu Saldorf. Ich habe ihn gebeten, dir ein wenig das Gewissen zu schärfen; denn ich, mein Sohn, kann es in der Stunde eines Abschiedes vor Betrübniß nicht. Befolge auch, was er dir sagen wird! Und kommst du in das Haus dort in **r, so wirst du im Garten drei Linden sehen. Unter denen schlossen wir, Alexander und ich, unsre Freundschaft, und da theilten wir unsre kleinen Geheimnisse mit einander. Ich wünschte, Ludwig, du wärest eben so glücklich. Halte die Linden in Ehren!"

Der Kapitain konnte vor Betrübniß nicht weiter reden, und entließ mich mit einem Händedrucke. Auch ich konnte vor Thränen kein Wort hervorbringen, und ging mechanisch zu Saldorf. Der Vater schickt mich, sagte ich, noch immer weinend.

„Ich soll," fing er an, „dir sagen, was

ich von dem Leben denke. Ich habe es versprochen, ob ich gleich wohl einsehe, daß sich nichts darüber sagen läßt, wogegen Fraser und Konsorten nicht Einwürfe machen könnten. Den Tungusen wirst du nicht ausreden, daß Wallfischthran das leckerhafteste Getränk ist, und verfaulte Fische die wohlschmeckendste Speise. Der Morgenländer hält uns für Narren, wenn er uns sieht. Turban, Hut, eine Mütze von Pelz, ein Ordensband, ein Streifen in die Haut geätzt, wie du das an den Wilden gesehen hast: das alles, junger Mensch, ist eins, ist Posse. Habe Achtung für den M e n s c h e n, und am meisten für dich selbst. Was soll ich dir sagen? Du bist frei geboren; so spanne dich nicht selbst an die Kette der Wollust, der Habsucht, oder des Ehrgeitzes! Das Höchste im Leben ist: unabhängig zu seyn." — Hier stand er finster auf, und ging umher. — „Denke fleißig daran, daß alles ein Ende hat, der Schmerz, die Wollust, alles, alles! Und so sieh das Leben oft an, wie eine Komödie, worin du die weinerliche Rolle hast, oder

den ersten Liebhaber, oder den gedrückten Tugendhaften. Am Abend gehst du ruhig nach Hause, und studierst auf morgen eine neue Rolle ein. Treibe Scherz mit dem Leben; es ist nicht viel daran. Selbst eine Tugend, die feierlich einhergeht und Processionen hält, oder in Versen redet, ist nicht viel werth. Sieh, ich sinne auf Worte, dir etwas Vernünftiges zu sagen. Aber wenn du nicht fühlst, was Tugend ist, so wird eine Definition es dich nicht lehren, und noch weniger dich tugendhaft machen. Glaube mir, alles, was die Menschen gut nennen, Gold, Ehrenstellen, Lust, Vergnügen, ist nichts als Gold und so weiter. Wenn es in deiner Seele nicht Momente giebt, wo die Größe der Natur, die Größe Gottes, deiner eigenen Seele und der Zukunft dich so faßt, daß du die Erde und das Leben verachtest, wie Staub: so kannst du immerhin ein Goldjude werden. Und, mein Sohn, in einem solchen Momente an sich selbst mit Achtung denken können: das ist das Größte und Schönste." — Die Augen funkelten

ihm, seine Brust hob sich. „Verdiene es, einen Freund zu haben, wie ich, so hast du das Glück des Lebens; doch nur des Lebens! Aber lerne mit aufgehobenem Haupte, mit ruhiger Seele auf das höchste Wesen sehen, ein Freund der Natur, ein Sohn der Zukunft seyn; und nichts wird dir fehlen, auch wenn dir alles fehlt. Was ist dies Leben? Ich weiß es nicht. Aber wäre es auch nur ein Traum der Sinne, so bist doch du, und Gott. Verstehst du, was ich sagen will?"

Ich verstehe es, sagte ich, und meine Augen funkelten, wie die seinigen. Das Leben ist ein Moment; ich bleibe.

„Gieb mir oft Nachricht von dir, Ludwig. Sey gut, wie dein Vater, und es wird dir an nichts Großem fehlen. Mach aus der Tugend kein Schauspiel für Andre, keine Feierlichkeit. Der Mensch ist ohnehin zu nichts geneigter, als zur Heuchelei. Wie gesagt, treibe viel Scherz mit dem Leben: das ist das rechte Mittel, es ernstlich zu nehmen. Uebrigens erhalte dich unabhängig, so brauchst du die Lehren der furchtsamen Klugheit nicht.

Du hast nur dir von deinen Schicksalen Rechenschaft zu geben, wenn du menschlicher Hülfe entbehren kannst; aber von deinem Gewissen bist du jedem Tugendhaften, Gott und der Zukunft Rechenschaft schuldig: eine ewige Rechnung, die nie quittirt wird. Schilt über die Menschen weniger, als du über sie lächelst. Am besten ist es — was ich nicht konnte —, wenn du ihnen, wie dein Vater, verzeihest, ohne zu lächeln oder zu schelten. Dein Vater ist der beste Mensch, den ich kenne. Und nun leb wohl." — Er verließ schnell das Zimmer.

Früh am folgenden Morgen reiste ich ab, von Frasern und dem alten Johann begleitet. In **r ging Fraser sogleich nach dem ehemaligen Saldorffschen Hause, das jetzt Madame Treuwart in Besitz hatte. Sie schlug es ihm ab, mich in ihr Haus aufzunehmen. Er bot ihr für zwei kleine Zimmer unten eine beträchtliche Summe; doch sie blieb bei ihrer Weigerung. Fraser murrte. Nun fragte ihn Madame Treuwart: warum er denn gerade Zimmer in ihrem

Hause haben wollte, und in keinem andern?

Ich nicht, Madame, sagte Fraser, ich nicht. Es ist eine seltsame Empfindsamkeit von dem Vater des jungen Menschen, dem Herrn von Barneck, und von seinem Freunde, dem Herrn von Saldorf: eine Empfindsamkeit, die ich ziemlich lächerlich finde.

„Saldorf? Dies Haus gehörte ja ehemals einer Frau von Saldorf."

Eben darum. Die beiden Herren von Barneck und Saldorf haben als Kinder in diesem Hanse gewohnt. Der Garten und die Linden darin . . .

„. . . sind ihnen noch jetzt heilig. Ich verstehe. Hätten Sie das nur gleich gesagt! Es ist doch der Herr von Barneck, der eine Gräfin Forsting geheirathet hat?"

Derselbe.

Madame Treuwart machte nun gar keine Schwierigkeit mehr, mich in ihr Haus zu nehmen. Fraser kam lachend zurück, und sagte: hm! die Empfindsamkeit ist ansteckend. Kaum hörte Madame, daß Herr von

Barneck seinen Sohn will eben da erziehen lassen, wo Er erzogen ist, so war sie bereitwillig. Vorher wollte sie sich auf nichts einlassen, so viel Miethe ich ihr auch anbot.

Fraser wollte am folgenden Morgen zurückreisen, und er verlangte, daß ich so lange im Wirthshause bei ihm bleiben sollte. Als er sich angekleidet hatte, stellte er sich in einer rednerischen Stellung mitten in das Zimmer, zog seine langen Manschetten hervor, räusperte sich, und hob an: Ehe wir uns trennen, mein Sohn, will ich dir noch einige goldne Regeln hinterlassen, zum Dank für deine Liebe. Schreibe sie in dein Herz; denn es sind Regeln, die ich mir aus einer langen Erfahrung von dem Leben abstrahirt habe. Sey ein ehrlicher Mann, mein Sohn. Das heißt: thue Niemanden Unrecht, in keinem Falle; denn du weißt nicht, welch ein Schatz ein gutes Gewissen ist. Traue Niemanden, ehe du nicht wenigstens einen Scheffel Salz mit ihm gegessen hast. Gehe mit Jedermann so um, als wüßtest du bestimmt, er werde morgen dein Todfeind

seyn. Deine Geheimnisse behalte für dich selbst; denn sie gehören nicht mehr dir, sobald sie ein Andrer weiß. In deine Geldbörse laß Niemanden sehen, auch deine Freunde nicht, damit sie dir nicht abfoderen. Mische dich nie in fremde Händel, wenn du es vermeiden kannst; denn nimmst du dich eines Menschen zu sehr an, so ziehst du dir den Haß seiner Verfolger zu. Laß dich nicht betriegen, nicht beleidigen; wenn du es aber nicht hindern kannst, so betrage dich so, daß Niemand Lust hat, es zum zweiten Male zu thun. Der List setze List entgegen, und der Feindschaft Freundlichkeit, Geschmeidigkeit, doch ohne dir deshalb etwas zu vergeben. Ein versöhnter Feind ist doppelt so viel werth, als ein alter Freund; denn vor dem letzten bist du ohnehin sicher. Sey sparsam; denn Geld macht nicht allein dich unabhängig von Andern, sondern auch Andre abhängig von dir. Die Ehre, mein Sohn, ist nichts als ein Wort; du darfst sie aber nicht verlieren. Es läßt sich indeß viel mit ihr vereinigen, wenn man nur klug

ist. Laß dich nicht mit Frauenzimmern ein; sie taugen alle nicht, außer zu etwas, und das kann man haben, ohne sich viel mit ihnen abzugeben. Ich bin ein Arzt, und sage dir: Liebe ist nichts mehr und nichts weniger, als Hunger und Durst, dein Vater mag auch behaupten, was er will. Zwar sagt er immer: Sie haben Recht, Fraser. Aber der gute Mann sieht in diesem Hunger und Durst einen Geist, einen Engel. Auch ich habe geliebt. Es war und blieb Hunger. Und endlich, iß, wenn du es vermeiden kannst, nie Meerrettig. Das ist eine Kleinigkeit, wirst du denken. Aber du glaubst nicht, wie viel im menschlichen Leben auf Kleinigkeiten ankommt. Nun laß uns zu Madame Treuwart gehen. Ich will dich bei ihr einführen.

Ich hatte Herrn Fraser lieb, weil er mich lieb hatte; doch jetzt hätte ich ihm gern gesagt: mit Ihren Grundsätzen, Herr Fraser, wäre ich ein ausgemachter Schurke. Ich schwieg indeß, weil ich wußte, wie viel er sich auf seine Grundsätze der Klugheit einbildete.

Wir kamen zu Madame Treuwart, und ich blieb bestürzt auf der Schwelle ihres Zimmers stehen: so wurde ich ergriffen von dem Anblicke, nicht bloß ihrer Schönheit, sondern des Ganzen, das sich meinen Augen darstellte. Sie befand sich mit ihrer Tochter in einem kleinen Saale, dessen Tapeten, von weißer Seide, mit Rosengebüsch und Geisblatt bemahlt waren, als ob sich beides an den Wänden ringsum in die Höhe zöge. Man glaubte fast, in einer schönen großen Laube zu seyn. Madame Treuwart und ihre Tochter waren in weißen Atlas gekleidet, und Beiden floß das Haar natürlich über den Rücken hinunter. Ihre Kleidung hatte etwas Fremdes, das sie in meinen Augen zu höheren Wesen machte. Die schöne Frau ging mir entgegen, mir, nicht Frasern, blieb vor mir stehen, und lächelte mir zu. Ich war blöde geworden; denn es schien mir, als ginge sie wie eine Königin, wie eine Fee. Sie kam mir dabei sehr jung vor, gar nicht so alt, wie die Mutter einer zehn- oder elfjährigen Tochter; doch ihr Blick voll Hoheit

heit schien nicht zu einer so großen Jugend zu passen.

Ich sagte ihr ein Paar Worte, mich ihr zu empfehlen. Sie hörte mich lächelnd, aber schweigend an, und der funkelnde Blick ihrer schwarzen Augen, die sie fest auf mich hielt, machte mich immer verwirrter. Endlich sagte sie: „ich glaubte, der Herr von Barneck wäre noch nicht lange verheirathet.“

Es ist nur ein Pflegesohn, antwortete Fraser: auch so ein Kind der Empfindsamkeit, Madame. Die Eltern liefen aus Liebe nach Amerika. Dort wurden sie von Wilden ermordet, und der Kapitain nahm den Burschen mit nach Europa.

Diese Worte beleidigten, nach meinem Gefühl, meine Eltern, den Kapitain und mich. Aber Fraser konnte schlechterdings nicht von einem Dritten reden, ohne im Tone, oder in irgend einer Wendung, etwas Geringschätziges zu äußern. Ich sagte erröthend: meine Eltern waren die edelsten Menschen. Madame Treuwart sah mich lächelnd an. Das machte mir Muth, so daß

ich fortfuhr: und wenn Madame, so gut wie Herr Fraser, wüßten, wie sie unter dem Drucke des Elendes erlagen, wie sie alles, Muth, Hoffnung, die Freude am Leben verloren, und dennoch ihre Liebe behielten; Sie würden sagen: es waren ein Paar seltne Menschen.

Fraser winkte mir zu, ich sollte nicht so viel reden; doch ich wollte wohl darauf wetten, daß er nicht wußte, was ich sagte. Ich ging nun in ein Nebenzimmer, um einige Worte an meinen Vater zu schreiben. Während ich das that, hörte ich Frasern von unserm Hause reden, zwar nicht eigentlich etwas Böses, aber doch nicht so ehrerbietig, wie ich glaubte, daß er es zu thun schuldig wäre. Besonders sprach er über Saldorfen so zweideutig, daß es mir durch die Seele ging. Ich wußte wohl, daß Fraser ihn nicht leiden konnte, und hatte ihn nie anders über den edlen Mann reden hören; doch hier verdroß es mich mehr, als sonst jemals.

Um dem Gespräche ein Ende zu machen, ging ich in das Zimmer, mit dem festen

Vorsatze, die üblen Eindrücke wieder auszulöschen, die Fraser gemacht haben konnte. Doch ich vergaß alles, sobald ich auf das lächelnde Auge der Madame Treuwart traf. Fraser ging, und ich war beim Abschiede sehr kalt, ohne daß er es bemerkte. Madame Treuwart zeigte mir nun mein Zimmer, worin der alte Johann schon saß. Ich sprang in seine Arme; er stieß mich aber zurück, und wies auf unsre Wirthin. Sie wendete sich lächelnd von uns, und ging. Johann ließ mich nun allein, und ich sank in ein tiefes Nachdenken. Hier also, in diesem Zimmer, hat mein Vater als Kind gewohnt; und Saldorf mit ihm! Dieser Gedanke bewegte mich heftig. Ich ging in den Garten, und kam sogleich zu den drei Linden, mitten auf einem Grasplatze, von einem Bosket eingeschlossen, das sich leicht darum hinzog. „Hier also, mein edler Vater," sagte ich in der zärtlichsten Bewegung — „hier fandest du deinen Alexander; hier schlossest du mit ihm den Bund einer ewigen, erhabnen Freundschaft." Es war mir, als hörte ich

die Linden rauschen, als umwehete mich der Geist meines Vaters. Ich warf mich auf die Kniee, und zerfloß in Thränen. Auf einmal erblickte ich die Kleine, die über das Geländer weg mich aufmerksam betrachtete. Ich sprang auf, und erröthete, als ob Fraser mich gesehen hätte. Viel besser, dachte ich, mögen sie hier auch wohl nicht seyn, als Fraser; denn wie hätte er sonst vorhin so reden dürfen!

Ich wollte mich leise davon schleichen; doch so eben kam Madame Treuwart, und zwar aus einer Laube, die so nahe war, daß sie mich leicht gehört haben konnte. „Sie finden diese Linden schön?" fragte sie.

War es nicht, als hätte sie mich behorcht? Ich erröthete; doch faßte ich den Muth, die Wahrheit zu sagen. Ich finde sie nicht nur schön, Madame, sondern sie werden mir hier in **r das Heiligste seyn; denn unter diesen drei Linden fand mein Vater, als er in seiner frühen Jugend hieher kam, seinen Freund. — O Madame, eine erhabnere Freundschaft giebt es selbst zwischen Engeln nicht, als

zwischen diesen beiden Männern! — Sie hörte mich, nicht mehr lächelnd, sondern mit einem unaussprechlich schönen, wehmüthigen Blicke an. Ich fuhr fort: hier unter diesen Linden schlossen beide Knaben den Bund der Freundschaft. Mein Vater entließ mich mit den Worten: ich wollte, du fändest dort, was ich unter den Linden fand!

„Der Wunsch Ihres Vaters ist erfüllt. Unter diesen Linden haben Sie eine mütterliche Freundin gefunden. Sie knieeten vorhin. O, diese Linden sind auch mir ein heiliger Platz. Sie umschwebt hier der Geist Ihres Vaters und seines Freundes; und für mich ist hier das Grab . . ." Sie brach ab, und lächelte mir zu, obgleich ihre Augen in Thränen schimmerten. Dann ging sie langsam die Allee hinunter in das Gebüsch. Ich sah ihr mitleidig nach, und fragte dann die Kleine: ist hier etwa das Grab Ihrer Schwester?

Sie sah mich verwundert an. „Schwester? . . . Meine Mutter meint ganz etwas anderes."

Nach einer Minute kam Madame zurück. Sie setzte sich mit ihrer Arbeit unter die Linden und Hannchen mußte neben ihr sitzen. Dann winkte sie freundlich mit der Hand auf die Gartenbank, und sagte: „Sie wollten mir ja von Ihren Eltern erzählen." Ihr Ton brachte mich in eine wehmüthige Stimmung, und noch nie hatte mir Jemand so aufmerksam zugehört, wie diese Frau und ihre Tochter. Jedes meiner Worte brachte in ihren Gesichtern die schönsten Züge des Mitleidens, der Theilnahme, des Wohlwollens hervor. Aber nie hatte ich auch so gut, mit so inniger Empfindung erzählt, wie jetzt. Als ich den Tod meiner Eltern beschrieb, drückte die Kleine ihr angstvolles Gesicht an die Brust ihrer Mutter, und dann sagte sie leise: ach, er ist noch unglücklicher! noch unglücklicher, liebe Mutter!

Auf einen kaum bemerkbaren Wink der Madame Treuwart schwieg sie, sah mich aber nun mit einem Gesicht voll der reinsten Liebe an. Jetzt redete ich von meinem zweiten Vater mit der Begeisterung eines liebenden,

dankbaren Sohnes, und mit der bewundernden Ehrfurcht, die seine Tugenden verdienten.

„Einen Vater gab dir der Himmel wieder, mein Sohn," sagte die schöne Frau mit Tönen des innigsten Mitleidens; „eine Mutter hast du hier gefunden, wo dein Vater seinen Saldorf fand. Sey mein Sohn!"

Ach, warum mußten seine Eltern so unglücklich seyn! sagte jetzt die Kleine, und blickte zu der Mutter auf.

„Unglücklich?" erwiederte diese, und in ihren Augen glänzte wieder ruhige Heiterkeit. „Was ist Unglück, Johanne?"

Böse seyn, liebe Mutter, antwortete die Kleine. Ach, es ist wahr, du hast mir ja vorgelesen: „aus dem Grabe sprießt die Blume der Unsterblichkeit."

Hannchen wendete den Blick mit einem ungewöhnlichen Feuer gen Himmel; und Madame Treuwart streichelte ihr die Wangen. Nun erst kam die Mutter mir wieder etwas fremd vor, was besonders ihr Blick, ihre Kleidung und ihre Schönheit verursachten.

Ich meldete mich bei dem Rektor der Schule, und sah meine Mitschüler; doch unter allen nicht Ein Gesicht, das mir Hoffnung gegeben hätte, hier einen Freund zu finden. Bekannte hatte ich genug: empfindelnde Seelen, aber keinen Freund, so wie ich ihn brauchte. Ich wußte, was ich von einem Freunde zu fodern hatte, und kam daher mit jedem Tage unzufriedner nach Hause. Madame Treuwart bemerkte endlich meinen Unmuth, und sagte: „nur in der Brust des Kindes, die leer ist von allen Leidenschaften, Wünschen und Hoffnungen, kann die schöne Blume der Freundschaft keimen, wurzeln, und zwei Seelen auf ewig umschlingen; späterhin schmelzt nur in einem Sturme des Unglücks die verzehrende Flamme zwei Herzen gewaltsam in einander. Ich glaube, mein Sohn, du suchst die sanfte Liebe der Jugendfreundschaft vergebens, eben weil du sie suchst. Die Kindheit schenkt sie Kindern nur, ohne daß sie es wissen oder ahnen. Sey ruhig, mein Sohn."

Ich blieb nun außer den Schulstunden

immer zu Hause, und mein alter Johann freuete sich über meine Sittsamkeit. Meistens war ich in der Gesellschaft der Madame Treuwart, und je öfter ich sie sah, desto ehrwürdiger schien sie mir, besonders durch die Erziehung ihrer Tochter, deren Seele sie mit der ganzen Erhabenheit ihres für die Tugend begeisterten Herzens erfüllte. Ich nannte sie Mutter, und Johannen, Schwester. Es war mir nirgends wohl, als in ihrer Gesellschaft.

Noch wußte ich nicht, wie nahe sie mich anging, und daß sie mich mit den Augen einer Mutter betrachtete. Als ihr Fraser sagte, daß ich Barneck hieße, und als sie dadurch erfuhr, daß ich mit Saldorf in naher Verbindung stände, erschrak sie, und glaubte schon verrathen zu seyn. Sie wurde aber wieder ruhiger, als wir, Fraser und ich, ihr erklärt hatten, aus welchen Gründen mein Vater wünschte, daß ich in ihrem Hause wohnen sollte. Es war in ihren Augen ein glücklicher Zufall, daß sie auch Barnecks Sohn in die Hände bekam, da sie Saldorfs

Tochter schon hatte; und sie nahm sich vor, mich eben so an sich zu ziehen, wie Hannchen. Konnte ihr das mißlingen? — Sie hatte erst nur Wohlwollen für mich, liebte mich aber bald, wie eine Mutter ihren Sohn, wie eine Schwester den Bruder. Den Funken der Tugend, der in meinem Herzen lag, blies sie zu einer hellen Flamme auf; kurz, sie erzog mich, wie ihre Tochter.

Sie brachte oft das Gespräch auf meinen Vater, dann auf Saldorf und auf Elisen. Ich mußte ihr von allen Dreien die größten Kleinigkeiten erzählen. Dabei wurde sie denn immer tiefsinnig, und vergoß zuweilen Thränen, ohne daß ich die Ursache davon errathen konnte.

„Und Saldorf?" fragte sie, so oft ich von meinem Vater erzählte. Wenn ich dann mit Begeisterung von Saldorf sprach, und ihn den edelsten Mann auf der Erde nannte, versank sie in stille Träume.

Auch meinen alten Johann fragte sie einmal nach Saldorf. Ja, Madame, sagte der: mein Herr, der Kapitain, ist ein Engel,

so ein Engel, der — wie soll ich sagen? — der mit einem milden Gesicht vom Himmel schwebt, ein Paar Kinder aus einer Gefahr zu retten, oder einen frommen Greis zu stärken. Herr von Saldorf aber ist ein Engel, der herabfährt, einen Bösewicht niederzudonnern, oder eine ganze sündige Stadt oder ein Land. Ich liebe meinen Herrn; den Herrn von Saldorf fürchte ich wie einen König. Zwar hat er mir gar nichts zu befehlen; aber doch . . . Und, ganz curios! mit meinem Herrn mache ich wieder mehr Umstände. Saldorf ist hochmüthig; aber nur gegen Könige und Fürsten, denk' ich, oder wie es seyn mag. Mein Herr hält auf seinen Rang; der Andre gar nicht. Mein Herr ist ernst; der Andre macht gerade am meisten Spaß, wenn es im Hause, oder im Felde, oder im Schiffe, recht haarscharf hergeht. Bei einem Sturme, der etwas bedeuten wollte — denn die Matrosen hörten auf zu fluchen — saß mein Herr ganz still, und hatte Muth für uns Alle. Der Andre stellte sich auf das Verdeck, ließ sich da fest bin-

den, und sah recht gelassen rings um sich her. Als es zu arg wurde, kam er herunter, und trieb mit meinem Herrn seinen Spaß über den Sturm, die Wellen und den Tod. Aber der Spaß ging einem durch Mark und Bein: so ernsthaft war er gemeint. Nur in Einem Stücke sind die beiden Herren wie ein Paar leibliche Brüder. Gerechtigkeit! Wenn es darauf ankommt, so sehen sie Beide aus wie ein Paar Geister, die Gott sendet zum Dienst der Gerechten. Madame, ich habe noch nicht viele Damen gesehen, die so gut und so brav wären, wie meine gnädige Frau und Sie; aber Sie haben wohl auch noch keine Männer gesehen, wie mein Herr und sein Freund.

So sprach der Alte, so sprach ich; und zuweilen, wenn sie uns verließ, hörte ich sie leise sagen: „es ist unmöglich!"

Eines Tages saßen wir, Helene, Hannchen und ich, unter den drei Linden. (Johann stand in der Ferne, und schien seine Freude an Madame Treuwart und ihrer Tochter zu haben.) Da öffnete sich die Garten-

thür, und der Kapitain, mein Vater, trat herein. So wie ich ihn erblickte, lief ich ihm entgegen, sank zu seinen Füßen nieder, und jauchzte vor Freude. Er hob mich auf, und sagte: „mein Sohn! mein lieber Sohn!“ und dann wieder: „guter alter Johann!“ Bald führte ich ihn mit Stolz zu Helenen hin, und sagte: das ist mein Vater!

Der Kapitain verbeugte sich sehr tief vor ihr. „Madame Treuwart, ich habe mich recht danach gesehnt, Sie kennen zu lernen; denn was mir mein Sohn in jedem Briefe von Ihnen schreibt, das, Madame . . .“ Es war der Ausdruck der höchsten Achtung in seiner ganzen Stellung. Helene sagte in einer angenehmen Verwirrung: Herr Hauptmann, ich danke Ihnen. Und sogleich zeigte sie auf den Garten: Sie sind hier in Ihrem Eigenthum. — „Wohl bin ich das!“ sagte er mit leuchtenden Augen. „Und nun, Madame, da Sie die Saite angeschlagen haben, müssen Sie auch erlauben, daß sie ausklinge. Ja, hier war ich ein Kind, ein from-

mes, stilles Kind, an der Hand und dem Herzen eines wilden, und doch gütigen, sanften Engels. O Madame, der Nahme Saldorf ist Ihnen gewiß bekannt, da Sie den meinigen kennen. Ich würde es meinem Ludwig nicht vergeben, wenn Sie diesen Saldorf nicht schon jetzt liebten, ohne ihn jemals gesehen zu haben. — Helene wechselte zitternd die Farbe, und sah den Kapitain scharf an. Sie faßte sich, als er ruhig fortfuhr: „sehen Sie, da saß er immer unter Mond und Sternen; und auch in seiner Brust rollten Welten, wie über ihm. O, dieser Mann, Madame! Seine Seele ist hell, klar, ohne alle Flecken, wie die reinste Luft."

Ohne alle Flecken? Herr Kapitain, Sie sind wohl ein wenig partheiisch in Ihrem Lobe.

„Ohne alle Flecken, bei meiner Seele, Madame! Glauben Sie mir, ich sage auch im Scherz keine Unwahrheit."

Sie selbst nannten ihn wild, Herr Hauptmann! sagte Helene sehr heiter.

„Ja, wild, wie die große Natur. Seine Seele steigt empor, als wollte sie eben den Körper verlassen. Sein Herz brennt und arbeitet. Er hat eine Flammenseele von Gott bekommen. Das nannte ich wild."

So erhalte ihm die Vorsehung seinen Freund, und sein Glück! Er ist doch glücklich, Herr Hauptmann?

„Glücklich? Ja, und nein! — Er hat viel Elend in der Welt ertragen."

Helene schwieg, mit Thränen in den Augen.

„Und das ist Ihre Tochter?" fragte der Kapitain, mit einem scharfen Blick auf Hannchen. Helene wurde verlegen. „Es ist mir, Madame, als hätte ich Ihre Tochter schon sonst gesehen, als hätte ich sie gekannt, ich möchte sagen, sehr genau gekannt, oder als hätte ich einen alten Traum noch einmal. Ein liebes Kind, und, wie mir Ludwig schreibt, ein Engel."

Helene suchte die Unterredung abzubrechen, und ließ uns bald allein. „Nun Ludwig," hob der Kapitain wieder an; aber er

sah dabei der Madame Treuwart nach, und sagte: „das ist eine Göttin! So etwas Schönes habe ich noch nie gesehen!"

Schön hin, schön her! sagte Johann; denn nach zehn Jahren ist das alles weg. Aber Herr Hauptmann, ein Herz, wie es auf der Erde wohl nur wenige geben mag! Eine Seele, still wie ein Gebet, feurig wie die Sonne, wohlthätig wie ihr Licht, und heilig wie das Grab.

„Alter Johann," sagte der Kapitain: „du bist ja ordentlich begeistert! Still wie ein Gebet! Das will viel sagen. Ja, da hast du Recht, Johann: in bessere Hände hätte Garten und Haus nicht kommen können. Nun mein Sohn . . . Ich hoffe, sie wird mich bitten, hier zu logiren . . . Nun Ludwig, wie gefällt es dir? Ich soll dich von der Mutter, von Frasern, und von dem ganzen Hause grüßen." —

Wir aßen bei der Madame Treuwart. Nach Tische küßte ihr der Kapitain die Hand, und sagte mit einem sehr lebendigen Ausdruck: „ich habe eine Frau, Madame, eine

Frau

Frau — Fragen Sie den Alten, und meinen Ludwig!"

O, ich kenne die Gräfin Elise Forsting, fiel Helene ein.

„Nun, ich habe ihr versprochen, wenn mir einmal ein Engel erschiene, so wollte ich ihn ihr zeigen. Wollen Sie mir hier, oder wo es sonst seyn mag, das Glück gönnen, Ihnen meine Frau zu präsentiren?" — Sie versprach mit großer Freundlichkeit, ihn bald einmal zu besuchen. —

„Nein, unmöglich!" sagte Helene, als sie allein war; „er ist kein Bösewicht! — Ach, und doch betrog er Hannchens Mutter! Kann er nicht auch seinen Freund betriegen? Seine Tochter hat ihn verdammt!" Am folgenden Tage schlug sie bei dem Kapitain die klingende Saite wieder an. Sie sind gar zu gütig, sagte er: wir werden die Zeit wohl hinbringen, ohne daß ich, wie ein Papagei, immer Saldorf rufe. Doch Helene berührte die Saite so oft, daß sie endlich klingen mußte.

Nun, so mögen Sie's haben, Madame!

sagte Barneck, und setzte sich bequem. Geben Sie nur mir nicht die Schuld, wenn Ihnen nachher die Zeit lang wird. Ich fange mit Freude an; denn wovon könnte ich lieber reden, als von dem Manne, dem ich das höchste Glück meines Lebens verdanke.

„Und das ist?“ fragte Helene lächelnd.

Meine Frau; auch ein Engel, Madame. — Nun erzählte er Saldorfs Liebe zu Elisen, und seine Trennung von ihr. — Hier sagte Helene: „es ist mir ja, als hätte ich gehört, die Gräfin Forsting und Herr von Saldorf wären mit einander zerfallen gewesen.“

Der Kapitain wurde eifrig, und erzählte die Geschichte sehr weitläuftig, mit den kleinsten Umständen. Dann fuhr er fort, ihr das Entstehen seiner eigenen Liebe zu Elisen zu schildern. Kurz und gut, sagte er endlich: — warum sollen Sie nicht wissen, was die ganze Residenz, wenigstens zur Hälfte, weiß? Er erzählte ihr auch den Plan mit der Scheidung.

„Und jetzt?" unterbrach ihn Helene wohl zehnmal; er ließ sich aber nicht irre machen, und ging, obgleich mit großem Feuer, in guter Ordnung von einer Begebenheit zu der andern. Endlich schloß er seine lange Geschichte mit einem tiefen Seufzer, weil er an Saldorfs vergebliches Umherreisen nach der schönen Griechin dachte. Helene begleitete seinen Seufzer mit einem eben so tiefen; denn in der ganzen langen Erzählung war ihr Nahme auch nicht ein einziges Mal vorgekommen. Sie sagte lächelnd: „Ihr Freund hat Sie und Ihre Gemahlin glücklich gemacht; wer macht aber ihn am Ende glücklich?"

Sein eigenes Herz, Madame; wie ja das bei uns Menschen fast immer der Fall ist.

„Vielleicht hatte wohl die Zeit seine Leidenschaft für die Gräfin Elise schon vermindert." —Der Kapitain sah sie an, ohne Ja oder Nein zu sagen. „Vielleicht war schon eine andre Liebe . . ." — Er schwieg, und seine Miene verrieth gar nichts. Sie

Sie versuchte es noch auf mancherlei Art, ihm näher zu kommen, und sagte endlich: „Ihr Freund muß große Augenblicke in seinem Leben gehabt haben."

Die erhabensten und die leidenvollsten.

„Einer der erhabensten ist ohne Zweifel der, da er Ihnen sagte: Elise ist dein! und vielleicht der leidenvollste dazu. Meinen Sie nicht?"

Als er das that, Madame, mußte es jeder rechtschaffene Mann in seiner Lage thun. Das Erhabene war schon voraus gegangen. Ich aber empfand die erhabene Minute der Freundschaft; ich, Madame! Seinen schönsten Augenblick — er sah sich um, ob ihn auch nicht ein Andrer hören könnte — seinen schönsten Augenblick, und seinen schmerzenvollsten dazu, hat er in Asien unweit Smyrna erlebt.

Helene athmete kaum noch. „Wie so, Herr Kapitain?"

In Smyrna führt ihm sein guter Genius eine Unglückliche zu. Er rettet sie; aber noch ist nichts geschehen. Man hat ihn in

Verdacht, daß er das Mädchen in Sicher-heit gebracht habe, und stellt ihm nach. Während das Mädchen — es war eine Grie-chin — nur glaubt, daß sie in Gefahr ist, muß sich ihr Beschützer durch Mörder schla-gen, die ihm auflauern; und nun erst kann er nach dem Hafen kommen, um ihre Ret-tung zu vollenden. Lächelnd hat er sie ver-lassen, ob er gleich schon wußte, daß man ihm nachstellte; und lächelnd kehrt er zu ihr zurück. Das waren schöne Augenblicke!

„O, die schönsten für sein Herz! Denn sie weiß nicht, was er für sie thut; sie be-tet nur für ihre eigene Sicherheit."

Das ist wahr; aber noch nicht alles. Er erfährt von einem christlichen Sklaven, daß man gerade die Gegend durchsuchen will, wo die Griechin verborgen ist. Nun muß alles sogleich geschehen. Er fällt einem Kapitain zu Füßen, und rührt ihn. Der Mann ver-spricht, ihn und seine Gefährtin um Mitter-nacht aufzunehmen. Länger kann er nun auch nicht zögern. Er hat Nachen, Ruder, Seile in Bereitschaft, und führt mit zitternder

Hand seine Griechin an das Ufer. Der Augenblick ist da; aber die Fluth hat die Brandung verstärkt. Er läßt das Mädchen in den Nachen steigen. Noch ist er am sichern Ufer; und ein Paar hundert Schritte von ihm öffnet die Brandung ihr Grab. Ich mußte sie, sagte mein Freund, als er mir das einmal, erst ganz spät, in einer vertraulichen Stunde erzählte — ich mußte sie dem Tode entgegen führen, und mein Herz war ohne Trost. — Madame, der Augenblick, da er das Ruder an eine Klippe setzt, um vom Ufer abzustoßen, war der qualvollste seines Lebens; denn das beste, edelste, erhabenste Mädchen schwebt nun in der allerdringendsten Gefahr. Er betrachtet sie noch einmal; dann blickt er zum Himmel, und stößt ab. Die Wogen reißen den kleinen Nachen weg; doch auf einmal ist die Gefahr überstanden: der Nachen treibt sanft auf der glatten Ebene des Meers, und das edle Mädchen ist gerettet. Da haben Sie den schönsten Augenblick seines Lebens! . . . „den erhabensten," sagte mein Freund, als er mir das erzählte.

„Ich habe nie wieder den Himmel, die Seligkeit, so in meiner Seele gehabt, als da der Mond sein Licht auf Helenen warf, und ich ihre schönen Augen vor Freude funkeln sah.“

Helene bedeckte ihre Augen; doch bald sprang sie auf, suchte Saldorfs Tochter, und drückte ihr heißes Gesicht an die Brust des Kindes. Dann kehrte sie schnell zu dem Kapitain zurück.

Er sah sie erstaunt an, und fragte: was ist Ihnen, Madame?

„Jetzt ist mir wohl, Herr Kapitain. Ihre Erzählung erinnerte mich an etwas in meiner eignen Geschichte. Eine finstre Wolke hing über dem schönsten Augenblicke meines Lebens; sie ist verschwunden, und ich sehe ihn wieder rein und hell. Ich wollte ein Leben ohne alle Flecken. Ist nicht eins voll Liebe, tugendhafter Reue und zärtlicher Verzeihung, besser?“

Ich verstehe Sie nicht, Madame.

„Versteh' ich doch kaum mich selbst! . . . In der Erzählung von Ihrem Freunde liegt

etwas so Großes, so Erhabenes! . . . Wie wurde es weiter mit der Griechin?"

Weiter geht es nicht, sagte der Kapitain lächelnd. Hier ist meine Geschichte zu Ende.

„Unmöglich! War die Griechin nicht sein? Drängte sie nicht mit dem Vorrechte der Dankbarkeit sich in sein Herz? — Wenn er sie verließ, ohne zu fühlen, daß er keinem Mädchen auf der Erde so zugehörte, wie ihr, und daß sie mit ganzer Seele an ihm hangen mußte: so verdiente er nicht ihr Retter zu seyn, oder sie war ein elendes Geschöpf, das über der Rettung seines Retters vergaß."

So etwas, Madame, muß in seiner Seele wohl vorgegangen seyn, troß seiner Liebe zu Elisen. Aber er verließ sie dennoch.

„Er verließ sie nicht, Herr Kapitain, oder Ihr Freund wäre nicht der Mann, für den Sie ihn erklären. Er mußte sogar an dem Herzen einer geliebten Gattin fühlen, daß ein Wesen auf der Erde lebte, welches noch mehr sein war, als sie. Oder liebte ihn vielleicht die Griechin nicht?"

Ja, Sie haben Recht. Er liebte Elisen, und war überzeugt, daß er wiedergeliebt wurde, ehe er meine Liebe entdeckte; aber dennoch dachte er seufzend an jenes Ereigniß seines Lebens. Er fühlte etwas Fremdes in seinem Glücke, als ob es ihm nicht zukäme; er fühlte eine Art von Reue in Elisens Armen, als wäre ihm seine Liebe nicht erlaubt; er begriff sich selbst nicht, und war am Ende zweifelhaft, ob er Elisen oder Helenen liebte.

Helene verließ den Kapitain, damit er ihr Entzücken nicht sähe. Sie warf sich unter den Linden auf die Kniee, und betete; dann suchte sie den Kapitain wieder auf, und entlockte ihm alles, was sie von Salsdorf wissen wollte. „Wo ist er jetzt?" fragte sie.

Er sucht seine Griechin in Wien; doch vergebens. Sie ist dort gewesen; aber dann ist sie verschwunden. Mein Freund ist gar nicht glücklich: das seh' ich aus seinen Briefen.

Helene erfuhr noch durch einige Fragen,

daß Saldorf bald zurückkommen würde; dann brachte sie das Gespräch auf etwas Andres. Der Kapitain bat sie, ihn doch bald zu besuchen, und sie versprach es.

Nach vierzehn Tagen kündigte Helene mir und Hannchen an, daß wir zu dem Kapitain reisen wollten. So hatte ich sie noch nie gesehen. Sie war fast außer sich, als sie in den Wagen stieg, und dann, als sie Elisen sah, von der sie mit zärtlicher Freundschaft aufgenommen wurde. Der Kapitain sagte bald nach dem ersten Empfange: Sie werden meinen Saldorf kennen lernen; er wird in einigen Tagen hier seyn. – Endlich kam der Tag, an welchem man Saldorf erwartete. Helene blieb den Morgen auf ihrem Zimmer; und dann zeigte sie sich sehr auffallend und prächtig gekleidet. (Es war eben dieselbe Kleidung, worin Saldorf sie zuletzt gesehen hatte.) Wir alle steckten über den seltsamen Einfall der Frau die Köpfe zusammen; und keiner von uns ahnete etwas, den Kapitain ausgenommen. Er betrachtete nicht Helenens Kleidung, sondern

ihre funkelnden Augen, die bald hell wie Sonnen lächelten, bald in verstohlnen Thränen erloschen. Auch entging es ihm nicht, welche Unruhe sie ergriff, so oft jemand an das Fernrohr trat, um nach dem Walde, längs dem Saldorf kommen mußte, zu sehen.

Liebe Elise, flisterte er seiner Gattin zu, bereite dich auf eine große Rührung vor. — Elise sah ihn verwundert und fragend an. — Madame Treuwart . . . fuhr er fort: — sag mir, scheint sie dir nicht zu jung, als daß sie eine Tochter von dem Alter haben könnte? Ich wollte fast schwören . . . —

Da kommt er! rief Auguste. Helene wurde bleich; doch bald hatte sie die vorige schöne Farbe wieder, und blickte mit hellen Augen um sich. Der Kapitain sagte lauernd: er ist es! Madame, Sie können ihn sehr deutlich sehen.

„Nicht eher," erwiederte sie lächelnd, „als wenn er in Ihre Arme fällt."

Der Kapitain ging wieder zu Elisen, und sagte ein wenig verdrießlich: es ist nichts!

Aber was soll es denn seyn? und was nicht? fragte Elise.

Ich bin ein Thor. Doch sag selbst: ist sie nicht ein höchst vortreffliches Weib? —

Hannchen näherte sich heimlich ihrer Mutter, küßte ihr weinend die Hände, und sagte leise: ich behalte aber meine gute Mutter!

Jetzt entstand auf dem Hofe ein Getümmel. Der Kapitain lief hinunter, seinem Freunde entgegen, und Elise folgte ihm. Saldorf trat zwischen Beiden in das Zimmer. So wie er Helenen, die der Thüre gegenüberstand, erblickte, wurde er bleich. Auch Helene erblaßte; doch bald färbte sich ihre Wange wieder, und ihr Auge flammte. „Helene!" sagte er zitternd. „Alexander!" rief sie laut, und Beide flogen einander in die Arme. O, sagte der Kapitain, die Hände ringend, halb schluchzend: sie ist es! es ist Helene! — Er mußte auf irgend eine Art seiner Empfindung Luft machen, wenn er nicht ohnmächtig zu Boden sinken sollte; daher rief er so laut, daß alles erschrak: Helene! Helene!

Helene und Alexander hörten ihn nicht. Sie standen — nicht mehr in einer Umarmung, nur mit verschlungenen Händen, einander liebevoll betrachtend. Ihre Blicke wurden immer froher, immer funkelnder, bis Helene wieder ihren Arm um Saldorf legte, und ihr schönes Gesicht an seinem Herzen verbarg.

Der Kapitain ging jetzt langsam mit flehendem Blicke um Beide her. „Alexander," sagte er endlich wieder laut: „rede nur ein Wort; sonst ersticken mich Thränen und Freude!" — Saldorf sah ihn an. — „Bist du nun glücklich? — Ja, du bist es; ich sehe es an deinen Freudenthränen."

Karl, sagte Alexander, und reichte ihm die Hand: so muß ich dir alles verdanken!

„Danken? Habe ich es denn gewußt? Sieh, ich ahnete so etwas, als ich die schimmernden Augen und das unruhige Athmen deiner schönen Geliebten sah. Aber die Tochter machte mich irre."

Die Tochter? welche Tochter?

Die deinige, sagte Helene; sie hat auch

mich irre gemacht. Aber sage kein Wort darüber, Alexander. Es ist vorbei.

Meine Tochter? Von wem redest du, Karl? und von wem du, Helene?

Von dieser, sagten der Kapitain und Helene. Sie führten ihm Hannchen zu, die sich aber nur zögernd und weinend näherte.

Ah die! sagte Saldorf. Willkommen, Hannchen! Aber ich begreife nicht — Die machte dich irre, Karl? Doch still! O, meine Helene! — Er wollte sie umarmen; sie führte ihm aber das Mädchen wieder zu, und sagte: sie ist meine Tochter, Alexander.

Es ist, erwiederte er ruhig, ein gutes Kind, Helene, das deine Liebe verdient.

„Was ist denn das mit der Tochter?" fragte der Kapitain. „Du kennst sie? Woher denn? Madame — Helene wollt' ich sagen. Ich rede ganz verwirrt."

Saldorf flisterte dem Kapitain in's Ohr: es ist . . . — „Aha!" sagte dieser ruhig, und küßte Hannchen. Wer ist es? fragte Elise. Der Kapitain flisterte ihr zu. Sie sagte ruhig: aha! und bückte sich zu Hannchen zärtlich nieder.

Helene stand verwundert da. Der Kapitain sagte: „haben Sie Dank, daß Sie Sich des Kindes annahmen!"

Es ist ja Saldorfs Tochter! fiel Helene schnell ein.

Saldorfs? fragten Alle. Meine Tochter? fragte Saldorf.

Ist sie es denn nicht? fragte Helene. — Da ihr Alle lächelnd und fest: Nein! antworteten; so sagte sie: verzeihe mir, Alexander, daß ich an deinem Herzen zweifelte. Aber das Kind selbst glaubt es ja, und auch die Mutter glaubte es.

Gewiß nicht, erwiederte Elise; die Mutter wußte den Vater wohl. Er sollte aber dem Kinde verschwiegen bleiben.

Hannchen schluchzte jetzt noch lauter, als zuvor. Meine Mutter sagte im Sterben zu mir: Saldorf wird dich nicht verlassen, mein Kind; er wird dein Vater seyn.

Ja, bei Gott! sagte Saldorf, und nahm Hannchen an seine Brust: ich werde dich nie verlassen, und will dein Vater seyn, so lange ich lebe.

Hannchen wendete sich zu Helenen, und sagte schmerzlich: sieh, Mutter, er verleugnet mich! Ach, meine Mutter sagte: dein Vater war ein Bösewicht!

Ja, sagte Auguste; deine Mutter hatte Recht: dein Vater war ein Bösewicht; aber dieser Mann ist nicht dein Vater.

„St!" rief der Kapitain; und mit Unwillen setzte er hinzu: „da hat nun das Kind gehört, was es nie hätte hören sollen! Auguste, die Mutter sagte es in dem Augenblicke des heftigsten Schmerzes. Gott vergebe es ihr! Aber Sie, Auguste? — Komm her, du armes unglückliches Kind! Ich bin dein Vater, und Saldorf ist es. Wir lieben dich Beide, und du hast nun auch zwei Mütter. Dein rechter Vater — jetzt muß ich es dir sagen, mein Kind — er betrog deine Mutter; dann aber starb er mit Reue. Seine letzten Worte waren dein und deiner Mutter Nahme. Bete für ihn!"

Jetzt entstand eine fromme, heilige Stille, bei welcher Alle die Augen auf den Ka-

pitain, auf das Kind, und auf den Himmel richteten.

Er ist todt? fragte Hannchen nach einer langen Pause. Alle bejaheten das; und nun ging sie hinaus. Ich allein folgte ihr; denn ich allein hatte sie so lieb, wie einen von den Andern. Sie warf sich in ihrem Schlafzimmer auf die Kniee, und betete. Als sie wieder herauskam, war mir seltsam zu Muthe. Ich drückte sie an meine Brust, und sagte ihr mit einem unaussprechlich vollen Herzen: Hannchen, wer wollte nicht gern dein Vater seyn! Aber doch liebt niemand dich so, wie ich. Ich bin dein Bruder.

Sie sah mich mit schimmernden Augen an, und reichte mir die Hand, ohne ein Wort zu sagen. Dann ging sie neben mir in das Zimmer. Seit diesem Augenblicke fanden sich unsre Augen sogleich, wenn wir zu einander kamen. Wir sprachen weniger zusammen, als sonst; aber ich wußte gewiß, daß Hannchen mehr an mich dachte, als an irgend einen Andern.

Als wir Beide wieder in das Zimmer

kamen, war die erste heftige Bewegung vorüber. Helene erzählte, was ihr seit Saldorfs Abreise von Konstantinopel bis jetzt begegnet war. Saldorf unterbrach ihre Erzählung zuweilen durch zärtliche Liebkosungen. In einer dieser Pausen stand der Kapitain auf, hob beide Arme gen Himmel, und sagte: „Gott sey gelobt! denn, Elise" — er umfaßte seine Gattin mit unbeschreiblicher Innigkeit — „denn ehe mein Alexander nicht glücklich war, konnte ich — das gestehe ich dir ganz offen — auch in deinen Armen nicht recht glücklich seyn."

So war nun das Glück der edlen Menschen vollendet, und sie hatten nichts mehr zu wünschen. „Bruder," sagte der Kapitain einmal zu Saldorf: „ich danke Gott, daß in unsrer Religion so ein Ding nicht ist, wie die Nemesis, die sich auch mit Gottes Liebe nicht wohl verträgt."

Die Vergeltung? fragte Saldorf. Wofür hättest du die zu fürchten, guter Karl?

„Die Nemesis war mehr. Ihr galt schon ein ganz vollkommnes menschliches Glück für

ein Verbrechen, und wenn man es auch noch so demüthig ertrug. Und ich nun gar! ich kann mich nicht erwehren zu jubeln und zu triumphiren, wenn ich so aus einem frohen Auge in das andere sehe, und von einem glücklichen Herzen an das andere falle! Zuweilen kann ich wünschen, daß mir einmal so ein kleiner Querstrich durch die Rechnung ginge."

Die Nemesis ist das menschliche Schicksal, sagte Saldorf nach einem langen Nachsinnen, sehr ernst. Aber wie dem auch seyn mag, Karl — wir haben gelebt.

„Das haben wir. Aber das Schicksal hat, wenn es einen Menschen ergreifen will, tausend Werkzeuge. Ich traue auf Gott!"

21.

Die Nemesis.

Was der Kapitain von der Glück beneidenden Nemesis sagte, schien von einer geheimen Ahnung herzurühren. Der feindselige Geist seines Glückes, Eduard Zabern, regte sich aufs neue. — Der Fürst hatte sich ohne alle Liebe vermählt. Ohne alle Liebe; denn seine Gemahlin war nicht einmal Weib genug, eitel auf die Schönheit zu seyn, die sie wirklich hatte; sie war nur hochmüthig über das Alter und die ehemalige Größe des Hauses, aus dem sie stammte. So glaubte sie denn, erniedrigt worden zu seyn, als man sie gezwungen hatte, ihre Hand dem Fürsten zu geben; und sie gab sich so wenig Mühe, ihren verachtenden Stolz zu verbergen, daß sie endlich von Allen, außer von den Damen und Leuten, die sie mitgebracht hatte, gehaßt wurde. Immer dachte sie nur an ihr Vaterland; sie redete von nichts anderm, fand alles in dem Lande ihres Gemahles schlecht,

und schien Vergnügen daran zu finden, das laut zu erklären.

Der Fürst beobachtete in seinem Betragen lange Zeit den äußern Anstand. Seine Gemahlin war in der That so schön, daß er viele Versuche machte, sich ihre Liebe zu erwerben; doch sie behandelte ihn so unerträglich, daß er endlich, bitter lachend, alle Versuche aufgab. Er dachte jetzt mit Seufzen an Elisen zurück; doch er war nicht verderbt genug, um nur einen Versuch zu machen, ob die Frau von Barneck leichter zu erobern seyn werde, als Elise von Forsting.

Die Fürstin isolirte sich mit ihrem kleinen Cirkel gänzlich, und machte das Leben am Hofe zu einem höchst unerträglichen Rangstreite. Der Fürst war seit Elisens Zeit eines bessern, fröhlichern und feinern Tons zu gewohnt geworden, um nicht über die Etikette, in die ihn seine Gemahlin zwängte, ungeduldig zu werden. Er wollte seinen Hof auf dem alten Fuße bleiben lassen; doch seine Gemahlin erklärte, daß sie nicht zum Vorschein kommen würde, wenn die Wahl der

Personen, die Zutritt am Hofe haben sollten, nicht von ihr abhinge. Man soll mich, sagte sie, nicht noch mehr erniedrigen; ich will wenigstens Herr in meinen Zimmern seyn und mir meine Gesellschaft wählen können. Der Fürst ließ sich, des Friedens halber, zu einem Opfer nach dem andern bereden, weil er hoffte, seine Gemahlin würde auch ihm einmal eins bringen. Sie that das aber nie, und sagte bitter: ich selbst bin ja ein Opfer. — So wurde der Hof ein kalter, freudenloser Repräsentations-Saal, wo Schweigen, lange Weile und kleinliche Rang-Intrigue herrschten.

Nach und nach blieb der Fürst weg, so oft er nur konnte, und auch der letzte Funken von Neigung zu seiner Gemahlin erlosch. So wie Eduard von Zabern das bemerkte, reiheten sich in seines Vaters Hause Feste an Feste, die der Fürst zuerst auf halbe Stunden, dann auf ganze, und endlich regelmäßig besuchte. Die Fürstin schien davon gar nichts zu wissen; doch behandelte sie von jetzt an das ganze Haus des Oberhofmeisters mit auffallender Verachtung.

Der Fürst wollte Ersatz dafür geben. Er ging zu Zaberns, auch wenn kein Fest im Hause war, um öffentlich zu zeigen, daß er die Familie achte. Jetzt fiel ihm Amelie auf, die er sonst immer gleichgültig angesehen hatte. Er fand an ihr die schönsten Arme, die Gestalt einer Göttin, und den Reitz einer Grazie. Amelie merkte wohl, daß sie dem Fürsten gefiel; sie that ihm aber keinen Schritt entgegen, sondern floh vor ihm in immer reitzendern Gestalten, sah indeß zauberisch lächelnd nach ihm zurück, wenn es schien, als würde er müde, ihr zu folgen. Der Oberhofmeister that, als merkte er nichts; die Mutter lächelte und schwieg; Eduard beobachtete lauernd.

Der Fürst kam öfters ohne Begleitung, wenn Mutter und Tochter allein waren. Er rechnete, sobald nur er selbst erst wußte, daß er Amelien liebte, auf einen leichten Sieg; denn — sie war ja Eduards Schwester und des Oberhofmeisters Tochter. Doch er hatte sich verrechnet. Amelie lächelte, plauderte, sang, oder ging mit ihm im Garten; wurde

aber das Gespräch bedeutend, so war sie mit ihren witzigen Einfällen ausgelassen, verdrehete alles, und brachte den Fürsten fast zur Verzweiflung.

Die Fürstin behandelte Amelien, sobald sie ihres Gemahls Liebe erfahren hatte, mit noch größerer Verachtung. Amelie blieb vom Hofe weg, und wollte auch den Fürsten in einigen Tagen nicht sehen. Er meldete sich in einem Billet bei ihr an; und sie sagte Nein. Ihr Vater drohete; sie erklärte aber ganz kalt: ich werde dem Fürsten sagen, wie Sie mich behandeln.

Nach einigen Tagen sprach sie den Fürsten. Sie sagte kalt und ernst: man hat mich am Hofe beleidigt; ich kann mich vor Niemanden zeigen. Mit diesen Worten entfernte sie sich. Der Fürst trug ihrem Bruder auf, ihr zu sagen: er selbst müsse sich manches gefallen lassen. — Meine Schwester, erwiederte Eduard stockend, ist eine Thörin, die wahrscheinlich selbst nicht weiß, was sie will.

Amelie wußte sehr wohl, was sie wollte: den Fürsten noch eifriger in seinen Bewer-

bungen machen. — Sie ließ sich endlich von ihm versöhnen, und dabei kam er mit ihr weiter, als je vorher, doch nur so weit, als sie wollte. Er hatte ihr seine Liebe versteckt erklärt, und sie dadurch auf einige Augenblicke ernsthaft gemacht, so ernsthaft, daß heimlich eine Thräne in ihr schönes Auge trat, daß ihr Busen sich von einem langen Seufzer hob, und daß sie ihm, in einem Vergessen ihrer selbst, Hand und Arm ließ, die er zärtlich drückte. Doch auf einmal besann sie sich wieder, und sagte: ich habe um Ihrer armen Unterthanen willen Frieden mit Ihnen gemacht; denn die müssen ja doch die Kriege ihrer Herren bezahlen. Bin ich nicht eine recht gute Patriotin? Nun trallerte sie ein Liedchen, lief hinter einem Schmetterlinge her, fing ihn, heftete ihn an ihre Brust, und sagte: ein unschuldiges Thierchen, das aus Blumen Honigthau saugt, und wie die unbeständigen Männer zu allen Blumen fliegt.

Jetzt ließ sie den Fürsten nicht mehr zu Worte kommen. Sie lachte, sang, erzählte,

und er ging endlich mit den Worten: s, das liebenswürdige, heitre, schöne Mädchen! — Dabei blieb es aber; der Fürst kam nicht weiter. Er sprach mit Eduard, freilich nur versteckt; und Eduard gab ihm eben so versteckt das Versprechen, ihm seine Schwester zu überliefern. Nun wurde man von beiden Seiten dreister, und endlich nahm man förmliche Verabredungen.

Der Fürst gab der Verbindung, die geschlossen werden sollte, den milden Nahmen einer Gewissensehe, und versprach Eduarden die größte Auszeichnung, wenn er ihm zu seinem Glücke behülflich wäre. —

Eduard sagte zu seiner Schwester: in der That, man kann nicht reitzender seyn, als du.

„Die Schlange zischt!" erwiederte sie. „Wie reitzend bin ich denn? Oder, ohne Eingang: was willst du?"

Nichts, wenn du so sprichst; aber sehr viel, wenn du Amelie seyn willst. Der Fürst hat mir anvertrauet, daß er dich liebt.

„Einen schlechtern Kuppler hätte er nich

wählen können. Hat er denn die heilige Elise schon vergessen?"

Er konnte doch keinen wählen, der ihm bessere Auskunft über deine Empfindungen zu geben wüßte, als eben ich!

„Du? Nun so laß doch hören, welche Auskunft du ihm gegeben hast!"

Gar keine. Wußte ich denn, was du wünschest? — Es mag eine Angelegenheit für dein Herz seyn; doch auch für unser Haus ist es eine. — Ich wünschte, du wähltest irgend jemand von der Familie zu deinem Vertrauten. Der Vater freilich thut, als sähe er nichts; die Mutter . . .

„Die Mutter ist Mutter. Du aber, Eduard, bist der rechte Mann! Du würdest mich für ein Paar Ellen Band, oder allenfalls für noch weniger, verkaufen, wenn es seyn müßte. Nun, ich glaube, schon mündig zu seyn; darum werde ich selbst mein Vermögen unterbringen, und zwar auf so hohe Zinsen, als möglich."

In des Himmels Nahmen, Amelie! Du willst also? Nun, so laß mich . . .

„Ja, ich will! Aber was will ich? O, daß du mit deinem gebeugten Nacken gar keinen Sinn hast für eigenen Willen! Begreifst du denn nicht, daß es jedem Menschen, der sich fühlt, und also auch jedem Mädchen, schon genug ist, daß ein Fürst ihr zu Füßen gelegen hat? Das ist es, was sie will; das allein! Und sieh, das heißt sein Vermögen auf hohe Zinsen unterbringen. Aber was willst du davon verstehen! Du weißt ja wohl noch nicht einmal, ob der Fürst blaue oder schwarze Augen hat. In einer katholischen Kirche, wo alles knieete, wärst du im Stande einen Nachbar zu fragen: wo sind denn Se. Durchlaucht? und einen Professor der Naturgeschichte: aber warum hat uns die Natur nicht harte Schwielen an den Knieen gegeben, wie dem Kameele? Was rede ich doch mit dir von den Triumphen eines weiblichen Herzens!"

Ist dein Witz bald erschöpft? Denn jetzt weiß ich, ohne daß du es mir sagst, was du willst.

„Eine Niederträchtigkeit: nicht wahr?

Sag dem Fürsten, du hättest bei mir zuge-horcht, doch weiter nichts erhorchen können, als den Titel: elender Kuppler."

Amelie! sagte Eduard drohend.

„Elender Kuppler!" wiederholte sie. „Es kostet mir nur ein Lächeln, eine Bitte, höchstens einen Händedruck; und du gehst auf deinen Gesandtschaftsposten nach Regensburg. Drohe noch einmal!" — Der Elende lächelte, und drohete nicht. — Er gab dem Fürsten Hoffnung, und suchte sich bei seiner Schwester einzuschmeicheln; sie behandelte aber den Fürsten mit auffallender Kälte, sobald sie merkte, daß ihr Bruder mit im Spiele war. Wußte dieser etwas, das sie dem Fürsten gesagt hatte, so schmollte sie, und warf ihm vor, daß er plaudre.

Eduard mußte die Rolle aufgeben, zu der er sich Geschicklichkeit genug zugetrauet hatte, und konnte nun weiter nichts, als seine Schwester beobachten. Doch er stand wie vor einem Zauberschlosse ohne Eingang. Er suchte seinen Vater aufzuhetzen. Dieser sagte aber, die Achsel zuckend: das ist ein

kritischer Punkt, mein Sohn, der nicht berührt seyn will. Deine Schwester weiß, was sie ihrer Ehre und meinem Nahmen schuldig ist. Das traue ich ihr zu; und so muß ich dich bitten, über diese Angelegenheit zu schweigen.

Amelie war von ihrem Bruder richtig errathen. Sie wollte den Fürsten erhören, doch auf ihre Weise, und zu ihrem eignen, nicht zu ihres Bruders Vortheil. Ihr Bruder, oder ihr Vater sollte sie dem Fürsten nicht verkaufen; sie selbst wollte ihm ihr Herz, ihre Liebe schenken. Dazu mußte aber seine Leidenschaft noch höher steigen; er mußte aufhören, sie als seine Unterthanin zu betrachten, und in ihr erst seine Gebieterin sehen. Er sollte glauben, daß ihm nicht Ehrgeitz, oder Eitelkeit, sondern Liebe, innige Liebe, sie gäbe.

An der Ausführung dieses Plans arbeitete sie mit großer Geschicklichkeit. Wenn ihre Verwandten glaubten, sie behandle den Fürsten allzu kalt, so gab ein verstohlner, zärtlicher Blick, ein Seufzer, den nur er

allein hörte, oder ein sekundenlanges Versinken in eine ungewohnte Wehmuth, ihm neue lebendige Hoffnung. Gerade, wenn sie mit ihm allein war, zeigte sie ihm am meisten Zärtlichkeit, so daß er manchmal auf den Gedanken gerieth, ihre Familie sey ihm entgegen. Die Folge von dem allen war, daß seine Leidenschaft nach und nach eine so zärtliche, feine und ehrfurchtsvolle Liebe wurde, wie er sie selbst gegen Elisen nicht gefühlt hatte; und nun endlich las er seinen Triumph in Ameliens wehmüthig lächelnden Blicken, in ihrem stillen, schweigenden Versinken, wenn er allein mit ihr war. Er glaubte, sein Sieg wäre leicht und sicher; doch Amelie ermannte sich wieder: sie wachte über Blicke, Worte und Bewegungen, und hielt ihn durch ihren Witz in Schranken.

Endlich aber kam doch der schöne Augenblick, wo sie das Geständniß seiner Liebe anhörte. Sie erblaßte, hatte Thränen in den Augen, und wendete sie in reitzender Verwirrung von einer Seite zur andern. Er bat sie dringend, ihm zu antworten. Sie

blickte gen Himmel, seufzte, und legte die Hand auf die hochfliegende Brust, als wollte sie ihr Herz bezähmen. Er bat aufs neue. Sie wiederholte das vorige Spiel; dann — nach einer heftigen Bewegung, nach einem lauten Seufzer — riß sie sich von ihm los, und floh in ein andres Zimmer. Ein schöneres Geständniß der Liebe hatte der Fürst noch nie gesehen, als in Ameliens seelenvollen Augen, die ihn durch sanfte Thränen nur Einmal, verstohlen, aber so zärtlich, angeblickt hatten. Er war jetzt seines Sieges so gewiß, daß er sie fliehen ließ, ohne ihr zu folgen.

Noch eine Unterredung, dachte er; und der Sieg ist mein! — Doch er hatte sich geirrt; Amelie vermied ihn so klug und so glücklich, daß Niemand etwas von Absicht bemerken konnte. Er setzte der List List entgegen, und überraschte sie endlich allein in ihrem Zimmer, ergriff ihre Hand, und wollte mit noch feurigern Worten sein Liebesgeständniß wiederholen. Sie trat in einer edlen, stolzen Stellung vor ihn hin, und

hob

hob ruhig an: „wozu . . .“ Doch auf einmal stürzten Thränen aus ihren Augen, und sie sagte, die Hände zu ihm aufhebend, mit stockenden Tönen: „o, gnädiger Herr, ich beschwöre Sie, gönnen Sie mir den Frieden, der mir noch übrig ist!“ Sie hielt die Hände vor das Gesicht, und wollte sich entfernen. Der Fürst hielt sie auf, und redete mit unbesiegbarer Leidenschaft. Sie war so schwach, ihn anzuhören; und nun flossen ihre Thränen bald langsamer. Ihren Blick heftete sie fest an den Boden; aber von Zeit zu Zeit hob sie die langen Wimper, und dann schoß ein Blitz der Liebe aus den blauen Augen hervor. Er faßte ihre Hände, und bedeckte sie mit Küssen. Sie zitterte, und wurde immer schwächer. Schnell legte er nun den Arm um ihren schönen Leib, und drückte sie mit den zärtlichsten Worten an seine Brust. Ihr Busen flog; doch in ihren Augen blieb noch immer eine große Aengstlichkeit.

O, meine Amelie! sagte er, und zog das zärtliche Mädchen an seine Lippen. In die-

sem Augenblicke rief sie: — o Gott! und war schnell entflohen.

Der Fürst wollte ihr nach; doch als er die Thür öffnete, sah er die Geliebte knieen, und ging wieder zurück.

Er stand verwundert da, und verwünschte seinen Rang, der ihn hinderte, dem lieben, tugendhaften Mädchen seine Hand anzubieten. In diesem Augenblick wäre er gern ein Privatmann gewesen, um in Ameliens Armen glücklich seyn zu können. Er wagte es nicht, sie zu stören, und verließ, da sie nicht wiederkam, nach einiger Zeit sogar ihr Zimmer.

Am folgenden Tage schrieb er ihr, und beschwor sie, ihm zu antworten. Sie that es, und ihr Billet war ein Meisterstück. Unter andern sagte sie: sein Stand diene ihm zur Entschuldigung, daß er sie mit seiner Liebe verfolge; doch eben dieser Stand würde ihn künftig auch entschuldigen, wenn er sie verließe. Sie sagte ihm ganz bestimmt, daß nie ihr Herz sein werden könne. Doch endlich schloß sie mit den Worten: „wenn

Sie ein Privatmann wären, mit welchem Entzücken würde ich mich unterschreiben Ihre Amelie."

Er las den Brief mehr als Einmal, und mit immer neuem Vergnügen, da aus jeder Zeile Ameliens Liebe zu ihm hervorblickte. Es war also nicht, wie er befürchtet hatte, das Sträuben ihrer Tugend, was sie von ihm trennte. Sie hielt also eine Verbindung mit ihm für erlaubt; und nur sein Fürstenrang schreckte sie ab, weil sie an seiner Beständigkeit zweifelte. Er schrieb ihr wieder, und erbot sich, ihr alle möglichen Gewährleistungen für seine Treue zu geben; doch sie ließ sich durchaus auf gar nichts ein. Nun glaubte er, es wäre Zeit, ihre Familie mit in das Spiel zu ziehen, und er gab Eduarden den Auftrag, mit seiner Schwester zu reden.

Sie hörte ihren Bruder ruhig an; dann aber sagte sie: „ich schreibe dem Fürsten, daß er sein Spiel verloren hat, wenn er dich oder einen Andren wieder helfen läßt. Ich will es durchaus selbst spielen, und

du, — lächle, so viel du willst! — du sollst es nicht errathen."

Eduard hörte nicht auf zu lächeln; denn er hatte es errathen.

Sie schrieb dem Fürsten im höchsten Zorne der beleidigten Liebe, und brach gänzlich mit ihm, weil er hatte glauben können, ihre Liebe sey zu erkaufen. Der Fürst konnte dieses Mädchen nicht begreifen. Als er sie wieder sprach, war sie kalt, bitter, spöttisch; und es kostete ihm nicht geringe Mühe, sie zu versöhnen.

Er erbot sich nun noch einmal, ihr seine Treue auf alle ihm nur mögliche Art zu versichern. Vergebens; sie hörte nicht einmal auf seine Betheurungen. Er fühlte sich jetzt in der That sehr unglücklich. Das sah Amelie, und der Anblick seiner Trauer erweichte endlich ihr Herz. Sie gestand ihm nun weinend, mit sich selbst kämpfend, in der süßesten Wehmuth, daß sie ihn liebe, und nicht ohne ihn leben könne.

Er knieete vor ihr nieder. Jetzt sank sie zum ersten Mal in seine Arme. O, wie

schlug ihr Herz an seiner Brust! wie ganz hatte sie seinen Rang vergessen! Sie war die Liebende, die Geliebte; nichts mehr. „O,“ sagte sie, als sie ihn aufs neue an ihre Brust drückte: „wie konnte ich diesen Schmerz in den Augen des geliebten Mannes sehen, ohne zu sterben! Ich fühlte es wohl, daß mich die erste Thräne in seinem Auge auf ewig an seine Wünsche fesseln würde. Seinem Range, seinen Versprechungen, ja seiner Liebe hätte ich widerstanden.“

So war noch nie ein Mann geliebt worden, wie der Fürst von seiner Amelie. Doch diese Liebe blieb ein stilles Geheimniß zwischen Beiden, und der Fürst hatte noch tausend Wünsche übrig. Amelie mußte, nach ihrem Plan, langsam vorwärts gehen, und gewährte wieder nur seiner Liebe, was sie seinen flehenden Bitten verweigert hatte. Er überraschte sie eines Abends in ihrem Garten, und blieb bei ihr. Da ergab sie sich endlich, verrathen von ihrem Herzen, der Einsamkeit, und dem stillen, dunklen Abend. Als er um Mitternacht von ihr Abschied

nahm, sagte er noch: nein, so glücklich ist kein Mann auf der Erde, wie ich! Amelie dachte lächelnd: er ist glücklich; und nun will auch ich es seyn!

Der Fürst hatte bisher, wie der Morgenländer, nur Wollust in den Armen erkaufter Sklavinnen gekannt; an Ameliens Herzen lernte er die Liebe eines freien Wesens, die Wollust der Liebe kennen. Er war von seinem Glücke berauscht, und dieser Rausch dauerte fort. „Zauberin,“ schrieb er ihr: „ich möchte mich Ihnen zu Füßen werfen; denn Sie haben mein Leben umgeschaffen, vollendet. Was kannte ich vorher vom Leben! Nichts als die kalten Mauern eines finstern Kerkers. Sie naheten sich mir; die Mauern stürzten, und aus Ihren lächelnden Augen drang das mildeste, schönste Licht in meine erhobene Seele. Ja, vorher verkaufte man mir den kalten Schimmer meines Ranges für den belebenden, schaffenden Strahl der Sonne; man gab mir die starre Pracht eines schweigenden Leichenzuges für den beseelenden Athem der Liebe.

Ich war eine Bildsäule, eine starre Mumie. Sie haben mich zu einem Leben geweckt, das ich nicht kannte, nicht ahnete. Nur in Ihren Armen wohnt das Glück, das mich zu den Göttern emporhebt. O Amelie, wie glücklich haben Sie mich gemacht!"

So schrieb der Fürst an Amelien, und er fühlte wirklich mit jedem Tage mehr, daß sie die Quelle seines schöneren Lebens war. Am glücklichsten machte ihn aber die Ueberzeugung, daß sie in ihm den Mann, und nicht den Fürsten, liebte. Auch war sie ohne Unterlaß thätig, diese Ueberzeugung bei ihm zu verstärken und so seine Unbeständigkeit zu fesseln. Ihr reger Geist, der sich ganz leicht in alle Gestalten schmiegte, machte diese Fesseln noch enger; und die Beharrlichkeit, womit sie der vollkommenen Befriedigung seiner Begierden auswich, die schäferliche Zärtlichkeit, wodurch sie das nichtssagende Spiel einer ganzen Stunde zu einer schönen Minute machte, die Innigkeit, mit der sie an ihm und seinem Ruhme hing, die zarte Schamhaftigkeit, womit sie sich selbst

in den Stunden der beglückenden Liebe verhüllte, die Zurückgezogenheit, mit der sie sich nie ganz zu des Fürsten Eigenthum hingab: das alles war ihre Sicherheit, und der Triumph der weiblichen Buhlerei. Ihr Herz gehörte dem Fürsten ganz, doch das reitzende Weib nur selten, wenn die Gewalt der Liebe es überwältigte, und nur auf Augenblicke. Seine Begierde war befriedigt; seine Einbildungskraft aber hatte von der Geliebten noch immer Opfer zu fodern, die sie nie brachte, und nie bringen wollte. Durch diese Künste war sie dem Fürsten immer neu, immer reitzend, und seine Liebe stieg mit jedem Tage.

Sie gab dieser Liebe durch den Schleier des Geheimnisses noch einen Reitz mehr. Selbst der Bruder wußte ihr Verhältniß mit dem Fürsten nicht, und vermuthete es nur aus dessen triumphirenden Blicken. Endlich sah er einmal, daß der Fürst spät Abends zu dem Garten schlich, in welchem Amelie wohnte, und erst nach Mitternacht zurückkam. Aber zu seinem Erstaunen bemerkte

er an seiner Schwester in der ersten glänzenden Gesellschaft keinen prächtigen Schmuck, und eben so wenig den Uebermuth, den die Geliebte des allgemeinen Gebieters, nach seiner Meinung, haben mußte. Sie mischte sich vielmehr ganz anspruchlos unter die übrigen Frauenzimmer, und blieb gegen den Fürsten, der sich zu ihr drängte, und sie auszeichnete, fremd und ehrerbietig. Eduard begriff nicht, wie seine Schwester sich selbst so zurücksetzen konnte, da es jetzt nur von ihr abhing, überall die Erste zu seyn.

Der Fürst war in der That sehr freigebig gewesen. Er überreichte Amelien eines Tages unschätzbare Steine. Sie fragte ihn mit einem starren Blicke: „sollen diese Steine die Verräther unsrer stillen, verschwiegenen Liebe werden?“ Er konnte sie durchaus nicht bereden, etwas davon zu behalten; sie zog aber von seinem Finger einen einfachen Goldring, und hängte ihn an einer Schnur auf ihr Herz. Ja, sagte er nun, in wahrer Rührung: weg mit diesen elenden Steinen! sie sind nicht kostbar ge-

nug, einen Ihrer zauberischen Blicke zu bezahlen. Amelie, Sie schlagen den Reichthum aus; aber Eins werden Sie doch von mir annehmen: die Betheurung, daß ich Ihnen ewig angehören werde. Selbst, wenn das geschehen könnte, was Sie befürchten, wenn ich aufhörte, Sie zu lieben, so würde ich doch nie aufhören, Ihnen anzugehören.

Der Fürst empfand, was er sagte; denn noch nie, oder doch nur sehr selten, waren ihm Menschen vorgekommen, die nicht Ansprüche auf seine Freigebigkeit gemacht hätten. Doch Ameliens Edelmuth drückte ihn, und er gab ihr an seinem Nahmenstage eine sehr beträchtliche Summe in Staatspapieren. Sie nahm das Geschenk mit einem lieblichen Lächeln. Am folgenden Tage sprach sie ihn wieder, und gab ihm ein Papier. Es war eine Quittung über die ganze Summe von der Armen-Kasse. Der Fürst sagte mit einiger Empfindlichkeit: ich wenigstens werde nicht Schuld daran seyn, wenn man nun erräth, in welcher Verbindung wir stehen!

„Das wird man nicht," erwiederte Amelie, und verschwand. Nach einigen Minuten kam sie in der Uniform eines Hofpagen wieder, und fragte: „kennt man mich so? In diesem Anzuge ging ich an Ihrem Nahmenstage Abends zu dem Direktor der Armenanstalt, und sagte: Se. Durchlaucht schikken diese Summe für die Armen, und verlangen von Ihnen Verschwiegenheit. Ich soll eine Quittung mitbringen. Der alte Mann zählte die Summe, und blickte mit nassen Augen gen Himmel. Und ich? — O, Sie wissen nicht, wie eigennützig ich bei dieser Sache bin! Heute habe ich, weil der Direktor doch nicht ganz geschwiegen hat, einmal mit meinem Mädchen, mit den Bedienten, mit jedermann, von Ihnen reden können. Meine Augen durften funkeln, und mein Busen klopfen, wenn ich von Ihnen redete. Das hat mir wohlgethan! Und heute, und das ganze Jahr hindurch, nennt man Ihren Nahmen mit frohen Empfindungen, und . . ." — Sie wendete sich von ihm ab, und verhüllte ihr Gesicht.

Der Fürst umfaßte sie mit immer steigender Begeisterung, und sagte: soll sich denn unter der süßen Last Ihrer Großmuth erliegen? Die Stadt, das Land muß erfahren, wie edel meine Geliebte ist. Glauben Sie, Amelie, ich möchte den Dank stehlen, der Ihnen gehört? Nein! ein Paar Worte sollen alles erklären.

Amelie sah ihn ernst an. „Das hieße aus einer guten Handlung ein Spiel machen, und ein Spiel, worin ich meinen guten Nahmen verlöre!"

Unbegreifliches Geschöpf! sagte der Fürst, fast außer sich. Sie werden mich noch arm machen, wenn Sie so fortfahren; denn ich muß Ihnen die Summen ersetzen, und Ihren Edelmuth obendrein belohnen.

„Auch verlange ich das," erwiederte Amelie; und nun bat sie für einen Unglücklichen, für den sich die ganze Stadt interessirte. „Sein Schicksal liegt mir sehr am Herzen," fuhr sie fort, und erzählte hierauf dem Fürsten die Geschichte des Mannes.

Ich habe das anders gehört, sagte der Fürst erstaunt: ganz anders.

„Das Schicksal der Fürsten! Jeder betriegt sie, weil Niemand sie liebt. Ach, ich fürchte, Sie werden noch oft Sachen von mir hören, die Ihre Röthe Ihnen anders vortragen. Aber ich liebe Sie, und ich bin glücklich, wenn Ihr Nahme mit Segen genannt wird.“ — Der Fürst versprach ihr, die Lage ihres Schützlings schnell zu ändern. — „Das sollen Sie nicht; Sie sollen untersuchen. Ich liebe Ihren Ruhm, und nur den allein!“.

Er untersuchte, und stieß auf ein Gewebe von elenden Ränken und Kabalen, die man angesponnen hatte, um eine Familie zu stürzen. Der Unglückliche war gerettet, und der Fürst sah den Dank, die Verehrung der Stadt und des Landes in so sichtbaren Zeichen, daß er sich vielleicht noch nie so fürstlich groß gefühlt hatte, als eben bei dieser Sache. Er dankte Amelien dafür, und bat sie mit inniger Zärtlichkeit, nicht allein der Schutzgeist seines Ruhmes, sondern auch seiner Unterthanen zu werden.

Amelie hatte nun den guten Willen des

Fürsten auf die Probe gestellt, und sie sah, daß es ihr bei einiger Klugheit und Rechtlichkeit nicht schwer seyn würde, auf die Regierung des Landes Einfluß zu bekommen. Sie nutzte noch ein Paar solche Gelegenheiten, wo sich die öffentliche Meinung gegen augenscheinliche Ungerechtigkeiten empört hatte, und sie bezeichnete dem Fürsten die Opfer, welche seine Unterthanen foderten. Er brachte sie, und — sie war einen Schritt weiter gegangen — brachte sie auf ihre Versicherung hin, daß sie die Wahrheit sagte. Sie kam an diesem entscheidenden Tage höchst einfach gekleidet, ohne allen Schmuck, in eine Gesellschaft, und lächelte, zufrieden mit sich selbst, daß sie Geist genug hatte, mehr zu wollen, als ein Paar funkelnde Steine.

Der Fürst fand sich bei ihren Winken über den Charakter seiner Räthe, und über manche Dinge, die ihm vorher wahre Labyrinthe geschienen hatten, so wohl, und sie blieb dabei so bescheiden, und machte so wenig Ansprüche, daß er ihr sogar Geheimnisse mittheilte, und sie um Rath fragte. Da sie in

ihres Vaters Hause fast über alles, was im Lande vorging oder vorgehen sollte, debattiren hörte, so wußte sie so ziemlich alle Gründe für und wider. Man zerbrach sich jetzt vergebens den Kopf darüber, wie der Fürst so oft die schwierigste Sache gerade bei dem rechten Ende angriff, und durch einen kleinen drohenden Wink an diesen oder jenen Rath auf einmal auch solche Mißbräuche abschaffte, die vorher unvertilgbar geschienen hatten.

O, sagte er; sie ist eine Zauberin, und zur Freundin eines Fürsten geboren! Aber, je werther, je unschätzbarer sie ihm wurde, desto drückender war es ihm, daß sie nicht von ihm belohnt seyn wollte. Um doch etwas zu thun, nahm er ihren Bruder in das Collegium seiner wirklichen geheimen Räthe, und schenkte ihrem Vater große Summen. Der Fürst wollte sich bei Amelien ein Verdienst daraus machen, daß ihr Bruder schnell von einem Posten zum andern stieg; sie sagte aber: „er ist ein Ehrgeitziger, den man in genaue Obacht neh-

men muß. Er darf nie vergessen, daß er abhängig ist."

Eduard schrieb sein Steigen der Ueberlegenheit seines Geistes über den Fürsten zu, und gewann das Vertrauen seines Herrn so ausgezeichnet, daß er sich jetzt beinahe für allmächtig hielt. Amelie ließ ihm den süßen Traum, weil er sie mit achtungsvoller Artigkeit behandelte.

Er war jetzt in der That sehr arbeitsam, und an Kenntnissen fehlte es ihm nicht. So fand man es denn nicht befremdend, daß er, als der erste Minister starb, von dem Fürsten dessen Stelle erhielt. Er hatte die Achtung und das Vertrauen seines Herrn, ja selbst die Achtung des Landes; denn nur Ehrgeiz war seine herrschende Leidenschaft, und diese fand er jetzt befriedigt, da sich alles willig vor ihm beugte. So hatten denn die Zaberns endlich den Gipfel des Glücks erstiegen. Jetzt haben wir, sagte Eduard mit einem bedeutenden Blick auf seine Schwester, weiter nichts zu thun, als uns durch Einigkeit auf unsrer Höhe zu erhalten.

Amelie schwieg. Nach einiger Zeit war die Rede von der schnellen Beförderung eines Menschen, und Eduard sprach davon als von einer schon abgemachten Sache. „Ich ersuche dich," sagte Amelie, „dieses Mal einen meiner Wünsche zu erfüllen."— Das ist ganz unmöglich, erwiederte er. Sie lächelte, und schwieg. Am folgenden Morgen schlug Eduard dem Fürsten seinen Schützling vor. — In Betreff dieser Stelle, bekam er zur Antwort, haben Sie dem Befehle Ihrer Schwester ohne alle Widerrede Folge zu leisten. Ich will nicht wieder davon reden hören.

Eduard gehorchte; doch nun haßte er den Mann, der die Stelle bekommen hatte, und drückte ihn. Amelie sagte ihm ganz kalt, in Gegenwart ihrer Eltern: „ich will dich lehren Achtung für mich zu haben! Leidet der Mann noch ferner Kränkungen, von wem es auch sey, so steigt er für jede Kränkung eine Stufe höher, bis er dir gleich ist. Ich habe dich gehoben. Das scheinst du noch nicht zu wissen; so höre es denn jetzt!" Eduard

knirschte mit den Zähnen. Er machte einige Versuche, das Joch seiner Schwester abzuwerfen; doch sie fielen so unglücklich aus, daß es ihm Mühe kostete, sich nur in Ansehen zu erhalten.

So trat denn Amelie allmählich aus dem Halbdunkel des Geheimnisses als die mächtige Beherrscherin des Fürsten hervor. Jetzt legte sich ihr alles zu Füßen, nur Eduard nicht. Er fing an sie unaussprechlich zu hassen, ob er ihr gleich alle äußere Zeichen der Achtung erwies. Jetzt waren Zaberns die ersten nach dem Fürsten, und doch nicht glücklich, weil Mißtrauen sie entzweite.

Eduard hatte seinen alten Groll gegen die beiden Freunde noch nicht vergessen, und nur in diesem einzigen Punkte waren Bruder und Schwester mit einander einig. Barneck bekam, so oft er im Kabinette etwas nachsuchte, eine abschlägige Antwort. — „Nun denn," sagte er lächelnd; „wir wollen nichts mehr suchen. Es kostet ja weiter nichts, als ein wenig Nachgiebigkeit. Wir verlieren unsre Prozesse: nun, so wollen wir keine füh-

ren, und uns lieber vergleichen. Wir wollen sie vergessen, da sie uns nicht vergessen können." —

So waren zwei Jahre verlaufen; und während der Zeit hatten Barneck und Salsdorf an der Seite ihrer Gattinnen alles Glückes genossen, dessen das menschliche Leben fähig ist. Eduards Größe sahen sie ohne Neid, ohne Wünsche; und Amelie war in ihren Augen verächtlich. Sie schwiegen zwar; doch wenn sie Amelien irgendwo antrafen, so schienen der Stolz und die furchtlose Ruhe, mit der Beide auf sie blickten, ihre innersten Gedanken zu verrathen.

Amelie haßte diese Menschen nicht mehr; doch sie sollten ihre Macht fürchten, und das Schicksal schien ihren Wunsch unterstützen zu wollen. Helenens Vermögen befand sich ganz in Wien, und ihre Verwandten in Konstantinopel machten ihr den größten Theil desselben streitig, weil ein Familienvertrag vorhanden war, welchem zufolge das Vermögen immer auf den nächsten männlichen Erben fallen sollte. Der Oestreichische

Botschafter in Konstantinopel unterstützte die Verwandten, und sogar der Großvezier nahm sich ihrer an. Helene und Saldorf reisten selbst nach Wien, fanden aber dort ihren Prozeß so verwickelt, daß es viele Mühe kostete, nur einigermaßen Ordnung hinein zu bringen. Damit war indeß die Sache nicht abgethan; denn Helenens Verwandten hatten so mächtige Unterstützung, daß Saldorf endlich sah, der größte Theil des Vermögens wäre so gut wie verloren.

Während der Zeit zog sich auch über Barneck eine dunkle Wolke zusammen. Schon damals, als er seine Erbschaft antrat, hatte sich ein dumpfes Gerücht verbreitet, daß der Vetter einen Sohn habe, dem eigentlich das Vermögen gehöre. Barneck erfuhr das, und gab sich alle Mühe, den Ursprung des Gerüchtes zu entdecken. Doch vergebens! Man erzählte ihm so mancherlei, und alles sah einem Mährchen so ähnlich, daß er zuletzt sagte: „ich trete in Gottes Nahmen die Erbschaft an; und, Fraser, findet sich ein Sohn, nun so gehört ihm, was ich habe.

Gott soll mich behüten, einen Sohn aus seinem Erbe zu verdrängen."

Fraser lächelte damals, und sagte bedeutend: er wird sich nicht finden! Und findet er sich, so muß er doch beweisen, daß er des Vetters Sohn ist.

Die Sache lag dem Kapitain immer auf dem Herzen, und er sagte niemals: „mein Vermögen;" ohne dabei an den Sohn seines Vetters zu denken. Er hatte davon in Zaberns Hause eben so gesprochen, wie in jedem andern. In der Erwartung, daß er Amelien heirathen würde, hatte man sich genauer erkundigt, und gefunden, daß allerdings vielleicht ein Sohn vorhanden wäre, daß er aber dem Kapitain nie gefährlich werden könnte, weil der Vater vor seinem Tode alle Beweise, daß der junge Mensch sein Sohn sey, vernichtet hätte. So war denn alles im Dunkeln geblieben.

Um diese Zeit hatte Eduard ein wichtiges Geschäft in eben der Stadt, wo Barnecks Vetter gelebt hatte, und wurde dadurch an dessen Erbschaft erinnert. Er fragte neu-

gierig, ob man nichts weiter von einem Sohne des Geitzigen gehört hätte, und erfuhr zu seinem größten Vergnügen, daß eben jetzt das Gerücht ginge: der Sohn des Alten lebe nicht weit von dort in sehr ärmlichen Umständen; er könne aber sein Recht nicht geltend machen, weil sein Vater bei dem Tode der Mutter sich aller schriftlichen Beweise bemächtigt hätte. Eduard erkundigte sich näher, und es fand sich nach langem Forschen wirklich ein junger Mann, der sich für den Sohn des Geitzigen ausgab, der aber, außer seinem Taufschein, worin nur seine Mutter genannt war, nichts hatte, worauf sich etwas bauen ließ.

„Ist Ihre Mutter mit dem Alten verheirathet gewesen?" fragte Eduard. — Man sagt es, antwortete der junge Mensch; und auch meine Mutter hat es mir kurz vor ihrem Tode versichert.

„Vor Zeugen?" — Nein, auf ihrem Krankenlager, ohne Zeugen. Ich war damals noch ein Kind. Das weiß ich aber genau, daß ein Mann, den ich nicht kannte, die

Begräbnißkosten bezahlte, mich unterbrachte, und alle Papiere meiner Mutrer mit sich nahm. Er ließ mich erziehen, und man sagte mir, ich wäre sein Erbe; doch Niemand wußte etwas Gewisses. Ich wurde so strenge gehalten, daß ich in meinem funfzehnten Jahre davonlief, eine Weile umherstreifte, und dann Soldat wurde. Von meinem Vater hörte ich nichts, und mochte auch nichts von ihm hören. Mein Regiment schrieb endlich an ihn um Unterstützung für mich. Er schickte einige Thaler, und sagte dabei: ich hätte mich seiner Hülfe unwürdig gemacht; er überließe mich von nun an meinem Schicksal.

„Ist der Brief noch da?"

Nein, ich habe ihn im Zorne über seine Härte zerrissen. Der Auditeur des Regiments, der damals für mich schrieb, ist todt; auch lebt Niemand mehr, der ein Zeugniß für mich ablegen könnte.

Eduard versprach, sich des jungen Mannes anzunehmen, und lud ihn ein, nach der Residenz zu kommen, doch vorher sich allent-

halben ganz laut für den Sohn des alten Geitzigen zu erklären. Sobald er wieder zu Hause war, sprach er mit dem allerfeinsten Kopfe unter den Advokaten, und war sehr verdrießlich, als dieser, die Achseln zuckend, sagte: es ist nichts zu thun, Ew. Excellenz; denn es fehlt an Allem, eine Klage zu begründen.

Nun, wenn es ihm, dachte Eduard, sein Vermögen nicht kostet, so soll es ihm doch wenigstens einen Theil seines guten Nahmens kosten. Der junge Mensch soll kommen!

Indeß Eduard Anstalten traf, Barneck zu verderben, war dieser schon in einer nicht geringen Unruhe. Er bekam einen Brief, wurde beim Lesen unruhig, und winkte dann Frasern, ihm in sein Kabinet zu folgen. „Hören Sie, Fraser," hob er an: „da ist . . . Oder lesen Sie lieber selbst!" — „War es nicht," fuhr er dann fort, „als ob es mir geahnet hätte? Sie meinten immer, davor wäre ich sicher. Nun ist der Sohn, der rechte Erbe, da."

Lächelnd erwiederte Fraser: wenn ich vor allem so sicher wäre, wie davor! Das ist ein Hungerleider, der von Ihrer Wohlthätigkeit gehört hat, und Ihnen gern ein Paar Louis-d'or abholen möchte.

„Zehn, zwanzig, hundert, tausend, lieber Fraser. Aber wenn es nun wirklich der Sohn ist? Gott weiß, ich will mit Elisen, meinem Jungen, Ihnen und Ludwig gern auf mein kleines väterliches Gut ziehen, und arbeiten. Aber Elise! Sie hat ein Herz danach, das auch zu können, so gut, und besser als ich. Doch als sie mich heirathete, glaubte sie, ich wäre der reichste Mann im Lande. Freilich sagte ich damals, daß ich vielleicht nur Verwalter des Vermögens wäre; aber ich sagte es nur halb in Ernst, lachend, weil ich es selbst nicht glaubte. Nun aber . . . Ja, meine Elise dauert mich; und auch Saldorf: denn nach seinen letzten Briefen treibt er sich in einem solchen Labyrinthe umher, daß er am Ende die Lust verlieren wird, des Bettels wegen sich ein Paar Jahre seines Lebens zu verderben." —

— Fraser lachte. — „Zum Teufel, Herr! Sie lachen noch — bei unserm Elende wohl nicht, aber doch bei unsern Sorgen!"

Ich weiß, Herr Hauptmann, daß Ihre Sorgen unnöthig sind, und daß kein Sohn zum Vorschein kommen wird.

„Sie haben ja gelesen! Er ist ja da!"

Er ist da. Doch — hat er Beweise?

„Wenn er sie nun aber hätte? Wenn er . . ."

Fraser fiel sehr schnell und versichernd ein: die hat er nicht; die kann er nicht haben.

„Warum denn nicht? Ich weiß gar nicht, wie Sie so reden können. Sie werden sehen, daß er sie hat! Mein Herz sagt es mir."

Er hat sie nicht, und Sie bleiben im Besitz Ihres Vermögens. Ich weiß, was ich weiß.

„Nun wahrhaftig, Sie müssen mehr wissen, als ich! . . . Aber es ist doch alles möglich. Wenn er nun der Sohn wäre, und Beweise hätte. Setzen Sie einmal den Fall."

Den kann ich nicht setzen, Herr Hauptmann; denn die Beweise sind in unsern Händen.

„Wie? in unsern Händen? die Beweise? Fraser, reden Sie! Welche Beweise? Werden Sie antworten?"

Schriftliche! antwortete Fraser in der Bestürzung.

„Wo sind sie? Ich will sie sehen! Beweise, daß ein Sohn da ist? Barmherziger Gott! Ein Sohn, der vielleicht in der bittersten Armuth lebt, indeß ich hier in Pracht und Ueberfluß schwimme? Wo sind die Beweise? Nun bin ich arm; aber, Gott sey Lob und Dank! ich kann wiedergeben, was mir nicht gehört. Wo sind die Beweise?"

Fraser war todtenbleich. — Beweise eben nicht. Es sind ein Paar bezahlte Rechnungen, ohne Nahmen. Die will ich Ihnen suchen; sie liegen unter den alten Papieren.

„Warum denn aber so bleich? Fraser, bei Gott! verschweigen Sie mir etwas, oder verhehlen Sie mir nur ein Stückchen Papier, das zum Beweise für den jungen

Menschen dienen kann . . . Herr, Sie kennen mich! — Wo sind die Papiere?"

In diesem Augenblick trat Elise in das Zimmer. „Wo sind die Schlüssel," rief der Kapitain. „Ich will sie haben, und Sie rühren sich nicht von der Stelle. Gut Elise, daß du kommst! Du bleibst hier bei Frasern, und leidest nicht, daß er ein Papier in die Hand nimmt!"

Um Gottes willen, lieber Karl! deinen alten Freund behandelst du so?

„Was alter Freund! Du bist Mutter, Elise. Wenn Jemand deinen Sohn um sein Vermögen brächte, die Papiere unterschlüge, die seine Geburt und sein Recht erwiesen: was würdest du dazu sagen? Alter Freund! Zum Teufel! das ist kein Freundschaftsstück. Die Schlüssel her! Wo liegen die Papiere?"

Fraser war wie vernichtet. Im grünen Schranke werden Sie alles finden, Herr Hauptmann. Es ist mit meinem Petschaft versiegelt, und hat die Aufschrift: zum Verbrennen! . . . Aber, Herr Hauptmann, Sie

sind ein Bettler, wenn Sie mich nicht hören!

Elise erstarrte. Ein Bettler? wie so? Ich bitte dich, Karl, höre ihn! Kommen Sie, Herr Fraser; wir wollen mit ihm gehen. — Der Kapitain eilte voran, öffnete den Schrank, zog eine Rolle hervor, und las: „zum Verbrennen, wenn ich todt bin. Fraser.“ — „Fraser!“ rief er; „zitterte Ihre Hand nicht, als Sie das schrieben? Wenn ich todt bin! Die Sünde wollten Sie mit in Ihr Grab nehmen?“ — Er öffnete die Rolle, und fand darin einen Heirathskontrakt seines Vetters mit einem Mädchen von geringer Abkunft; ferner die Anerkennung seines Sohnes, ein Testament, worin er diesen zum Erben einsetzte, einen Briefwechsel mit seiner Frau, Rechnungen, die er für seinen Sohn bezahlt hatte, eine Enterbung desselben, auf die Nachricht, daß er Soldat geworden wäre, und endlich ein am Tage vor seinem Tode geschriebenes Blatt, worin er seine Härte bereuete, und seinen Sohn, wenn er sich wiederfände, zu seinem Erben ernannte.

Alle diese Papiere las der Kapitain halb laut; dann legte er sie sorgfältig auf den Tisch, und sagte mit flammenden Augen: „Fraser! das verschwiegen Sie mir? Sie wußten, daß ein Sohn des Mannes in der Welt umherirrte, ohne Brot, ohne Obdach? Sie Unmensch! das wußten Sie, und kein Wein war Ihnen theuer, kein Tisch prächtig, kein Bette weich genug? Herr, Sie hätten vor Scham in die Erde sinken sollen, so oft ein Bettler hier vor der Hausthür stand!"

Herr Kapitain, ich schwieg ja aus Liebe zu Ihnen.

„Aus Liebe zu mir? Es wird sich zeigen, wenn ich nun wieder arm bin. . . . Sie wissen mehr. Ist das der Sohn, von dem in dem Briefe gesprochen wird?"

Ich weiß es nicht; aber der Nahme der Mutter trifft zu, wie Sie sehen werden.

Der Kapitain sah in die Papiere. „Trifft zu."

Elise war erstaunt, und fragte endlich: Wovon ist denn eigentlich die Rede?

„Von Armuth, liebe Elise, von bittrer, schwerer Armuth. Mein Vetter, von dem ich erbte, hat einen Sohn hinterlassen, dem alles gehört, was wir haben. Willst du mir einen Gefallen thun, so laß den Gästen, die auf diesen Abend gebeten sind, wieder absagen. Gott Lob! er hat sich doch nicht eher gemeldet, als jetzt; und, bei meiner Seele! in meiner Hand haben seine Güter gewuchert. Nicht wahr, Fraser, die Güter sind in gutem Zustande?"

Fraser sah vor sich nieder. Glauben Sie denn, Herr Hauptmann, daß der Sohn, da er gar keine Beweise hat, sich Hoffnung macht, alles zu bekommen? Geben Sie ihm die Hälfte, oder nur ein Viertel, und er wird sich glücklich schätzen. Sie sollen ihn nicht hülflos lassen, aber Sich auch nicht unglücklich machen.

Elise sah ihren Mann an. Karl, wir werden die Armuth schwer ertragen!

„Ja; aber noch schwerer ein Verbrechen! — Elise, du weinst? O, nun bin ich arm geworden, sehr arm!"

Gieb ihm die Hälfte, wie Fraser sagt, oder drei Viertel. Laß uns nur nicht ganz arm werden!

„Geben? Ich ihm? Nicht einen Heller, liebe Frau. Nur diese Papiere. Lies sie, und dann entscheide!"

Elise sah die Papiere durch. Und der Sohn, dem diese Papiere gehören, ist da?

„Ist da."

Die Papiere sind sein. Er muß sie bekommen, sobald er sie fodert.

Aber diese Papiere machen Sie arm, gnädige Frau. Nun gut: wenn er sie fodert; doch nicht eher.

Sie gehören ihm, sagte Elise langsam und wehmüthig, auch wenn er sie nicht fodert.

„O, Elise," rief der Kapitain; „du hast deiner und meiner würdig entschieden! Wir sind nun arm, aber glücklich."

Glücklich, Herr Hauptmann? Was bleibt Ihnen denn übrig, als das Gütchen, das höchstens fünfhundert Thaler einbringt?

„Jährlich fünfhundert Thaler mehr, als

der

der wahre Besitzer meines Vermögens bisher gehabt hat. O Elise, ich bin krank! Laß deinen Gästen absagen." —

Fraser ging ergrimmt im Hause umher, und murmelte: es ließe sich mit allen Ehren ein so schöner Akkord treffen. Der Kapitain hörte das, und wollte ihm beweisen, daß ein Akkord bei diesen Umständen ein Diebstahl sey. Jetzt murmelte Fraser etwas von Narren. Da faßte ihn der Kapitain mit wilder Heftigkeit an der Brust, und sagte: Bösewicht! du stahlst einem Sohne das Testament seines Vaters! du jagtest einen Menschen auf der Erde umher, nicht ich! Geh aus meinen Augen! Hättest du nicht meinen Alexander gerettet: ich würde dich noch anders behandeln!"

Fraser verließ das Haus, und zwar sehr wohlhabend. Als er wegging, sagte er zu den Domestiken: euer Herr ist ein Bettler, und das durch seine eigene Narrheit. — Noch an demselben Tage wurden große Einschränkungen gemacht, und den meisten Domestiken der Dienst aufgekündigt.

Natürlich erregte das bald Aufsehen in der Stadt, und auch Eduard erfuhr es, ohne etwas davon zu begreifen. Man sprach von dem Sohne des Vetters, von Papieren, von dem Chirurgus Fraser, der ein Testament zum Vorschein gebracht hätte, u. s. w. Eduard ließ den Erben des Vermögens kommen, und Frasern zu sich rufen. Der letztere erbot sich, als er über das Gerücht zur Rede gestellt wurde, dem Sohne des Geitzigen die Hälfte von dem Vermögen seines Vaters zu verschaffen, wenn er die andere Hälfte aufgeben wollte. Der Erbe hätte das gern angenommen, und sogar der Minister würde damit zufrieden gewesen seyn, wenn Fraser sich nicht durch eine gewisse Aengstlichkeit verrathen hätte. Eduard schickte nun den Sohn selbst zu Barneck, und Fraser wurde wieder zu ihm bestellt. Als dieser kam, war Amelie gerade gegenwärtig. „Sie werden," hob Eduard an, „sich große Unannehmlichkeiten zuziehen, wenn Sie nicht offen sagen, wie es mit den gefundenen Papieren ist. Ich habe den Erben des Vermögens zu dem Herrn von Barneck selbst geschickt."

Fraser erschrak, und erzählte nun den ganzen Zusammenhang. „Herr Fraser," sagte Eduard, „Sie müssen mir schriftlich geben, was Sie ausgesagt haben, auf den Fall, daß etwa der Kapitain Schwierigkeiten machte. Hier ist Feder und Tinte. Schreiben Sie, was Sie wissen."

Das ist nicht nöthig, sagte Fraser, wenn der Sohn mit dem Kapitain selbst spricht.

Der Minister wollte auf sein Verlangen bestehen; doch so eben kam der Sohn des Geitzigen wieder, und brachte alle Papiere, die sein Recht zu der Erbschaft bewiesen. Er erzählte mit tiefer Verehrung das Benehmen des Kapitains.

Fraser wurde entlassen, und der Minister sagte zu dem Erben: er sollte die ganze Erbschaft mit Zinsen, und Zinsen von den Zinsen fodern. Ew. Excellenz, erwiederte der junge Mann, haben vergessen, wie großmüthig mich der Kapitain behandelt. Ich sollte den Mann, der mir diese Papiere ohne alle Schwierigkeit ausgeliefert hat, ganz unglücklich machen? Lieber wollte ich sie verbrennen!

Amelie schwieg bei dieser ganzen Verhandlung. Als der junge Mann weggegangen war, sagte sie zu ihrem Bruder mit einem verachtenden Blicke: wie ist es möglich, das Edle in der Handlung des Kapitains nicht zu fühlen! . . . Ich verbiete dir, ihn weiter zu verfolgen. Genug, daß er arm ist. Jeden Schritt, den du jetzt noch gegen ihn thätest, würde ich ahnden! —

Der Kapitain übergab dem Vetter das ganze Vermögen, troß allen Vorwürfen, die Auguste ihm machte. Er behielt weiter nichts, als sein Gütchen, das in einem vortrefflichen Zustande war, weil er allen möglichen Fleiß darauf gewendet hatte. Sein Schwiegervater, ein sonst biederer Mann, war durch diesen Glückswechsel so überrascht, daß er in der ersten Hitze seine Tochter zu enterben drohete. Der Kapitain wurde von Allen, auch von Augusten, verlassen; nur ich, der alte Johann, und Hannchen, die Saldorfs bei uns gelassen hatten, begleiteten ihn auf das Gütchen.

Gleich am Tage nach unserer Ankunft

umging es der alte Johann mit mir, und bei jedem Morgen von gutem Boden schwor er, der Herr sollte hier leben, wie ein Prinz, wie ein König. Als wir zu Hause kamen, wiederholte er das dem Kapitain, und setzte hinzu: ich muß aber nicht mehr Reitknecht seyn, sondern Verwalter, oder so etwas. Dazu wurde er gemacht, ich zum Schreiber, und Hannchen zur Ausgeberin. Wir Alle, und besonders ich, waren nie so glücklich gewesen, als jetzt in dieser beschränkten Lage: wir vergaßen die Stadt, und wurden von ihr vergessen.

Saldorf und Helene, die endlich zurückkamen, hatten von ihrem Vermögen nicht mehr gerettet, als etwa jährlich achthundert Thaler. Der Kapitain drang darauf, daß sie bei uns wohnen sollten. Unser Haus war kein Pallast, aber geräumig genug für zwei Familien, die gewohnt waren, fast immer bei einander zu seyn. Wir aßen, wir lebten zusammen, und nie waren uns Zimmer und Saal zu enge. Der Garten verwandelte sich unvermerkt in ein Elisium;

denn jeder pflanzte. Unter des alten Johanns Aufsicht, bei Fleiß und Liebe, wurde der Ertrag des Gutes sehr ansehnlich vergrößert, so daß mein Vater im Stande war, den alten Fraser noch zu unterstützen. Mit dem Ertrage des Gutes vermehrte sich freilich auch die Anzahl der Menschen, die davon leben wollten; doch Johann verlor den Muth nicht. Laß nur, Ludwig! sagte er: alle Jahre eine Taufe, aber auch alle Jahre ein Korn mehr; und das giebt Geld."

Eine bessere Wirthin konnte man nicht finden, als Hannchen; aber auch keinen bessern Landwirth, als mich. Wir waren immer beisammen, und — seltsam genug! — niemand merkte etwas, ausgenommen Johann, der mich sehr oft mit Hannchen Arm in Arm gefunden hatte. Sie war sechzehn, ich neunzehn Jahre geworden. Daß ich sie liebte, fühlte ich wohl; doch wollte ich es kaum mir selbst gestehen: denn — wovon sollte ich sie ernähren?

Das soll noch ein Rittergut werden! sagte Johann einmal, als er einen neu ge-

kauften Acker pflügte. Jetzt ist mir gar nicht mehr bange vor den Taufen, und ich könnte ordentlich wünschen, Ludwig, daß noch ein Paar dazu käme, zum Exempel du und Hannchen! Noth solltet ihr nicht leiden: dafür steht euch hier der Pflug. Nun, was meinst du, Ludwig?

Ich erröthete; denn nun stand auf einmal hell und deutlich vor mir, was ich wünschte. Ach, Johann, sagte ich seufzend: damit hat es noch lange Zeit! Wovon sollten wir leben?

Nun, wovon Ihr jetzt lebt, erwiederte er. — Das leuchtete mir ein, und ich versprach ihm, sobald es die Gelegenheit gäbe, mit dem Vater darüber zu reden.

So eben kam Hannchen den Acker herauf. Sieh da! sagte Johann. Weiß sie schon etwas? Sag es ihr jetzt. Er zeigte auf einen Nußbaum, der im Felde stand. Ich und Hannchen gingen dahin, und setzten uns. Nun, was hast du mir zu sagen? fragte sie. Ich erröthete, seufzte, und stammelte einige Worte. Nun erröthete auch sie, seufzte wie

ich, und drückte mir die Hand. Ich küßte sie, und dann gingen wir, ohne uns weiter erklärt zu haben, wieder zu dem Pfluge. Johann fragte: habt Ihr mit einander gesprochen? Wir errötheten. Nun, da kommt der Vater die Furche herauf; sagt es auch dem.

Ach! seufzte ich; ach! seufzte Hannchen. — Oder soll ich davon anfangen? fragte Johann. Wir seufzten wieder, und der Vater stand neben uns.

Herr Hauptmann, sagte der Alte: Gott hat uns nicht verlassen. Und wenn die Menschen wüßten, was Glück ist, sie brauchten sich wahrhaftig nicht so große Mühe darum zu geben. Das Gütchen ernährt zwei Familien, und es bleibt noch etwas übrig.

„Ja, es könnte wohl noch eine ernähren; denn in unserm Hause ist noch viel Ueberfluß."

Da stehen ein Paar Leute, die es sich wohl gefallen ließen, eine Familie zu machen. — Der Kapitain sah uns an, und wir erröthe- ten wieder. „Was plauderst du, Alter?"

fragte er, ohne seinen lächelnden Blick von uns zu wenden.

Es ist Ernst, Herr Hauptmann. Wie kann es auch anders seyn!

„Ernst?" Der Kapitain nahm Hannchens Hand: „Ernst, mein Kind?" Hannchen schlug die Augen nieder. „Ernst, mein Sohn?" Ich glühete im ganzen Gesichte. „Nun wenn es Ernst ist, so müssen wir wohl daran denken."

Wir, Hannchen und ich, gingen tanzend nach Hause. Von der Entscheidung unsers Schicksals hörten wir weiter nichts; aber dennoch hatten wir den Himmel im Herzen, da die Menschen, in deren Händen es lag, uns liebten. Man überlegte nun, wie ich mit Hannchen leben könnte. Der Kapitain sagte: „ein Etablissement sind wir ihnen schuldig, und sollten wir uns auch noch mehr einschränken."

O, sagte Hannchen nachher zu mir, fühle, wie stark meine Arme dich an mein Herz drücken! Werden sie nicht auch stark genug seyn, zu arbeiten? —

Nach einigen Monaten, in denen der Kapitain sehr oft über mein und Hannchens Fortkommen nachgedacht hatte, starb Elisens Vater, ohne sich mit seiner Tochter versöhnt zu haben. Wir reisten hin, und Saldorfs begleiteten uns.

Es war anders, als wir erwarteten. Der Prediger, Elisens Lehrer, hatte von dem alten Grafen ein Testament bekommen, worin er Elisen zu seiner einzigen Erbin ernannte, der Tugend seines Schwiegersohns Gerechtigkeit widerfahren ließ, und seine Gattin mit ihrem Eingebrachten abfand. Das erfuhren wir erst, als wir dort waren; denn der Prediger hatte Elisen und ihren Mann nur gebeten, dem Leichenbegängniß ihres Vaters, nach dessen Wunsche, beizuwohnen.

Wir wurden auf dem Gute des Grafen, wo sich die ganze Familie der Witwe befand, höflich, aber kalt empfangen. Man erbot sich, Elisen ihren gesetzlichen Theil von der Erbschaft zu geben; der Prediger brachte aber nun zu jedermanns Erstaunen das Testament zum Vorschein. Die Familie

der Witwe schalt mit wildem Ungestüm auf ihn und den Verstorbenen. Jetzt trat der Kapitain vor, und sagte kalt: ich weiß, wie allmächtig Sie sind, und daß es Ihnen möglich ist, das Testament umzustoßen; aber Mühe soll es Ihnen doch kosten. Ich bin, nach dem Testamente, hier Herr; und — noch ein übles Wort gegen meinen Schwiegervater, oder meine Frau, oder den Ehrenmann da, den Prediger: so werde ich Ihnen zeigen, daß ich meine Rechte kenne!"

Eduard biß die Zähne auf einander. Amelie fuhr heftig auf: es ist klein, einer gestürzten Familie zu spotten!

„Gestürzt?" fragte der Kapitain erstaunt. „Gestürzt? Das habe ich wahrhaftig nicht gewußt. Das ist ein anderes! Nun so, Frau Gräfin, sollen Sie, hoffe ich, mit mir zufrieden seyn. Die Witwe meines Schwiegervaters muß nicht Mangel leiden."

Er nahm den Prediger bei Seite, und fragte: „gestürzt?" — Das wissen Sie noch nicht, Herr Kapitain? Völlig gestürzt. —

Amelie hatte, mit übermüthigem Stolze,

den Fürsten und die Staatsangelegenheiten beherrscht, und war, nach dem plötzlichen Tode der Fürstin, strahlend aus dem Dunkel hervorgetreten. Eduard bat sie öfters, behutsamer zu verfahren, sich Freunde zu machen, und nicht alles zu demüthigen; doch sie war sich ihrer Allmacht bewußt, und Eduard sollte nicht weniger vor ihr zittern, als jeder Andre. Dieser hatte sich die Neigung seines Herrn auf eine ganz andre Art zu erwerben gesucht: durch Diensteifer, durch den Schein einer strengen, unpartheiischen Gerechtigkeit, und durch eine gerade Wahrheitsliebe, welche aber die feinste Schmeichelei für den Fürsten war. Er fühlte, daß nur seine Schwester ihm im Wege stand, und fing an, ihr Ansehen zu untergraben. Bei einer schicklichen Gelegenheit machte er den Fürsten aufmerksam auf eine schöne Tänzerin, eine lebhafte, liebenswürdige Französin. Der Fürst ließ sich locken, und Eduard wurde sein geheimer Kuppler. Die Französin bekam ihre Rolle aus seinen Händen, und nahm sie demüthig an. Als sie in des

Fürsten Gunst war, ließ Edûard dessen Verhältniß mit ihr bekannt werden. Amelie war außer sich, und machte im ersten Zorne sogar tolle Plane gegen das Leben der Französin. Das benutzte Edûard, und seine Schwester wurde aus der Hauptstadt verwiesen. Er hörte die Nachricht, daß sie abgereist wäre, in dem Zimmer der Tänzerin, und triumphirte. Doch er bemerkte in dem Gesichte der Französin ein Lächeln, das ihn beunruhigte. Nach einigen Wochen gerieth er in eine strenge Untersuchung. Ihm und seinem Vater wurden große Veruntreuungen bewiesen; alle Staatsbeamten, die er mit Stolz behandelt hatte, traten als Zeugen gegen ihn auf. Vater und Sohn verloren ihre Stellen, und mußten große Summen als Ersatz bezahlen, was sie indeß noch immer nicht arm machte.

Die Katastrophe war so schnell gekommen, daß der Kapitain in seiner tiefen Einsamkeit noch nichts davon gehört hatte. Der Prediger schloß seine Erzählung mit den Worten: Sie sehen, Herr Kapitain, es ist ein Gott!

„Hieraus nicht, lieber Prediger: dazu reichte die menschliche Gerechtigkeit hin. Daß sich ein Schurke zuletzt in seinen eigenen Netzen fängt, ist ganz natürlich. Aber geben Sie nur Acht, er wagt es nicht, seine Augen gegen einen ehrlichen Mann aufzuheben. Die innere Verachtung seiner selbst, und das Gefühl seines verächtlichen Nichts: die beweisen mir, daß ein Gott ist. Es sind sehr unglückliche Menschen!" —

Alles wurde in Güte abgethan. Elise setzte ihrer Mutter eine beträchtliche Summe aus; und dieser Edelmuth, den aber der Kapitain nur Gerechtigkeit nannte, that doch auf die Zaberns einige Wirkung. Die ganze Verhandlung wurde in Kurzem gerichtlich bestätigt.

„Gott Lob," sagte der Kapitain, „daß wir so weit sind! Nun, Ludwig, nun Hannchen," — er wendete sich mit leuchtenden Augen zu uns — „jetzt ist es auch mit Euch richtig. Das kleine Gut, auf dem wir bisher gelebt haben, sollt Ihr bekommen."

O Gott! riefen wir Beide, und warfen

uns,

uns, laut weinend, an seine Brust. Sogar die Zaberns wurden von unsrer Freude gerührt. Wer sind denn die beiden glücklichen jungen Leute? fragte Eduard lächelnd.

„Das ist mein Sohn," sagte der Kapitain, auf mich zeigend. „Und die? . . . und die?" Er sah Saldorfen an, der ihm zunickte. „Die da, meines Sohnes Braut, Herr von Zabern, . . . ist Ihre Tochter, die Tochter des Fräuleins von Schenk." Es war, als schwankte die Erde unter Eduards Füßen. Er wurde bleich, und heftete die Augen an den Boden. Auf einmal ging er dann zu Hannchen, und nahm sie schweigend in seine Arme. Sie zitterte, und wendete das Gesicht von ihm ab. Ach, sagte er nun schmerzlich: so liebt mich nicht Ein Mensch! selbst die nicht, die mir das Leben verdankt! — Er ließ Hannchen los, und sah finster zu Boden. Nach einer Pause sagte er zu seinen Verwandten, halb erbittert, halb schmerzlich: wir hassen einander, und werden uns ewig hassen. Die allein lieben sich!

Er verließ das Zimmer, und wir hörten

ihn in wildem Galopp vom Hofe reiten. Die Andern machten Hannchen, doch nur mit großer Beschämung, einige Liebkosungen; wir waren aber nicht eher glücklich, als bis sie uns verlassen hatten.

Nach einigen Tagen bekam Hannchen von ihrem Vater ein mit Edelgesteinen besetztes Etuis von hohem Werth. Er schrieb ihr dabei: „Meine Tochter, ein unglücklicher Mann schickt dir ein Andenken an die sehr unglückliche, und dennoch schöne Stunde, da er dich an sein Herz drückte. Liebe deine Freunde, und sey glücklich, wie sie es sind, und — wie ich es nie werden kann. Leb wohl.“

Wir Alle waren von diesen Worten gerührt. — In Kurzem wurden wir, Hannchen und ich, ein glückliches Paar, und schworen einander, immer der Tugend treu zu bleiben. Wir werden unsern Schwur erfüllen, und darum — auch im Unglück — immer glücklich seyn.

Ende.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Ad Bibliothecam

Ad Bibliothecam

Ad Bibliothecam

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Barneck und Saldorf

Bd.: 2

Berlin (1805)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149e(12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090218-5